KRITISCHE PSYCHOLOGIE (II)

AS 15

ARGUMENT-SONDERBÄNDE AS 15

Herausgegeben von
Wolfgang Fritz Haug

Georg Hauß

Georg Hauß
2. Jan. 1978

Kritische Psychologie (II)

Argument-Verlag

Redaktion dieses Bandes:
Holm Gottschalch
Dr. Frigga Haug
Christof Ohm
Prof. Dr. Adalbert Rang
Brita Rang-Dudzik
Prof. Dr. Georg Rückriem
Prof. Dr. Walter Volpert

CIP Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek *

Kritische Psychologie. – Berlin, Karlsruhe : Argument-Verlag.
Bd. 1. ersch. in: Das Argument.
2. / [Red. dieses Bd.: Holm Gottschalch . . .]. – 1977.
(Das Argument : Argument-Sonderbd. ; AS 15)
ISBN 3-920037-75-8

NE: Gottschalch, Holm [Red.]

Copyright © Argument-Verlag GmbH Berlin 1977. Alle Rechte – auch das der Übersetzung – vorbehalten. – Redaktion: Altensteinstraße 48 a, 1000 Berlin 33, Telefon: 0 30 / 8 31 49 15. – Verlag, Anzeigen und Auslieferung: Dr. Christof Müller-Wirth, Postfach 21 0730, 7500 Karlsruhe 21, Telefon 07 21 / 55 59 55, Fernschreiber 7 825 909. – Auslieferung für Berliner Buchhandlungen: M. Langenberger, Bocholter Weg 10, 1000 Berlin 27. – Gesamtherstellung: C. F. Müller, Großdruckerei und Verlag GmbH, Rheinstraße 122, 7500 Karlsruhe 21. – Umschlaggestaltung: Sigrid von Baumgarten und Hans Förtsch – 1.–2. Tausend: November 1977.

Inhalt

Editorial
Zur Weiterarbeit an einer Kritischen Psychologie 5

Sprache und Lernen

Jürgen Ziegler
Wahnsinn aus Methode. Bemerkungen zu Watzlawicks populärer Kommunikationstheorie 7

Manfred Geier
Chomsky, Skinner und kein Ende. Ein Versuch, die Struktur einer hoffnungslosen Auseinandersetzung zu verstehen 28

Bernhard Wilhelmer
Konsequenzen aus einer materialistischen Lerntheorie 48

Ulrich Schmitz
Interiorisation und Widerspruch. Zur Diskussion der Galperinschen Lerntheorie 65

Arbeit

Frigga Haug
Arbeitspsychologie zwischen Kapital und Arbeit. 72

Thomas Waldhubel
Automationskrank durch Langeweile und Knöpfchendrücken? Kritik der Vigilanzforschung 83

Diskussion der Kritischen Psychologie

Walter Volpert
Rezension von Ute Holzkamp-Osterkamps „Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung“ 105

Karl-Heinz Siber
Notiz zu Ute Holzkamp-Osterkamps Konzept der Motivation . . . 111

Klaus Holzkamp
Rezension von Frigga Haugs „Gesellschaftliche Produktion und Erziehung“ 116

Karl-Heinz Braun
Die philosophische und psychologische Diskussion um Lucien Sèves Persönlichkeitstheorie 121

Kritik psychologischer Theorien

Michael Jäger
Eine Psychologie der Persönlichkeit und ihre Rechtfertigung durch die Analytische Wissenschaftstheorie 142

Peter Keller
Behaviorismus, Reduktionismus, „Emergenz"-Theorie. Grundlagenprobleme der Verhaltenspsychologie 170

Psychologie und Therapie

Gunter Herzog
Zur klinischen Wirklichkeit der Verhaltenstherapie 188

Ernest Borneman
Zur Nomenklatur der Psychiatrie 197

Dorothea Roer
Legalisierung psychotherapeutischer Tätigkeit – aber wie? 203

Kongreßbericht
IV. Internationales Forum für Psychoanalyse 212

Besprechungen

de Man, Hendrik: Zur Psychologie des Sozialismus *(Th. Doerry)* . . 215

Leontjew, Alexej Nikolajewitsch: Probleme der Entwicklung des Psychischen *(M. Geier)* 216

Holzkamp-Osterkamp, Ute: Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung, Bd. 1 und 2 *(W. Volpert)* 105

Treppenhauer, Andreas: Emanzipatorische Psychologie *(W. Kunstmann)* 219

Haug, Frigga: Gesellschaftliche Produktion und Erziehung. Kritik des Rollenspiels *(K. Holzkamp)* 116

Schützenberger, Anne: Einführung in das Rollenspiel *(M. Hahn)* . . 219

Kohut, Heinz: Narzißmus *(N. Elrod)* 220

Moser, Tilmann: Gottesvergiftung *(O. Rasper)* 222

Berkowitz, Leonard: Grundriß der Sozialpsychologie *(M. Buchholz)* . 224

Lefrançois, Guy R.: Psychologie des Lernens *(J. Rohmann)* 225

Signer, Ruedi: Verhaltenstraining für Lehrer *(M. Hahn)* 226

Schifko, Peter: Bedeutungstheorie *(J. Ellerbrock)* 227

Ullmann, Ingeborg Maria: Psycholinguistik – Psychosemiotik *(W. Kühnert)* 229

Stierlin, Helm: Von der Psychoanalyse zur Familientherapie *(H. Haffner-Marti)* 230

Male, Pierre: Psychotherapie bei Jugendlichen *(M. Berger)* 232

Aufruf zur Gründung der Zeitschrift Forum Kritische Psychologie 233

Editorial

Zur Weiterarbeit an einer Kritischen Psychologie

Der Marburger „Kongreß Kritische Psychologie" (vgl. den Kongreßbericht in Argument 103) zeigte nicht nur einen Bedarf an kritischer, an marxistischer Wissenschaft. Zugleich wurde auch die bisherige „Kritische Psychologie" einer Bewährungsprobe ausgesetzt, wurde deutlich, wo jetzt dringlich weitergearbeitet werden muß. Diese Weiterarbeit kann nicht das Werk von Einzelnen sein, sondern ist – und auch dies wurde auf dem Kongreß deutlich – schon jetzt ein Massenvorgang. An zahlreichen Orten der Bundesrepublik und des Auslands haben Gruppen von Wissenschaftlern begonnen, sich an das schwierige Werk der Entwicklung dieser kritischen Wissenschaft zu machen.

Hierzu einige – unvollständige – Anmerkungen. Zum einen wird es darum gehen, die individuelle Entwicklung auf konkrete Weise zu erforschen. In der Diskussion um eine materialistisch begründete Psychologie wird gegen die bisherige „Kritische Psychologie" der Vorwurf erhoben, sie untersuche die Ontogenese in ihrer relativen Eigenständigkeit nicht hinreichend. Dabei wird oft eine Einmaligkeit der Entwicklung unterstellt; die Ontogenese folgt angeblich ganz anderen Gesetzen als denen, die bisher bekannt sind. Dies ist ein Rückfall in eine Psychologie der Privatperson. Die individualgeschichtlichen Gesetze sind ein Aspekt der historischen Entwicklung, und dies deswegen, weil die historische Entwicklung durch die individuelle Entwicklung immer wieder eingeholt wird. Die Aufgabe ist daher nicht die Suche nach völlig anderen Gesetzen, sondern die Herausarbeitung eines bestimmten Aspekts der gesetzmäßigen historischen Entwicklung.

Dabei wird ein zweites Problem deutlich: die Frage nach dem Verhältnis der „Kritischen Psychologie" zur empirischen Forschung. Die eben skizzierte Aufgabe erfordert Methoden, die anders sind als die bisher üblichen empirischen Vorgehensweisen. Allerdings wird man die Ergebnisse der bisherigen Psychologie einbeziehen und davon ausgehen müssen, daß die Wissenschaftler das, was sie beschreiben, auch gesehen haben – allerdings nicht im Zusammenhang, weswegen Verabsolutierungen und falsche Einordnungen vorherrschen. Vor dem Hintergrund funktional-historisch gewonnener Kategorien wird der Stellenwert dieser Aussagen sichtbar werden, und darüberhinaus wird es möglich sein, die individuelle Entwicklung als Gesamtprozeß richtig zu fassen. Der wesentliche Kritikpunkt an der bisherigen experimentellen Methodik ist die „Querschnittsfixierung", die sie vornimmt, und die es ihr nicht erlaubt, ihren Gegenstand – das tätige Subjekt – auch als Subjekt zu fassen.

Allerdings scheint es bestimmte Momente in der Lebenstätigkeit zu geben, die so unspezifisch-organismischer Art sind, daß ihre abstrahierende Heraushebung aus dem Gesamtprozeß nicht verfälschend wirkt. (Ein Bei-

spiel hierfür sind bekanntlich optische Täuschungen als einseitige Belastungen des Wahrnehmungssystems, die im Alltag nicht zustande kommen, deren Herstellung im Experiment aber bestimmte Eigentümlichkeiten dieses Systems offenbart.) In mancher Hinsicht damit vergleichbar sind jene Momente, die dem bewußten historischen Prozeß entzogen sind, und die man deshalb durch eine experimentelle Untersuchung dem Prozeß nicht künstlich entzieht. So wäre zu überlegen, ob nicht jene „zweite Natur", in der den Menschen durch gesellschaftliche Bedingungen die Verfügung über die Dinge entzogen ist, im Experiment reproduzierbar ist. „Natur" ist hier im kritischen Sinn gemeint als Resultat einer „Naturalisierung": Wo Menschen in ganz bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen sozusagen automatisch funktionieren, sind sie Bedingungen ausgesetzt, die zwar im historischen Prozeß entstanden sind, sie verhalten sich gegenüber diesen Bedingungen aber so, als wären es natürliche. Die Fragestellung in solchen Experimenten würde jedoch lauten: Wie kommt es dazu, daß einige Menschen in diesen Formen quasi „blind" leben, während andere das nicht tun – es geht also um verschiedene Formen der individuellen Entwicklung und die dafür relevanten Bedingungen.

Die Trennung zwischen grundwissenschaftlicher und angewandter Psychologie wird durch den kritisch-psychologischen Ansatz im Prinzip aufgehoben, da das enthistorisierte Individuum – Kernmodell traditioneller psychologischer Forschung – durch den wirklichen Lebensprozeß ersetzt wird. Dabei kann der psychologische Forscher durch eine Analyse der Bedingungen (sowohl der objektiven wie der subjektiven) Kriterien dafür ableiten, welche Art von Praxis für das Individuum in einer gegebenen Situation adäquat ist: aus allgemeineren Entwicklungsnotwendigkeiten lassen sich so notwendige und mögliche Entwicklungsfortschritte für das Individuum ausmachen. Das Forschungsresultat – daß eine bestimmte individualgeschichtliche Analyse adäquat war – und die Möglichkeit einer selbstbestimmten Praxis fallen zusammen.

Das vielleicht entscheidende Problem einer kritischen Psychologie ist jedoch die Frage nach ihren Existenzmöglichkeiten. Wie läßt sie sich realisieren, angesichts institutioneller Behinderung und Beschränkung? Wie kann sie praktisch werden, ohne illusionär oder opportunistisch zu werden? Es liegt auf der Hand, daß die Gewerkschaften ihr „natürlicher Auftraggeber" sind. Der Dialog mit den Gewerkschaften hat noch kaum begonnen. Es wird auch nicht leicht sein, ihn zu führen. Denn einmal darf das Wort vom „natürlichen Auftraggeber" nicht so verstanden werden, daß der „kritische Psychologe" unkritisch Zielsetzungen übernimmt und Wünsche erfüllt. Zum anderen ist es auch gar nicht leicht, Versuche der Isolierung von außen nicht selbst zu bestätigen durch Tendenzen zur Einkapselung und zur Schulenbildung nach altem, schlechtem Muster. Dennoch muß der Dialog mit den Gewerkschaften geführt und die Zusammenarbeit mit ihnen in Angriff genommen werden, denn ihr Handlungsradius wird die Handlungsmöglichkeiten und damit die Fruchtbarkeit Kritischer Psychologie weitgehend bestimmen.

Das bedeutet für die Kritische Psychologie aber auch, daß sie sich konkret und detailliert mit den psychologischen Problemen jenes Bereiches befassen

muß, dem sie in ihren allgemeinen Aussagen zentrale Bedeutung zumißt: der Arbeitstätigkeit.

Sprache und Lernen

Jürgen Ziegler

Wahnsinn aus Methode

Bemerkungen zu Watzlawicks populärer Kommunikationstheorie

Dieser Aufsatz befaßt sich mit der Kommunikationstheorie Paul Watzlawicks. Sie liegt umfassend vor in dem Buch „Menschliche Kommunikation – Formen, Störungen, Paradoxien"[1]. Weitere Publikationen[2] bringen inhaltlich nichts neues, verpacken anders und verdanken ihre Existenz nur den Verwertungsinteressen des Marktes. Deshalb werden wir uns im wesentlichen auf das genannte Buch beziehen. Seit seiner deutschen Ersterscheinung im Jahr 1969 (inzwischen sind drei weitere Auflagen erschienen) hat es das Denken und die Diskussion an den Hochschulen und Schulen der Bundesrepublik erheblich beeinflußt und dies auch „innerhalb der nichtdogmatischen Linken", wie einer ihrer wenigen Kritiker aus eben diesem Lager hervorhebt[3]. Watzlawick habe – so der allgemeine Konsens – die Mechanismen der menschlichen Kommunikation „hervorragend genau beschrieben"[4] und eine „eindrucksvolle Systematik der in intersubjektiven Verhältnissen auftretenden Widersprüche vorgelegt"[5]. Kritisiert wird – wenn Kritik überhaupt erfolgt und nicht bei terminologischen Fragen stehenbleibt[6] – bestenfalls die mangelnde gesellschaftliche „Reichweite"[7]; das äußerste, was von einer solchen Position aus noch vorgebracht werden kann, ist der allerdings vernichtend gemeinte Technokratie-Vorwurf: Watzlawicks Theorie fungiere „objektiv als technokratische Unterstützung jeder Form von Herrschaft" und signalisiere „eine neue Stufe der Beherrschung menschlicher Natur"[8].

Fragt man sich, wie Watzlawick diese Jahrhundertleistung zustandebringt, so wird man mit einem Argumentationstopos beschieden, der üblicherweise dem logischen Empirismus entgegengehalten wird: Watzlawick beschränke sich „auf eine formallogische Beschreibung von Problemen"[9]. Solche Kritik liefert keinerlei Erklärung für die immerhin bemerkenswerte Tatsache, daß die oft gläubige Rezeption dieser Theorie in der „nichtdogmatischen Linken" einerseits und ihre „Funktionalität für Verwertungsinteressen"[10] andererseits sich eigentlich nicht vereinbaren lassen dürften. Kritik, der dieser

Zusammenhang nicht zum Problem wird und die sich damit bescheidet, Watzlawick in die a priori inkriminierte Ecke des Positivismus zu stellen, unterscheidet sich nur im Vorzeichen von solch gläubiger Rezeption; sie durchdringt den Gegenstand genauso wenig wie jene. Die Wirkung von Watzlawicks Kommunikationstheorie beruht weder auf ihrer Richtigkeit im Detail, noch auf irgendwelchen Mißverständnissen. Von vornherein ist hier ein affirmatives Moment im Spiel, eine ideologische Koinzidenz, die freilich nicht an der Oberfläche sichtbar, dafür aber umso wirksamer ist. Eine wesentliche Rolle spielt hierbei Watzlawicks Methode, die Logik systematisch auf den Kopf zu stellen, Irrationalität rational zu begründen. Erst wenn diese Methode aufgedeckt und als Kernstück der Theoriekonstruktion erkannt ist, wird es möglich, jene so „eindrucksvolle Systematik" als Sophistik im Dienste eines radikalen Konservativismus zurückzuweisen.

Nur durch dieses affirmative Moment ist es zu erklären, daß die zahlreichen Fehler und Verkürzungen in der Verwendung des (wissenschaftlichen) Materials, das Watzlawick zur Begründung und Veranschaulichung seiner Theorie heranzieht, nicht zum Anlaß genommen werden, die Seriosität dieser Theorie auch nur anzuzweifeln. Wir können Watzlawicks Umgang mit solchem Material hier nur an den zentralen Begriffen „Axiom" und „Kalkül" demonstrieren; an anderer Stelle beschäftigen wir uns eingehender mit diesem Aspekt". Erwähnt werden soll wenigstens, daß diese Fehler und Verkürzungen in Watzlawicks Form „wissenschaftlicher Erklärung" (WWW, 8) begründet sind. Seine „Methode besteht im Vorlegen einer großen Zahl von Beispielen aus verschiedensten Gebieten und versucht, auf diese praktische (!) Weise aufzuzeigen, welche Struktur diesen scheinbar ganz verschiedenen Beispielen gemeinsam ist und welche Schlußfolgerungen sich daraus ziehen lassen". Die Beispiele fungieren dabei als „Analogien, Metaphern und Veranschaulichungen – sie sollen beschreiben, in leichter verständliche Sprache übersetzen, doch nicht notwendigerweise auch *beweisen*. Dieses Vorgehen erlaubt daher den Gebrauch von Exemplifikationen, die nicht im strengen Sinn des Wortes wissenschaftlich zu sein brauchen..." (WWW, 8 f.). Dieses methodologische Programm beschreibt durchaus zutreffend den durchgängigen Eklektizismus, der an die Stelle wissenschaftlicher Genauigkeit analogisches Denken und mit ihm Suggestion und Verschwommenheit setzt. Die „praktische Weise" ist im schlechten Sinn „populärwissenschaftlich"[12] oder besser: vorwissenschaftlich. Sie wird auch dann nicht akzeptabel, wenn sie, wie im obigen Zitat, die nicht-wissenschaftliche Verwendung von „Exemplifikationen" als eine der möglichen Formen von Wissenschaft unterstellt.

*

Der Leser von Watzlawicks Kommunikationstheorie wird mit einem Vorgang konfrontiert, der in wissenschaftlicher Literatur einzig dastehen dürfte: ein Axiom, per definitionem nicht weiter ableitbar, wird aus anderen Aussagen abgeleitet. Aus den Sätzen „Verhalten hat kein Gegenteil" (bzw. „Man kann sich nicht *nicht* verhalten") und „Verhalten in einer zwischenpersönlichen Situation (...) (ist) Kommunikation" (51) folgert Watzlawick: „Man kann nicht *nicht* kommunizieren" (53). Dieser Aussage wird der Status eines Axioms zugewiesen; sie ist seitdem unter der Bezeichnung „erstes pragmati-

sches" oder „erstes metakommunikatives Axiom" allgemein geläufig. Die Problematik dieses „Axioms" liegt weniger in der illegitimen Inanspruchnahme eines sonst wohldefinierten Begriffs (das hielte sich im Rahmen des durchgängigen Eklektizismus), als in der Struktur der Kernaussage „Verhalten hat kein Gegenteil". Dem Sinn nach soll wohl ausgedrückt werden, daß alles, was ein Mensch auch immer tut, unter den Begriff des Verhaltens subsumiert werden kann. Diese Feststellung wäre so trivial wie inhaltsarm, ohne jeden Erkenntniswert und ohne den philosophischen Tiefgang, den Watzlawicks Formulierung suggeriert. Der Satz „Verhalten hat kein Gegenteil" ist grammatisch analog zu Sätzen wie „Der Mensch hat keinen Verstand" oder „Philosophieren hat keinen Sinn" gebildet. Bei genauer Betrachtung aber erweist sich das Prädikat „kein Gegenteil haben" als vielleicht umgangssprachlich möglich, im strengen Sinn jedoch als sinnlose Konstruktion. „Gegenteil" bzw. „Gegensatz"[13] ist ein Begriff, der – ähnlich wie „Implikation" oder „Wahrheit" – dem metasprachlichen Vokabular der Logik angehört; er drückt dort ein logisches Verhältnis von Aussagen bzw. Begriffen[14] zueinander aus. Man kann deshalb ein Gegenteil weder haben noch nicht haben, man kann es nur konstatieren. Korrekt könnte man etwa folgendermaßen formulieren: Der Begriff „Verhalten" steht im Gegensatz zum Begriff „X" (etwa: „Nicht-Verhalten"); X existiert in Wirklichkeit nicht.

Die Logik untersucht die formale Struktur des richtigen Denkens; nicht die Verhältnisse der objektiven, außerhalb des Denkens bestehenden Realität[15]. Aussagen und Begriffe, die die formale Struktur von Gedanken zum Inhalt haben, sind daher von Aussagen und Begriffen, die die Gegenstände der objektiven Realität zum Inhalt haben, zu unterscheiden. Mithilfe der Anführungszeichen wurde dieser Unterschied oben kenntlich gemacht: selbstverständlich existiert der Begriff „X", auch wenn das, was mit „X" (nicht mit „‚X'") bezeichnet wird, nicht existiert[16]. In Watzlawicks Formulierung ist gerade diese Unterscheidung verwischt: „Gegenteil" weist darauf hin, daß der Begriff „Verhalten" Gegenstand der Bezeichnung ist; „haben" aber und der Umstand, daß Anführungszeichen fehlen (daß die Formulierung also nicht lautet „‚Verhalten' hat kein Gegenteil"[17]), weisen das wirkliche Verhalten als den Gegenstand der Bezeichnung aus. „Verhalten" als der sprachliche Ausdruck eines Begriffs und als Bezeichnung eines Begriffs (also: Verhalten und „Verhalten") werden identifiziert, Bezeichnung und Bezeichnetes vermengt. Die sprachliche Wendung „kein Gegenteil haben", dem Aussagesubjekt „Verhalten" prädiziert, ist illegitimerweise eine Aussage über ein logisches Verhältnis und über Verhältnisse der Realität in einem. Bekanntlich aber führt die Vermengung von Bezeichnung und Bezeichnetem bei entsprechender Behandlung zu Paradoxien[18].

*

Das „erste pragmatische Axiom" beruht auf einer Aussage, die keineswegs die „grundlegende" Eigenschaft von Verhalten (51) offenbart, sondern die schlicht unsinnig ist. Diese Aussage ist getreuer Ausdruck von Watzlawicks Denken und ist paradigmatisch für die Verfahrensweise, der sich seine Theorie verdankt: für die systematische Erzeugung von Widersinn. Wir

wollen dies im folgenden am Beispiel der zentralen Begriffe „Metakommunikation", „Axiom" und „Kalkül" aufzeigen.

Um zu erläutern, was es mit der „Conditio sine qua non aller erfolgreicher Kommunikation" (56), der aus keinem Lehrplan mehr wegzudenkenden „Metakommunikation", auf sich hat, unterscheidet Watzlawick in jeder Kommunikation einen „Inhalts- und einen Beziehungsaspekt" (56). Ganz ähnlich spricht Habermas von der „Doppelstruktur umgangssprachlicher Kommunikation", in der „die Ebene der Intersubjektivität, auf der die Sprecher/Hörer *miteinander* sprechen" und „die Ebene der Gegenstände, *über* die sie sich verständigen", zu unterscheiden seien[9]. Watzlawick deutet diesen Beziehungsaspekt als „Metainformation" (55), die „einem höheren logischen Typus als die Daten" – gemeint sind die Inhalte – angehöre (54). Aus der „Metainformation" wird schließlich die „Metakommunikation": „Jede Kommunikation hat einen Inhalts- und einen Beziehungsaspekt, derart, daß letzterer den ersten bestimmt und daher eine Metakommunikation ist" (56). So die Formulierung des „zweiten pragmatischen Axioms". Watzlawick gibt aber noch eine weitere Definition des fraglichen Begriffs: „Wenn wir Kommunikation nicht mehr ausschließlich zur Kommunikation verwenden, sondern um *über* die Kommunikation selbst zu kommunizieren (wie wir es in der Kommunikationsforschung unweigerlich tun müssen), so verwenden wir Begriffe, die nicht mehr *Teil* der Kommunikation sind, sondern (im Sinne des griechischen Präfix *meta) von* ihr handeln. In Analogie zum Begriff der Metamathematik wird dies Metakommunikation genannt (. . .)." (41 f.) Um keine Zweifel aufkommen zu lassen, wird ausdrücklich betont, daß die beiden Begriffe von „Metakommunikation" „identisch" (55) seien.

Kommunikation ist – so die allgemeine, auch von Watzlawick akzeptierte Bestimmung (30) – die Übermittlung bzw. der Austausch von Information. In diesem Sinne ist „Kommunikation" verstanden, wenn korrekt von einem „Inhalts- und einem Beziehungsaspekt" als integrale Bestandteile einer jeden Kommunikation die Rede ist. Was aber bedeutet „Kommunikation über Kommunikation"? Diese ist – folgt man Watzlawick – sowohl Kommunikation als auch „Metakommunikation": „Metakommunikation" ist Kommunikation dann, wenn von Kommunikation die Rede ist. Es herrscht ein analoges Verhältnis wie zwischen Sprache und Metasprache – freilich nur dem Schein nach, denn die Analogie ist brüchig. In der Umgangssprache mag man den Ausdruck „Watzlawick kommuniziert über Kommunikation" akzeptieren; nichtsdestoweniger stellt er eine Ellipse dar und steht für den korrekten Ausdruck „Watzlawick übermittelt Information über Kommunikation an seine Leser". Macht man aber den verkürzten Ausdruck zum Kernsatz einer Kommunikationstheorie und folgt der von der Syntax dieses Ausdrucks suggerierten Logik, dann führt dies zu Widersinnigkeiten. Die Präposition „über" gehört sowohl syntaktisch als auch logisch zu „Information"; Sätze wie „X tauscht Information mit Y" oder „Y kommuniziert mit Y" sind insofern vollständig, als von der Tatsache eines Kommunikations*akts* die Rede ist. Durch die Angabe des „Inhalts" („über") wird nicht der Akt, sondern die Information näher bestimmt. Dieser Unterschied ist in Watzlawicks zweitem Zitat verwischt, wenn von „Kommunikation über Kommunikation" die Rede ist; „Kommunikation" und „Metakommu-

nikation" usurpieren dort den Bedeutungsgehalt des „Inhaltlichen", der Information oder Sprache („sprechen über"), nicht aber einer bereits vollständig bestimmten Handlung zukommt. Damit zeigt sich, daß Watzlawick den Kommunikationsbegriff äquivok gebraucht: einmal im pragmatischen Sinne von „Informationsaustausch" („Kommunikation *mit*"), zum anderen – illegitimerweise – im logischen Sinn der Relation von Bezeichnung und Bezeichnetem („Kommunikation *über*"). Entsprechendes gilt für „Metakommunikation", nur daß hier die Ungereimtheit ganz offensichtlich wird: kein Mensch außer Watzlawick ist bisher auf die Idee verfallen, den Beziehungsaspekt einer Kommunikation und die Theoriesprache des Kommunikationsforschers als ein und dieselbe Sache zu betrachten. Völlig abstrus schließlich wird die Angelegenheit, wenn man das Verhältnis von Kommunikation und Metakommunikation betrachtet: auf der einen Seite soll Metakommunikation in jeder Kommunikation schon enthalten sein (als Beziehungsaspekt), auf der anderen Seite „verwendet" Watzlawick „Kommunikation nicht mehr ausschließlich zur Kommunikation" und dabei „Begriffe, die nicht mehr Teil der Kommunikation sind". Nirgends wird deutlicher, daß der Begriff der „Metakommunikation" – und nicht nur im Kontext von Watzlawicks Theorie – ein unsinniges Konstrukt darstellt[20].

Spätestens an diesem Punkt wird man sich fragen müssen, was von einer Theorie zu halten ist, die ihren wichtigsten Begriff äquivok gebraucht. Tatsächlich liegt wie im Fall des Prädikats „kein Gegenteil haben" kein Versehen, sondern Systematik vor. Begriffe, die mit dem Präfix „meta" gebildet sind und auf der Unterscheidung von Sprache und Metasprache basieren, sind sinnvoll nur auf Zeichensysteme anwendbar; Kommunikation als pragmatische Kategorie stellt aber selbst kein Zeichensystem dar (obwohl Information in menschlicher Kommunikation in der Regel an Zeichen gebunden ist). Indem Watzlawick das Modell der Sprachstufen auf seinen äquivoken Kommunikationsbegriff anwendet und dabei die logische Unterscheidung von Bezeichnung und Bezeichnetem in die pragmatische Kategorie des Informationsaustauschs hineinträgt, verwischt er nicht nur in der bereits angedeuteten Weise Bezeichnung und Bezeichnetes, er bereitet auch den Boden, die aus diesen sprachlichen und logischen Fehlleistungen entstehenden Ungereimtheiten und Paradoxien als in der Natur der menschlichen Kommunikation selbst begründet erscheinen zu lassen.

*

Die Begriffe „Axiom" und „Kalkül" geben dieser Konzeption den nötigen Anstrich wissenschaftlicher Exaktheit. Watzlawick, so sehr um Objektivität bemüht, glaubt intrapsychische Kategorien wie „Willen" oder „Gedächtnis" methodisch ausschalten zu müssen, weil sie „Reifikationen" („Verdinglichungen") des menschlichen Verstands seien, und schlägt folgendes Verfahren vor: „Solange sich das Psychische nicht von außen her rein objektiv (!) erforschen läßt, müssen wir uns mit Rückschlüssen und Selbstschilderungen begnügen – und beide sind bekanntlich von geringer Verläßlichkeit. Wenn wir aber feststellen können, daß einem Verhalten a – was immer seine ‚Ursachen' sein mögen – stets ein Verhalten b, c oder d des Partners folgt, während es anscheinend ein Verhalten x, y oder z ausschließt, so kann

damit im weiteren Sinn vorschlagen, ist, daß sich alle Wechselbeziehungen davon auf eine metakommunikative Regel geschlossen werden[21]. Was wir in Begriffen der Spielanalogie verstehen lassen, also als Folge von ‚Zügen', die festen Regeln unterworfen sind; Regeln, bei denen es letztlich belanglos ist, ob sie den aufeinanderbezogenen Individuen bewußt oder unbewußt sind, aber über die sinnvolle metakommunikative Aussagen gemacht werden können. Damit postulieren wir (...), daß hinter den myriadenfachen Erscheinungen der menschlichen Kommunikation ein noch nicht interpretierter pragmatischer Kalkül steht, dessen Axiome in erfolgreicher Kommunikation berücksichtigt, in pathologischer Kommunikation dagegen gebrochen werden" (43 f.). Die bekannten „pragmatischen Axiome", von denen wir die beiden ersten bereits zitiert haben, sollen die Axiome dieses „pragmatischen Kalküls" sein.

Zunächst ist festzuhalten, daß ein Kalkül ein theoretisches Gebilde ist. Es ist ein vollkommen formalisiertes Zeichen- und Regelsystem, in dem vom Inhalt der Zeichen gänzlich abgesehen wird. Angegeben sein müssen in einem solchen System zunächst das Zeichenrepertoire (das „Alphabet", die „Elementarzeichen") und die sog. Formregeln; letztere bestimmen, wie die einzelnen Zeichen kombiniert werden dürfen, um regelgerechte (wohlgeformte) „Sätze" oder „Ausdrücke" darzustellen. Weiterhin werden einige dieser regelgerecht gebildeten „Sätze" als Axiome ausgewählt, aus denen dann mithilfe von Regeln eines anderen Regeltyps, den Umformungsregeln (einer Art Schlußregeln), sämtliche gültigen „Sätze" des Kalküls (die „Theoreme") auf strengem Weg deduziert werden. Ein Kalkül ist also nicht nur ein beliebiges Zeichen- und Regelsystem, er ist ein formalisiertes Axiomensystem mit der notwendigen logischen Bedingung der Widerspruchsfreiheit; die Axiome müssen widerspruchsfrei sein, d. h. im Kalkül dürfen keine kontradiktorischen „Sätze" abgeleitet werden können. Zweck der Aufstellung solcher Kalküle ist es, die Widerspruchsfreiheit einer Theorie zu garantieren; man denke nur an die Aussagenlogik, die eine formalisierte und axiomatisierte Theorie der Urteilsverknüpfung – einen Kalkül also – darstellt. Gerade um dieses Ziels willen ist die „völlige Bedeutungsentleerung der im System enthaltenen Ausdrücke"[22] notwendig; die Regeln haben einen rein operativen Sinn (sind rein syntaktischer Natur), beziehen sich, wie man zu sagen pflegt, nur auf die Form, nicht auf den Inhalt der Zeichen; jede verschwiegene Argumentation im theoretischen Beweisgang wird damit ausgeschaltet. Für den postulierten „pragmatischen Kalkül" wirft dies eine Reihe von Fragen auf. Welches sind die Elementarzeichen dieses „Kalküls", welches seine Formregeln? Repräsentieren die verschiedenen menschlichen Verhaltensweisen die Zeichen des Kalküls oder umgekehrt, oder sind die Verhaltensweisen die Zeichen selbst? Oder sind die Verhaltensweisen Theoreme des Kalküls? Welches sind dann die Umformungsregeln? Wie ist es überhaupt vorstellbar, daß sich Verhaltensweisen deduktiv auseinander quasi von selbst ableiten? Führt man Watzlawicks Ansatz konsequent zu Ende, dann bleibt keine andere Wahl, als jede konkrete menschliche Verhaltensweise als Repräsentation eines sinnleeren Zeichens oder Theorems aufzufassen. Menschliches Verhalten müßte dann als die Produktion sinnleerer Zeichen oder Theoreme interpretiert werden, die deduktiv auseinander folgen,

wobei es natürlich Watzlawicks Geheimnis bleibt, wie ein Produkt der menschlichen Denktätigkeit, ein formalisiertes Axiomensystem, *hinter* allem menschlichen Verhalten stehen soll.

Noch absurder wird die Angelegenheit, wenn man Watzlawicks „Axiome" betrachtet. Räumt man die metaphysische Existenz dieses „pragmatischen Kalküls" ein, dann wären dessen Axiome irgendwelche an den Anfang gesetzten Verhaltensweisen. Damit aber ist zumindest erwiesen, daß die von Watzlawick formulierten „pragmatischen Axiome" keine Axiome des „pragmatischen Kalküls" sein können. Das „Axiom" „Man kann nicht *nicht* kommunizieren" ist ein Satz der deutschen Sprache und keine Verhaltensweise. Der Satz ist auch nicht bedeutungsleer, gerade auf seinen Inhalt, nicht auf seine Form kommt es entscheidend an. Im Begriff des Axioms liegt damit eine ähnliche Äquivokation vor, wie wir sie im Begriff der Kommunikation gefunden haben; auch hier wird das Bezeichnete – die menschliche Verhaltensweise – systematisch mit dem Bezeichnenden – den angeblich axiomatischen Aussagen über menschliche Verhaltensweisen – vermengt.

*

Man kann die Äquivokation im Kommunikationsbegriff Watzlawicks verdeutlichen, indem man Synonyme für die jeweils verschiedenen Bedeutungen sucht: einmal bedeutet „kommunizieren" soviel wie „handeln *von*", „sprechen *über*" („kommunizieren *über*") und birgt die logisch-semiotische Problematik des Unterschieds von Bezeichnung und Bezeichnetem in sich, zum anderen wird „kommunizieren" gebraucht im Sinn von „sich verhalten *zu*" („kommunizieren *mit*") und stellt damit eine pragmatische Kategorie dar. Wir haben bisher nur die logisch- semiotische Seite, besonders im Begriff der „Metakommunikation", untersucht. Für die Kommunikationstheorie Watzlawicks hat der „pragmatische Aspekt" nicht geringere Bedeutung. Ihm wenden wir uns im folgenden zu.

Im Anschluß an Morris versteht man im allgemeinen unter „Pragmatik" eine Theorie, die die „pragmatischen Dimensionen eines Zeichenprozesses" – die Beziehung zwischen den Zeichen und ihren Benutzern – zum Gegenstand hat[23]. Watzlawick möchte diesen pragmatischen Aspekt „auf das Gebiet der menschlichen Kommunikation übertragen" (22). Gegenstand einer solchen Pragmatik sind „die verhaltensmäßigen Wirkungen der Kommunikation" (23). Da nun Watzlawick im selben Kontext „Kommunikation und Verhalten (. . .) als praktisch gleichbedeutend" verwendet (23), ist Pragmatik im Watzlawickschen Sinn das Studium der „verhaltensmäßigen Wirkungen" von etwas, was a priori selbst als Verhalten bestimmt ist. Diese Fassung des Pragmatik-Begriffs führt zu einer bedeutungsmäßigen Reduktion des Kommunikationsbegriffs und – damit korrelierend – zur Verabsolutierung eben des „pragmatischen Aspekts". Die für jede Theorie menschlicher Kommunikation zentrale Frage, wodurch Information in menschlicher Kommunikation spezifisch charakterisiert ist, wird auf „praktische" Weise eskamotiert.

Entkleidet man Watzlawicks Bestimmung von Pragmatik und Kommunikation ihres begrifflichen Bombasts, dann zeigt sich schnell, daß die Hypo-

stasierung des „pragmatischen Aspekts" in der Gleichsetzung von Verhalten und Kommunikation einem einfachen Sachverhalt zu verdanken ist: Watzlawick versucht, menschliche Kommunikation nach dem Modell von Reiz und Reaktion vollständig zu erfassen. Dies zeigt deutlich die vorgeschlagene Methode, wie der „pragmatische Kalkül" aufzufinden sei: man hat nur zu beobachten, welche Verhaltensweise „b, c oder d" auf ein Verhalten „a" folgt und gelangt dann zu einer „pragmatischen Regel"[24]. Kategorial unterscheidet sich Watzlawicks Ansatz nicht vom Modell der Schlüsselreize in sog. tierischer Kommunikation; auch hier handelt es sich um vorhersagbare Reiz-Reaktions-Folgen von wechselseitigen Verhaltensweisen zwischen Individuen derselben Art. Der rote Bauch eines Stichlings bezeichnet nichts, veranlaßt aber das Stichlingsweibchen zu einer Verhaltensweise, auf die wiederum der Stichling mit einer bestimmten Verhaltensweise reagiert – usf., bis nach einer genau determinierten Kette von wechselseitigen Verhaltensweisen die Paarung stattfindet. Man braucht sich nur Watzlawicks Skizze einer solchen wechselseitigen Verhaltensfolge (59) anzuschauen und mit Tinbergens Darstellung der Stichlingsbalz[25] zu vergleichen, um der Identität des methodischen Ansatzes innezuwerden. Es ist klar, daß die Anwendung dieses Musters auf das menschliche Verhalten erhebliche Schwierigkeiten bereitet. Watzlawick behilft sich damit, daß er als Reaktion auf eine Verhaltensweise nicht nur eine, sondern mehrere, nicht aber alle möglichen Verhaltensweisen zuläßt; die postulierte „Kreisförmigkeit der Kommunikationsabläufe" (47) stellt sich so fast von selbst ein. Der kategoriale Rahmen von Reiz und Reaktion wird dadurch keineswegs durchbrochen; er wird gegenüber den Schlüsselreizen lediglich im Hinblick auf den Grad der Vorhersagbarkeit modifiziert. Damit wird deutlich, wie der geheimnisvolle „pragmatische Kalkül" tatsächlich konzipiert ist: als eine Art „natürlicher Code", der aus einem endlichen Repertoire von Verhaltensweisen, die grundsätzlich Signalcharakter haben, besteht und dessen „Regeln" die Aufeinanderfolge möglicher Verhaltensweisen regulieren.

Watzlawicks Methode auf einen Nenner gebracht ist: das pragmatische Modell der Schlüsselreize, aufgefaßt als eine Art „natürlicher Code", wird nach dem logisch-semiotischen Modell des Unterschieds von Sprache und Metasprache interpretiert; da sowohl der zu interpretierende Gegenstand als auch die Interpretation im Begriff der „Kommunikation" gleichgesetzt werden und das eine ständig für das andere steht, kommt es zur aufgezeigten Vermengung von Bezeichnung und Bezeichnetem. Systematisch entfaltet er den im Ausdruck „Kommunikation über Kommunikation" enthaltenen Widersinn, indem er den Begriff der „Metakommunikation" sowohl zum methodischen Paradigma als auch zum Gegenstand der Methode deklariert. Der Gegenstand der Untersuchung – die Kommunikation – ist dadurch bestimmt, daß die Untersuchung des Gegenstandes ebenfalls als Kommunikation erkannt wird. Gegenstand der Untersuchung (Bezeichnetes) und Untersuchung des Gegenstandes (Bezeichnung) werden gleichgesetzt. Dieser Konstruktion ist der Lehrsatz „Verhalten hat kein Gegenteil" zu verdanken: in einer paradoxen Formulierung wird das Reiz-Reaktions-Schema (untersuchter Gegenstand) durch sich selbst erklärt und bestimmt (Untersuchung des Gegenstands).

Just in dieser Paradoxie ist auch Watzlawicks Anspruch begründet, besonders „objektiv" zu sein. Er erhebt diesen Anspruch ausdrücklich in den eigenen methodologischen Überlegungen. Zunächst heißt es, daß „Phänomene, die in den Wechselbeziehungen zwischen Organismen (...) auftreten", sich „grundsätzlich und wesentlich von den Eigenschaften der beteiligten Einzelorganismen" unterscheiden (21). Die bisherigen Versuche der Psychologie, menschliches Verhalten aus den „Eigenschaften" zu erklären, basieren nach Watzlawicks Ansicht auf einer „monadischen Auffassung vom Individuum" (21); damit stehe die Frage „nach dem *Wesen* der menschlichen Seele im Vordergrund" (22). Berücksichtige man jedoch den Kontext, in den das Individuum stets eingebettet sei, dann verschiebe sich der Blickpunkt „von der künstlich isolierten Monade auf die *Beziehung* zwischen den Einzelelementen" (22). Dies bedeutet: „Das Studium menschlichen Verhaltens wendet sich dann von unbeweisbaren Annahmen über die Natur des Psychischen den beobachtbaren Manifestationen menschlicher Beziehungen zu. Das Medium dieser Beziehungen ist die menschliche Kommunikation" (22). Die drei entscheidenden methodischen Gesichtspunkte in diesen Ausführungen sind: 1. die Bedeutung des Kontextes, 2. das Kriterium der Beobachtbarkeit und 3. die Verwendung „unbeweisbarer Annahmen". Seinen vordergründigen Sinn gewinnt das Kriterium der Beobachtbarkeit aus der Bestimmung, daß Verhalten und Beobachtung in methodologischer Hinsicht korrelative Begriffe darstellen. „Wir können Verhalten beobachten – das, was der Organismus tut und sagt."[26] Soweit Watson, der Stammvater des orthodoxen Behaviorismus. Seine tiefere methodologische Bedeutung im Rahmen des Behaviorismus und Empirismus erhält dieses Kriterium dadurch, daß nur beobachtbare Tatbestände Gegenstand einer wirklich wissenschaftlichen Beschäftigung sein können. Die Polemik gegen die „ältere" introspektive Psychologie zeigt deutlich, daß Watzlawick Beobachtbarkeit in diesem Sinn versteht.

Nimmt man Watzlawick beim Wort, dann darf in einer wahrhaft objektiven wissenschaftlichen Theorie kein Begriff, keine Aussage vorkommen, die nicht durch Beobachtung belegt sind. Das Problem stellt sich, wie denn überhaupt zu einer Theorie zu gelangen ist, ohne bei der protokollarischen Wiedergabe singulärer Tatbestände stehen zu bleiben. Experimentell löst Watzlawick dieses Problem, indem er nicht das „isolierte Individuum", sondern das Individuum „in seinen Beziehungen" beobachtet; theoretisch, indem er in scheinradikaler Manier nicht nur „unbeweisbare Annahmen", sondern Begriffe überhaupt abschafft und damit eine rein objektive begriffslose „formale" Theorie – eben jenen „Kalkül" – erhält. Die schwierige methodologische und forschungslogische Problematik empirischer Wissenschaften wird von Watzlawick auf einfachste Weise so „gelöst", daß er den Unterschied zwischen empirischen Aussagen und formalen Systemen einfach nicht zur Kenntnis nimmt. Der Angelpunkt dieses Geniestreichs ist der Begriff des Verhaltens selbst: auf der empirischen Ebene ist er das Korrelat zur Beobachtbarkeit („behavior"), auf der formalen Ebene wird er als Verhältnis („relation") im rein formalmathematischen Sinn begriffen. Und damit beides dasselbe sein soll, dafür sorgt die Bedingung, daß die Individuen in ihren „Wechselbeziehungen" – ihr Verhalten in ihren Verhältnissen – zu

studieren seien. Watzlawick bringt so das Kunststück fertig, strikteste behavioristische Methode und formal-deduktive Theorie bruchlos miteinander zu verquicken: Konkretem Verhalten wird einerseits dieselbe formale Natur unterstellt wie einem formalen Kalkül, formale Theorie ist andererseits eine Frage der Sinneswahrnehmung. Man denke nur an seinen Vorschlag, ein theoretisches Gebilde wie einen Kalkül mithilfe empirischer Beobachtung zu ermitteln. Es ist, als wollte man astronomische Formeln mit dem Fernrohr suchen.

Indem Watzlawick sämtliche Begriffe aus seiner Theorie verbannt und seinen Beobachtungsgegenstand, das menschliche Verhalten, als formales Objekt definiert, verzichtet er bewußt auf den Begriff der wissenschaftlichen Erklärung („...so ist unser Anliegen doch nicht ein Erklären, schon gar nicht ein kausalgenetisches" [44]). Für ihn ist dies ein Vorteil, denn jede Erklärung stützt sich auf begriffliche „Reifikationen" (ist also – in der Sprache des Positivismus – „metaphysisch"). Das Paradoxon vom sich theoretisch selbst bestimmenden Verhalten wird ontologisch umgedeutet: „Die Regeln der menschlichen Kommunikation ‚erklären' nichts, sie sind vielmehr evident durch ihr Sosein, sind ihre eigene beste Erklärung – ähnlich wie die Primzahlen *sind*, aber nichts im eigentlichen Sinn erklären" (44). Watzlawick macht es sich noch einfacher als die Positivisten alter Schule. Regeln erklären freilich nichts, sie treiben aber auch keine Wissenschaft; bereits die Formulierung einer Beobachtung und noch vielmehr die Darstellung einer Regel enthalten Momente der Erklärung in sich". Watzlawicks „Anliegen" ist es leider nicht, den Regelbegriff näher zu erläutern. Die Wendung gegen „reifizierende" Erklärungen, der Anspruch auf Objektivität mit Berufung auf „Evidenz" und „Sosein" sind vielmehr dazu angetan, erkenntnistheoretische Probleme aufzulösen, indem sie in die Ebene der Existenz verlagert werden. Die angebliche Objektivität entpuppt sich als eine mystische Ontologie des Formalen, die die wichtigen und schwierigen Probleme trivialisiert, die mit der erkenntnismäßigen Würdigung formaler Theorien gestellt sind.

*

Die Deutung des Reiz-Reaktions-Schemas als formal-deduktives System und die gleichzeitige paradoxe Selbstinterpretation dieses Schemas im äquivoken Kommunikationsbegriff bilden die Grundlage für den Kern von Watzlawicks Kommunikationspathologie: für die „pragmatische Paradoxie". Das Modell dieser „Paradoxie" – sie ist populärer unter der Bezeichnung „Doppelbindung" oder „Beziehungsfalle" – bildet nach Watzlawick eine „Mitteilung, die a.) etwas aussagt, b.) etwas über ihre eigene Aussage aussagt und c.) so zusammengesetzt ist, daß diese beiden Aussagen einander negieren bzw. unvereinbar sind" (196). Prototypisch für solche Mitteilungen sind Aufforderungen[8] vom Typ „Sei spontan!" oder „Du sollst mich lieben!": „Diese Art von Aufforderung versetzt den Empfänger in eine unhaltbare Situation, da er, um ihr nachzukommen, spontan in einem Kontext von Gehorsam, von Befolgung, also von Nichtspontaneität, sein müßte" (184). Hier wird etwas „Mitteilung" genannt, was im „zweiten pragmatischen Axiom" „Kommunikation" heißt. Eine Kommunikation besteht dort aus einem Inhalts- und einem Beziehungsaspekt, aus einer Information 1 („Inhalt") und einer Information 2 („Definition der Beziehung"); Informa-

tion 2 gibt an, wie Information 1 aufzufassen ist. Die Aussage a entspricht der Information 1 („du bist spontan"), die Aussage b der Information 2; letztere ist die Aufforderung als pragmatische Modalität selbst, in unserem Beispiel realisiert in der sprachlichen Form des Imperativs. Watzlawick konstruiert die „pragmatische Paradoxie" in Analogie zur semantischen Antinomie. Eine solche entsteht bekanntlich dann, wenn in einer Aussage unter Mißachtung der semantischen Stufen über ihren eigenen Wahrheitswert befunden wird, so daß kontradiktorische Aussagen deduziert werden können. Bekanntes Beispiel einer solchen Antinomie ist die „kretische": „ich lüge": Lügt der Kreter, dann sagt er die Wahrheit, sagt er aber die Wahrheit, dann lügt er. Doch auch diese Analogie ist, wie so oft in Watzlawicks Buch, brüchig. Eine Paradoxie bzw. Antinomie (der genaue Unterschied kann hier vernachlässigt werden) ist ein kontradiktorischer Widerspruch, der durch folgerichtige Ableitung aus wahren (und nicht, wie Watzlawick meint, aus „widerspruchsfreien" [171][29]) Prämissen entsteht. Die Interpretation einer Aufforderung als „Paradoxie" impliziert, daß der Aufforderung der Charakter einer Aussage zugesprochen wird; sie müßte mit Wahrheitswerten belegbar sein. Es ist trivial, daß Aufforderungen keine Wahrheitswerte zukommen; ein Befehl kann scharf, unsinnig, widersprüchlich sein, niemals aber wahr oder falsch[30]. Eine „pragmatische Paradoxie" im definierten Sinn gibt es nicht, auch wenn Watzlawick aus der Aufforderung „Sei spontan!" zwei *Aussagen* destilliert.

Watzlawicks Beweisverfahren für die Existenz von „pragmatischen Paradoxien" ist eigener Art. Er geht aus von der angeblichen Antinomie[31] vom Kompaniebarbier, dem befohlen wird, alle Männer der Kompanie zu rasieren, die sich nicht selbst rasieren. Mit der richtigen Erklärung Reichenbachs, daß es einen Kompaniebarbier, der alle Männer der Kompanie rasiert, die sich nicht selbst rasieren, im so „definierten Sinn nicht geben kann", möchte sich Watzlawick nicht zufriedengeben: „Denn es besteht letztlich kein Grund, weshalb ein solcher Befehl, ungeachtet seiner logischen Absurdität, nicht tatsächlich gegeben werden kann" (178 f.). Und: „Während also vom rein logischen Gesichtspunkt der Befehl des Hauptmanns sinnlos ist und es den Barbier angeblich (!) nicht geben kann, sehen die Dinge im wirklichen Leben ganz anders aus" (179). Die Argumentation läuft darauf hinaus, daß es den Barbier doch geben kann, nur weil es möglich ist, daß ein blödsinniger Offizier einem Kompaniebarbier einen solchen unsinnigen Befehl erteilt. Ganz offensichtlich wird hier die Tatsache, daß ein solcher Befehl erteilt werden kann, gleichgesetzt mit dem im Befehl definierten „Sachverhalt". Von der Aussage „Es existiert ein Kompaniebarbier, der alle Männer der Kompanie rasiert, die sich nicht selbst rasieren" läßt sich metasprachlich sagen, daß sie wegen der in ihr enthaltenen Widersprüchlichkeit keinem wahren Sachverhalt entsprechen kann. Von ihr ist die Aussage „Es gibt einen Offizier, der diesen Befehl erteilt" streng zu unterscheiden. Eine Aussage wird nicht deshalb wahr, weil man sie ausspricht oder gar in einem Befehl verpackt. Dagegen besteht die Realität einer Aussage (des Bezeichnenden!) in ihrer Formulierung; sie hat mit der Wahrheit der Aussage, die von der Existenz des Bezeichneten abhängt und sich gegebenenfalls überprüfen läßt, nichts zu tun.

Der logische Fehler Watzlawicks besteht darin, daß er die Gültigkeit von Aufforderungen mit der Wahrheit von Aussagen identifiziert. Nun sind Watzlawicks Beispiele zur Illustration seiner eigenen Intentionen insofern schlecht gewählt, als der pragmatische Modus sprachlich realisiert ist. Nach Watzlawicks eigener Theorie aber wird der Beziehungsaspekt – und um nichts anderes handelt es sich hier – in der Regel „analog" kommuniziert (64). Wir verzichten hier auf den Nachweis, daß Watzlawick die nachrichten- bzw. computertechnischen Begriffe „analog" und „digital" in seiner Charakterisierung der „Kommunikationsmodalitäten" illegitim verwendet. Wesentlich in diesem Zusammenhang ist lediglich, daß die „analoge" Kommunikation eben jenes wechselseitige Verhalten ist, wie es beispielsweise in den Schlüsselreizen der Stichlingsbalz vorliegt. Watzlawick selbst betont, daß die „analoge" Kommunikation „archaisch" und älter sei als die „digitale" Kommunikationsform (gemeint ist die Sprache), daß wir sie „von unseren tierischen Vorfahren übernommen haben" (63). Man kann die einzelnen Verhaltensweisen der Stichlingsbalz als Signale in einem engen Sinn auffassen, als Signale, die nur verhaltenssteuernde Funktion haben. Solche Signale sind keine Zeichen im eigentlichen Sinn; sie denotieren keine Objekte, haben, in der Terminologie von K. Bühler, in Bezug auf den Sender „Symptom-" („Ausdrucks-"), in Bezug auf den Empfänger „Signal-" („Appell")-funktion", aber keinerlei „Darstellungsfunktion". Das Modell der Schlüsselreize ist nichts anderes als die wechselseitige Verzahnung von Verhaltensweisen, die Symptom- und Signalfunktion gleichzeitig haben; Watzlawick sagt dasselbe, wenn er hervorhebt, daß eine Reaktion in solch wechselseitigen Beziehungen zugleich ein Reiz und ein Reiz zugleich eine Reaktion darstellen[32]. Wenn aber schon eine sprachliche Aufforderung nichts ist, dem ein Wahrheitswert zukommen kann, so ist dies bei solchen Signalen noch viel weniger der Fall. Hier wird der „methodische" Stellenwert des Begriffs „Kalkül" im Rahmen von Watzlawicks Theoriegebäude besonders deutlich: die Bezeichnung eines Systems von Reiz-Reaktions-Folgen als „Kalkül" münzt eine *Auf*einanderfolge von Zuständen in eine logische *Aus*einanderfolge (Deduktion) von Aussagen um.

Die Interpretation des Reiz-Reaktions-Schemas als logische Deduktion führt in der Begriffsentfaltung der „pragmatischen Paradoxie" dazu, daß die Gültigkeit von Aufforderungen mit der Wahrheit von Aussagen vermengt wird. Dieser Fehler ist von ideologischer Relevanz. Er läuft auf die pragmatische Formel „Wahr ist, was (als wahr) gilt" hinaus, wobei die Frage, worin diese Gültigkeit begründet ist – in der absoluten Befehlsgewalt des Offiziers oder, wie dies Habermas neuerdings versucht, „demokratisch" in einem hergestellten Konsensus" – offen bleibt. Dagegen ist festzuhalten, daß sich Wahrheit weder aushandeln noch befehlen läßt. Nun könnte man sich den Fall denken, daß der Empfänger eines widersinnigen Befehls der „pragmatischen Paradoxie" ebenso „pragmatisch" entkommt, wie er in sie hineingeraten ist, indem er die Gültigkeit dieses Befehls kurzerhand aufhebt. An diese Möglichkeit hat Watzlawick gedacht: „Der Empfänger dieser Mitteilung kann der durch sie hergestellten Beziehungsstruktur nicht dadurch entgehen, daß er entweder über sie metakommuniziert (sie kommentiert) oder sich aus der Beziehung zurückzieht. Obwohl also die Mitteilung logisch

sinnlos ist, ist sie eine pragmatische Realität (...)" (196). Man hat daraus den Schluß gezogen, man müsse die Menschen, um ihnen Emanzipation zu ermöglichen, zur „Metakommunikation" befähigen. Dies ist politisch ebenso einfältig wie theoretisch falsch. Übersehen wird dabei, daß das Problem, was als wahr gilt, zumal in Klassengesellschaften keine Frage intellektueller Fähigkeiten ist[34]. In solcher Argumentation reproduziert man bloß den Fehler Watzlawicks. Es handelt sich – und darauf muß nachdrücklich bestanden werden – um ein theoretisches und nicht um ein „pragmatisches" Problem (was man selbstverständlich theoretisch erörtern kann); dieses Problem stellt sich nicht in der Gegebenheit, Gültigkeit oder Ungültigkeit des Befehls, sondern in der Interpretation der daraus entstehenden Situation als „pragmatische Paradoxie". Das theoretische Problem löst sich, wenn man erkennt, daß Aufforderungen keine Wahrheitswerte zukommen; man braucht im übrigen diese Erkenntnis keineswegs zu „metakommunizieren", um sie zu haben. Mit der Lösung dieses Problems fällt freilich Watzlawicks kunstvolles Theoriegebäude zusammen; als „pragmatische Realität" bleibt keine „Paradoxie" zurück, es bleiben höchstens Menschen, die zusammen mit Watzlawick diese „Realität" als „Paradoxie" interpretieren.

*

Stichlinge haben keine Kommunikationsprobleme, da sie ausschließlich „analog" kommunizieren und die Möglichkeit, sich „nicht *nicht* zu verhalten", gar nicht erst „kommunizieren" können. Menschen hingegen haben das Pech, auf der „analogen" und der „digitalen" Ebene zugleich miteinander zu kommunizieren. Dies ist in Watzlawicks Theorie ihr großes existentielles Dilemma, da diese beiden Ebenen ineinander unübersetzbar sind. Nur so kommt es, daß in einer „Mitteilung" *zwei* kontradiktorische „Aussagen" mit demselben Gültigkeitsstatus enthalten sein können. Die objektiven Gegebenheiten der menschlichen Kommunikation sind die objektiven Gegebenheiten der „pragmatischen Paradoxie". Es würde sich leicht zeigen lassen, daß sich letztere entsprechend Watzlawicks Ansatz nicht vermeiden lassen, auch wenn man zur „Metakommunikation" fähig sein sollte. Watzlawick ist in diesem Punkt konsequenter als seine Rezipienten: dem Phänomen der Paradoxie kann man nicht im rationalen und „herrschaftsfreien" Diskurs begegnen; man schlägt es mit seinen eigenen Mitteln: mit der „Gegenparadoxie" („Symptomverschreibung") (222 ff., Lö. 111).

Notwendiger Bestandteil der Watzlawickschen Kommunikationstheorie ist eine extensive Auslegung der These von der Arbitrarität sprachlicher Zeichen. Sprachliche Zeichen sind dadurch gekennzeichnet, daß die Beziehung zwischen Wort und Objekt, zwischen Zeichen und Bezeichnetem, „eine rein zufällige oder willkürliche" ist (62). Für Watzlawick ist das sprachliche Zeichen damit vollständig bestimmt. Tatsächlich spricht er von der Bezeichnungsrelation und identifiziert mit ihr – ein Grundfehler eines jeden Konventionalismus – das Wesen der Bedeutung[35]. Bedeutungen sind nach diesem Konzept ebenso willkürlich wie subjektiv; deshalb steht für Watzlawick fest, daß die im sprachlichen Zeichen zum Ausdruck gelangenden Bedeutungen das, was gemeinhin „Wirklichkeit" genannt wird, geistig erschaffen. Eine objektive Wirklichkeit unabhängig von den Menschen gibt es – zumin-

dest als Gegenstand der Erkenntnis – nicht; „unsere subjektive Erfahrung der Welt" ist „die einzige Wirklichkeit, über die wir etwas aussagen können" (Lö, 37). Es gibt nur das „Bild der ‚Wirklichkeit'": „Wirklich *ist*, was eine genügend große Zahl von Menschen wirklich zu *nennen* übereingekommen ist – nur ist die Tatsache des Nennens (also das Zuschreiben von Sinn und Wert [. . .]) längst vergessen, die übereingekommene Definition wird reifiziert (das heißt verdinglicht) und wird so schließlich als jene objektive Wirklichkeit ‚dort draußen' erlebt (. . .)." (Lö, 120) Der darin steckende relativistische Wahrheitsbegriff bringt alle empirischen Aussagen auf subjektive, aber gleichwertige „Meinungen" zurück. Diese „pragmatische Toleranz" ist freilich nur scheinbar und enthält einen „Appell an die Gewalt"[36], da auch der Beweis der Wahrheit „pragmatisch" – als Durchsetzen von Meinungen, gleich mit welchen Mitteln – geführt werden kann. Die Wirklichkeit, so Watzlawicks neueste Erkenntnis, ist „sogenannt" und „das Ergebnis von Kommunikation" (WWW, 7). Sie hat damit denselben kategorialen Status wie die „pragmatische Paradoxie". Innerhalb dieses Rahmens erfolgt die populär gewordene Bestimmung der „Schizophrenie als einer spezifischen Kommunikationsstruktur" (199). Ihre Spezifik besteht darin, daß das „Ergebnis der Kommunikation", die „Wirklichkeit", paradox ist. Die Welt scheint nicht paradox, sie *ist* es.

Watzlawicks Konstitution der „Wirklichkeit" als das Ergebnis einer subjektiven „Wahl" (244) ist die notwendige, nicht hinreichende Bedingung seiner Kommunikationspathologie. Hinzukommen muß die paradoxe Struktur dieser „Wirklichkeit". Man hat gelegentlich als Symptome der Schizophrenie eine „Wandelbarkeit der Begriffe" wie beim „magischen Denken" und „Metaphorismus" bzw. „Symbolismus"[37] festgestellt: der Schizophrene nimmt die Metapher für die Wirklichkeit, Begriffe (bzw. die Zeichen, die die Begriffe ausdrücken) und die Dinge der Realität sind für ihn gleich „wirklich". In der systematischen Vermengung von Bezeichnung und Bezeichnetem reproduziert Watzlawick dieses Syndrom und erhält – theoretisch – seine Paradoxien. Das Ergebnis ist weniger eine Theorie der Schizophrenie als eine schizophrene Theorie.

*

An dieser Stelle sei dem Gesellschaftsbegriff, der Watzlawicks Theorie inhärent ist, wenigstens Erwähnung getan. Für Watzlawick besteht kein Zweifel, daß die „zwischenpersönlichen Beziehungen", deren „Medium" die Kommunikation ist, den „gesellschaftlichen Nexus" (239) der Menschen darstellen. Gesellschaft ließe sich demnach auf die Formel jenes „Kalkül" genannten „natürlichen Code" bringen, und dies auf der empirischen Basis von Reiz und Reaktion.

Soweit unterscheidet sich Gesellschaft nicht kategorial von der Stichlingsbalz. Problematisch wird die menschliche Gesellschaft durch die Existenz der spezifisch menschlichen Kommunikationsmodalität, der Sprache: das subjektive Prinzip der „digitalen" Kommunikation steht dem objektiven Prinzip der „analogen" Kommunikation antagonistisch entgegen. Um Gesellschaft dennoch zu ermöglichen, muß eine Disziplinierung dieses subjektiven Prinzips stattfinden: „Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß ein

großer Teil des Sozialisierungsprozesses eines Kindes darin liegt, ihm beizubringen, was es *nicht* hören, denken, fühlen oder sagen darf. Ohne sehr klare Regeln dafür, was außerhalb bleiben muß, wäre soziale Ordnung genauso unmöglich wie in einer Gesellschaft, die es unterließe, ihren Mitgliedern zu lehren, wessen sie bewußt sein und worüber sie kommunizieren dürfen." (Lö, 62) Diese Regeln bestimmen somit, was als „wirklich" und also als „wahr" zu gelten hat. Die grammatisch-logische Konstruktion des zuletzt angeführten Satzes Watzlawicks ist ein getreues Abbild seiner Denkweise. Gehört nun, so muß man sich fragen, Watzlawicks Erkenntnis über die Gesellschaft zum Erlaubten oder Unerlaubten? Ist nämlich diese Erkenntnis in einer Gesellschaft erlaubt, dann stellt sich diese Gesellschaft konsequenterweise selbst in Frage. Ist sie aber nicht erlaubt, dann befinden sich Watzlawick und seine Theorie (und seine Leser) außerhalb der Gesellschaft, wie immer dies auch zugehen mag. Watzlawick bringt es fertig, den Begriff der Wirklichkeit als konstitutiv für die Möglichkeit von Gesellschaft überhaupt und gleichzeitig als das Ergebnis einer Art „Zensur" (Lö, 62) und damit als nur „sogenannt" zu bestimmen; um Gesellschaft auf den Begriff zu bringen, muß ihr das entzogen werden, was für sie konstitutiv ist. Watzlawick liebt Paradoxien, und es wäre in der Tat verwunderlich, wenn man sie nicht auch in seinem Begriff von Gesellschaft wiederfinden könnte.

Deriei Produktion von Widersinn ist alles andere als Spielerei; sie reflektiert vielmehr präzis Watzlawicks ideologischen Standort. De facto teilt er die Mitglieder der Gesellschaft in zwei Klassen: in die Klasse derjenigen, die auf diese Wirklichkeit verpflichtet sind und naiv an sie glauben, und in die Klasse derjenigen, die durchschaut haben, daß der Begriff der Wirklichkeit selbst eine „Reifikation" ist. Für diese zweite Klasse ist das Bestehen der vorhandenen Gesellschaftsordnung dadurch legitimiert, daß die erste Klasse diese Gesellschaft aufgrund ihrer Wirklichkeitsvorstellung so und nicht anders braucht: die Ordnung, so wie sie ist, ist ihre eigene Legitimation. Diese Klasseneinteilung ist nicht nur eine logische. Die zweite Klasse von Menschen ist natürlich die intellektuelle Elite: sie hat die geistige Freiheit, sich von der vorgegebenen Wirklichkeitsauffassung zu distanzieren, weil es ja die Wirklichkeit so gar nicht gibt; sie wird gerade deshalb aus Einsicht in die „pragmatische" Notwendigkeit die vorgegebenen Regeln akzeptieren. In den westlichen Demokratien herrscht diese „Freiheit"; ideal wären diese Gesellschaftsordnungen in Watzlawicks Augen, wenn sie in der Durchsetzung ihrer Regeln nicht zu lasch wären. Sie sind zu lasch, weil sie sich mit „Utopisten" (es sind Kranke, vom „Utopie-Syndrom Befallene" [Lö, 73]) überhaupt auf eine Diskussion einlassen über den *Sinn* der Regeln, sich also einen „Rahmen" aufzwingen lassen, den es von Watzlawicks höherem Standort aus gar nicht gibt: die Regeln sind – als reine Ordnungsstruktur – zwar notwendig, aber gerade deshalb als solche sinnlos. „Diktaturen" (gemeint sind in erster Linie die sozialistischen Staaten, in denen nach seiner Auffassung Orwells Zustände von 1984 herrschen) wirft er vor, daß sie nicht nur auf die Einhaltung der Regeln und Gesetze bedacht sind (wie dies jede Ordnung tun muß), sondern versuchen, auch bei der intellektuellen Elite „die Gedanken, Ansichten und Wertbilder ihrer Staatsbürger zu ändern und zu ‚verbessern'" (Lö, 90).

Gesellschaftlicher Wandel kennt nach Watzlawick nur ein Gesetz: Spontaneität. Jeder bewußte Versuch, gesellschaftliche Zustände zu verändern, ist krankhaft-utopisch und führt, da er von einem „reifizierten" Wirklichkeitsbegriff und damit von falschen Voraussetzungen ausgeht und da *eine* Wirklichkeitsauffassung *allen* (auch der Elite) aufgezwungen werden soll, in die geistige Unfreiheit. Watzlawicks Gesellschaftsbegriff ist ein Musterbeispiel dafür, wie radikaler Konservatismus sich heutzutage als Hüter liberalen Gedankenguts aufspielt: die Bewahrung der bestehenden Ordnung mit allen Mitteln wird aus dem Prinzip der geistigen Freiheit begründet, und umgekehrt: das Antasten der bestehenden Ordnung auch nur in Gedanken wird als Angriff auf die Freiheit des Geistes diffamiert.

*

Wir kommen auf die eingangs gestellte Frage zurück: Was macht diese Theorie, deren Aussagen sich in der Wahlpropaganda konservativer Parteien wiederfinden, für Intellektuelle und auch für Teile der „undogmatischen Linken" so überaus interessant? Wir meinen, daß der Grund hierfür nicht in irgendeinem, und sei es auch nur „technokratischen" Erkenntniszuwachs zu suchen ist, sondern in der Tatsache, daß Watzlawick in seiner Theorie im Medium eines aktuellen Gegenstandes den alten Topos von der „paradoxen Welt" restauriert. Dieser Topos gehört zum festen Bestand intellektueller Selbstdeutung.

Gustav René Hocke hat diesen Topos in Kunst und Literatur als zentrale Denkfigur einer als „manieristisch" bezeichneten Tradition aufgewiesen. Man kann ihn als die konziseste Metapher des Weltverständnisses des „problematischen" oder überhaupt des „modernen Menschen" deuten, dem die „Welt als Labyrinth" erscheint[38], weil er „das Irrationale der Natur durch das Rationale des Kalküls zu überwinden" trachtet und dennoch „in solch artifiziellen Ordnungen (...) die Wunderbarkeit des unauflösbar Widersprüchlichen erhalten" will[39]; man kann ihn als das Ergebnis des scharfsichtigen Versuchs ansehen, das „‚Rätsel'-Wesen Mensch handelnd und denkend, in seinem So-Sein alle ‚konkreten' Phänomene transzendierend", als die „Mitte" der „Unendlichkeit" zu fassen[40]. Solche Deutungen, deren Jargon Watzlawick nicht unbekannt ist, laufen immer Gefahr, den ideologischen Gehalt des Gedeuteten bloß zu verdoppeln. Wodurch wird die Welt zum „Labyrinth", zur ausweglosen Situation, in der jede Orientierung versagt? Der Gehalt des Topos von der „paradoxen Welt" liegt darin, daß hier die Vernunft sich in ihrem eigenen Medium, dem rationalen richtigen Denken, mit ihren eigenen Mitteln widerlegt. Das rationale Denken führt implizit den Beweis, daß das aufklärerische und emanzipatorische Prinzip „Vernunft" der Welt, so wie sie einmal ist, inadäquat ist. Irrationalität ergibt sich als letzte und strenge Konsequenz aus dem Prinzip des rationalen Denkens.

Eine Sozialgeschichte dieses Topos würde es erlauben, den ideologischen Gehalt nicht bloß zu verdoppeln, sondern aus den realen Zusammenhängen zu erklären. Eine solche Sozialgeschichte ist ein Desiderat. Ihr müßte es gelingen, den Zirkel von „paradoxer Welt" und „problematischem Menschen" aufzulösen und als ideologische Selbstdeutung einer bestimmten gesell-

schaftlichen Schicht unter bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen zu erfassen. Sicher dürfte sein, daß der Topos zum Inventar des spezialisierten Kopfarbeiters gehört, dessen Welt- und Selbstverständnis unter dem Eindruck realer gesellschaftlicher Erfahrung „aus den Fugen" gerät, der aber unfähig ist, eine neue reale Perspektive zu gewinnen. Analoges ist im übrigen für den Schizophrenen bekannt[41]. Seinen geistigen Ort hat dieser Topos im Rahmen des neuzeitlichen Subjektivismus, zuletzt und extensiv in der existentialistischen Philosophie, wo er unter der Vorstellung des „Absurden" firmiert[42]. In ihm kommt die Problematik einer sich selbst reflektierenden äußersten Subjektivität zum Ausdruck. Kennzeichen und Grundbedingung dieser Subjektivität ist die „Hypostasierung des Unmittelbaren"[43]. In ihrer Folge entsteht ein dichotomischer Gegensatz von Individuum und Gesellschaft einerseits, von Handeln und Denken andererseits. Gesellschaft wird als Zwang begriffen, der das Subjekt in seinem Selbst-Sein „von außen her" einschränkt; die moderne Soziologie hat dieses Konstrukt in der „Rollentheorie" zur analytischen Kategorie erhoben[44]. Dieser „pragmatischen" Einschränkung des „freien" Individuums entspricht die „Entfremdung" durch die Reflexion, die immer auch Selbstreflexion ist: sie beraubt das Individuum seiner natürlichen Unmittelbarkeit, seiner „Unschuld" und „Grazie", um in der Terminologie des ästhetischen Klassizismus zu reden. Je weniger die historisch-gesellschaftliche Entwicklung nach dem Aufstieg des Bürgertums sich mit der postulierten Vernunft vereinbaren läßt, desto stärker treten diese subjektiven und schließlich irrationalen Elemente eines als frei und unabhängig konzipierten Individuums als realitätsflüchtige Ideologie hervor. Ihre Kultivierung (beispielsweise in der Fundierung jeglicher Kreativität im Irrationalen) gehört nachgerade zur sozialen Attitüde einer sich selbst als „freischwebend" begreifenden Intelligenz.

Das Dilemma dieses selbstreflexiven Subjektivismus besteht darin, daß er seiner Grundbedingung, der Unmittelbarkeit, verlustig geht, sobald und weil er sie auf den Begriff bringt[45]. Watzlawicks „Sei-spontan-Paradoxie" ist die genaue Darstellung dieses Dilemmas; man könnte in ihr nachgerade *die* formelhafte „paradoxe" Aufforderung sehen, die ein „unglückliches" Bewußtsein seit nunmehr zwei Jahrhunderten an sich stellen muß und gerade darin den Grund seines Leidens erfährt.

*

Der Rückblick auf die Studentenbewegung, auf ihren Spontaneismus und ihr Interesse am „objektiven Faktor Subjektivität", zeigt, daß das Problem der subjektiven Unmittelbarkeit in weiten Teilen der Intelligenz ideologisch und sozialpsychologisch so virulent war wie eh und je, daß aber die überkommene theoretische und philosophische Behandlung als unzureichend empfunden wurde. Im Zuge der Marx-Rezeption hatte man den gesellschaftlichen Charakter des menschlichen Individuums und Bewußtseins zur Kenntnis genommen; man hatte gelernt, daß die ideellen Produkte und selbst die emotionale Struktur in den realen Produktionsverhältnissen ihren letzten Grund haben. Nach wie vor fixiert auf die Probleme der eigenen Emotionalität – und darin zeigt sich der Primat der subjektivistischen Perspektive – versuchte man im Anschluß daran, Psychologie und marxistische

Gesellschaftstheorie miteinander zu verbinden in der Annahme, beide seien im Hinblick auf das Individuum unzureichend, so daß sie durcheinander zu ergänzen seien. Das Resultat war meist keine marxistische Psychologie, sondern eine eklektizistische Individualpsychologie[45].

Im Rahmen solcher Bemühungen ist die Rezeption von Watzlawicks Kommunikationstheorie zu begreifen. Durch die Zurückweisung der „monadischen Auffassung vom Individuum" scheint sie eine Brücke zu schlagen zwischen emotionaler „Selbsterfahrung" und „Gesellschaft". Mit der Feststellung, daß das Individuum in seinen konkreten Beziehungen, den Kommunikationsbeziehungen nämlich, existiert, glaubt man, den gesellschaftlichen Charakter des Menschen – Watzlawicks „gesellschaftlicher Nexus" – in den Griff bekommen zu haben. Dabei werden in einem Kurzschluß die jeweils empirisch erfahrenen Beziehungen der Individuen zueinander mit den objektiven gesellschaftlichen Beziehungen gleichgesetzt. Die Frage nach dem empirischen Individuum scheint damit von vornherein eine „gesellschaftliche". Gesellschaft wird für den Einzelnen direkt und vollständig durch bloße Erfahrung in der Sphäre der Unmittelbarkeit, ohne die Anstrengung begrifflich-abstrakten Denkens erschlossen. Die entsprechende populäre Praxis ist eine Gruppendynamik, die als Selbsterfahrung gleichzeitig Erfahrung von Gesellschaft sein will.

In Wirklichkeit leistet Watzlawicks Theorie diese Vermittlung nicht, weil sie den ideologischen Gehalt der subjektivistischen Selbstreflexion reproduziert, und dadurch gerade nicht, wie die angestrebte kritische Theorie dies tun müßte, als solchen kenntlich macht: sie verlagert zwar den Topos von der „paradoxen Welt" und das sich darin artikulierende Bewußtsein in die pragmatisch begriffene Ebene der Intersubjektivität, konserviert aber den ideologischen Gehalt. An die Stelle der Gesellschaft tritt in Wirklichkeit die Intersubjektivität; nicht die Arbeit als gesellschaftliche Tätigkeit „ist die erste Grundbedingung alles menschlichen Lebens"[47], sondern Kommunikation und Interaktion. Gesellschaftstheorie und -kritik gehen auf in „Metakommunikation".

Die emotionalen Zwänge, die subjektivistisch im Topos der „paradoxen Welt" interpretiert werden, werden auf diese Weise vermittlungslos aus der Gesellschaftsstruktur deduziert. Die alte Vermutung, daß Kapitalismus krank mache, bestätigt sich; die Krankheit läßt sich in der Analyse der „kapitalistischen" Kommunikationsstrukturen aufweisen. Psychische Pathologien werden als die konkreten Erscheinungsweisen der „Entfremdung" interpretiert[48]. Die lückenlose Herleitung der Schizophrenie über die Kategorie der Kommunikation impliziert, daß Schizophrenie im Grunde das angemessene Verhalten in einer solchen Gesellschaft darstellt: Die subjektive Auflösung der Wirklichkeit hat objektiven Charakter. Deshalb lautet jetzt die Frage: „Wie aber kann man erklären, daß nicht alle verrückt werden?"[49]

In dieser Frage verrät sich geheime Wahlverwandtschaft. Im Schizophrenen erkennt sich der Intellektuelle wieder. Der Schizophrene ist – Watzlawick betont dies – ein scharfsinniger Logiker, ein Analytiker, der die logisch paradoxe Struktur der ihn umgebenden Welt erkennt; gerade aber weil er schärfer sieht als andere, weiß er sich auch als das Opfer der Situation. Es ist das Selbstverständnis des „problematischen" oder „absurden Menschen"

existentialistischer Provenienz. In dieser Hinsicht sind Watzlawicks Bücher doch etwas wert: Als Theorie der Wirklichkeitsauflösung liefern sie ein genaues Portrait intellektueller Innerlichkeit, deren einziges und fortgesetztes Problem sie selbst ist.

Anmerkungen

1 Bern – Stuttgart – Wien 1969.

2 Watzlawick, Paul, John H. Weakland, Richard Fisch: Lösungen. Zur Theorie und Praxis menschlichen Wandels. Bern – Stuttgart – Wien 1974.

Watzlawick, Paul: Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Wahn – Täuschung – Verstehen. München – Zürich 1976.

Die im Text in Klammer gesetzten Seitenangaben beziehen sich in der Regel auf „Menschliche Kommunikation". Zitate aus „Lösungen" sind zusätzlich durch „(Lö)", aus „Wie wirklich ist die Wirklichkeit?" durch „(WWW)" gekennzeichnet.

3 Schülein, Johann August: Das neue Interesse an der Subjektivität. – In: Leviathan 1/76, S. 53–78; dieses Zitat S. 60.

4 zur Lippe, Rudolf: Objektiver Faktor Subjektivität. – In: KURSBUCH 35 (1974), S. 1–35; dieses Zitat S. 12. – Eine ähnliche Kritik wie Schülein liefert zur Lippes Aufsatz „Ich-Psychologie ohne Ich. Watzlawicks psychiatrische Therapie als heimliche Gesellschaftstheorie und ihre bürgerlich-traditionelle Fundierung". – In: zur Lippe, Rudolf: Bürgerliche Subjektivität: Autonomie als Selbstzerstörung. Frankfurt/Main 1975.

5 Wetzel, Manfred: Widersprüche in der analytischen Wissenschaftstheorie. – In: DAS ARGUMENT 88 (1974). S. 862–882; dieses Zitat S. 877.

6 So etwa Anton Leist in seiner Besprechung von „Menschliche Kommunikation" in: DAS ARGUMENT 68 (1971), S. 855–858.

7 Diese Tendenz herrscht bei Küchler, Raimund und Siegfried Jäger: Fast menschliche kommunikation. Versuch einer kritischen aufhebung Watzlawicks et al. und zugleich ansätze zu einer exemplarischen kritik bürgerlicher wissenschaft. – In: Diskussion Deutsch, H. 22, 1975, S. 173–189.

8 Schülein, l. c., S. 73. – Ganz ähnlich argumentiert zur Lippe in den angeführten Publikationen.

9 Schülein, l. c., S. 70.

10 Schülein, l. c., S. 73.

11 Ziegler, Jürgen: Kommunikation als paradoxer Mythos. Analyse und Kritik der Kommunikationstheorie Watzlawicks und ihrer didaktischen Verwertung. Weinheim 1977.

12 Watzlawicks „Wie wirklich ist die Wirklichkeit" sei, so der Klappentext, „im besten Sinne populärwissenschaftlich".

13 Die Interpretation von „Gegenteil" als „Gegensatz" ist durchaus zulässig, da Watzlawick aus der zitierten Aussage eine andere ableitet, in der die logische Negation durch die Negationspartikel ausgedrückt ist („Man kann sich nicht *nicht* verhalten").

14 Streng genommen kann von „Gegensatz" oder „Widerspruch" nur in Bezug auf Aussagen die Rede sein: der Gegensatz einer Aussage „p" ist ihre Negation „$\neg p$". Begriffe wären klassenlogisch zu behandeln. „Begriffe können – und das meint der Begriff des Widerspruchs von Begriffen – nur im Verhältnis einer Klasse zu ihrer Komplementärklasse stehen." (Klaus, Georg: Moderne Logik. Berlin 1972. S. 204) Am grundsätzlichen Einwand, den wir gegen Watzlawick erheben, ändert dieser Unterschied nichts, da der Ausdruck „Verhalten hat kein Gegenteil" sich auch klassenlogisch ad absurdum führen läßt. (Vgl. Ziegler, Kommunikation als paradoxer Mythos, l. c., Kap. 1.7.)

15 Vgl. Segeth, Wolfgang: Elementare Logik. Berlin 1972, S. 7.

16 Beispiel: „Es gibt keinen Gott."

17 Diese Aussage ist einfach falsch, da der Begriff und sein sprachlicher Ausdruck ja existieren.

18 Geläufiger ist es, wenn man in diesem Zusammenhang von der Unterscheidung von Sprache und Metasprache redet.

19 Habermas, Jürgen: Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. – In: Habermas, Jürgen u. Niklas Luhmann: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie? Frankfurt/Main 1971, S. 101–141; dieses Zitat S. 105.

20 Man kann sich dies verdeutlichen, wenn man auf Watzlawicks Gleichsetzung von „Kommunikation" und „Verhalten" zurückgreift. „Metakommunikation" wäre logischerweise ein „Metaverhalten", der Kommunikationsforscher würde sich demnach über Verhalten verhalten.

21 Bemerkenswert dieser „Schluß" auf eine Regel, wo nur ein Satz vorher von „Rückschlüssen" behauptet wurde, sie seien „bekanntlich" von geringer Verläßlichkeit.

22 Nagel, Ernest u. James R. Newman: Der Gödelsche Beweis. Wien/München 1964, S. 31.

23 Morris, Charles William: Grundlagen der Zeichentheorie. München 1972, S. 24.

24 Wie definiert man eine Verhaltensweise, so daß sie immer als „a" oder „b" identifizierbar ist? Watzlawicks saloppe Formulierungen suggerieren, daß dieses Problem gar nicht besteht. Tatsächlich müßten, gemäß dem Ideal der „objektiven" Beobachtung, die einzelnen Verhaltensweisen in sog. „Protokollsätzen" beschrieben werden, etwa: „X bohrt in der Nase" usw. „a" und „b" wären dann nur Abkürzungen für empirische Sätze, an deren formalen Beziehungen zueinander ernsthaft kein Interesse bestehen kann. Um aber eine Analogie zu physikalischen Formeln herzustellen, müßten die Verhaltensweisen als Meßgrößen definiert werden können; dann aber bestünde das Problem, eine genaue Zuordnung etwa von Nasenbohren zu solch einer Größe zu besitzen. – Vgl. dazu die Bemerkungen weiter unten zur Verquickung von empirischer Beobachtung und deduktiver Theorie.

25 Tinbergen, Nico: Tiere untereinander. Formen sozialen Verhaltens. Berlin/Hamburg, 2. Aufl. 1967, S. 10.

26 Watson, John B.: Behaviorismus. Köln/Berlin 1968, S. 39.

27 Vgl. Bellmann, R. u. H. Laitko: Beschreibung und Erklärung – Kategorien einer Erkenntnis- und Methodentheorie der Naturwissenschaften. – In: Laitko, H. u. R. Bellmann (Hrsg.): Wege des Erkennens. Berlin 1969, S. 175–213, bes. S. 196.

28 Zur Terminologie und zur Logik von Aufforderungen vgl. Segeth, Wolfgang: Aufforderung als Denkform. Berlin 1974, bes. S. 32 ff.

29 Watzlawicks Definition der Paradoxie lautet: „Eine Paradoxie läßt sich als ein Widerspruch definieren, der sich durch folgerichtige Deduktion aus widerspruchsfreien Prämissen ergibt." (171 f.) Dies ist keine Definition der Paradoxie, sondern eine widersprüchliche („paradoxe") Definition.

30 Vgl. Segeth, Aufforderung als Denkform, l. c., S. 36 ff. – Dies gilt ganz allgemein von sog. „performativen Äußerungen"; vgl. dazu Austin, John L.: Zur Theorie der Sprechakte. Stuttgart 1972, S. 27.

31 Tatsächlich handelt es sich um keine echte Antinomie, sondern um eine widersprüchliche Definition. Vgl. Reichenbach, Hans: Elements of Symbolic Logic. New York/London 1966, S. 224 f.

32 „Ein bestimmtes Verhalten von A ist insofern ein Reiz, als ihm ein bestimmtes Verhalten von B folgt und diesem wiederum ein bestimmtes Verhalten von A. Doch A's Verhalten ist insofern auch eine Reaktion, als es zwischen zwei Verhaltensformen von B eingebettet ist." (57)

33 Habermas, l. c., S. 123 ff.

34 Selbstverständlich ist die Gültigkeit von Aufforderungen rational begründbar; daraus erwächst die spezifische gesellschaftliche Legitimationsproblematik, nur läßt sich eben das Wahrheitsproblem nicht damit identifizieren. Innerhalb einer solchen Begründung müßte der Begriff der Adäquatheit eine Rolle spielen. Adäquatheit impliziert

„adäquat in Hinblick auf ...", impliziert also ein zu erreichendes Ziel. (Vgl. Segeth, Aufforderung als Denkform, l. c., S. 50 ff.). Die Kategorie des „Ziels" ist für Watzlawick freilich ebenso metaphysisch wie die der „Ursache". Dies zeigt sich in seiner Fehlinterpretation des Regelkreises (vgl. Ziegler, Kommunikation als paradoxer Mythos, l. c., Kap.1.5.) wie in seinem Gesellschaftsbegriff.

35 „Die Spezifik des Verhältnisses zwischen Zeichen und Gegenstand besteht u. E. darin, daß es vermittelt ist durch die *Bedeutung* des Zeichens, d. h. durch das gedankliche Abbild des Gegenstandes, dessen Träger das Zeichen ist. Wollte man die Bedeutung als eine Beziehung zwischen Zeichen und Gegenstand definieren, so gerieten wir in einen Circulus vitiosus. (...) Betrachtet man die Bedeutung nur als eine Beziehung zwischen Zeichen und bezeichnetem Gegenstand, so reduziert man damit die semantische Problematik auf die zweistellige Relation: Zeichen – bezeichneter Gegenstand." (Resnikow, L. O.: Erkenntnistheoretische Fragen der Semiotik. Berlin 1968, S. 61).

36 Russell, Bertrand: Der Pragmatismus. – In: Philosophische und politische Aufsätze. Stuttgart 1971, S. 62–98; dieses Zitat S. 98.

37 Navratil, Leo: Schizophrenie und Sprache. München 1966, S. 48 u. S. 135.

38 Hocke, Gustav René: Die Welt als Labyrinth. Manier und Manie in der europäischen Kunst. Reinbek 1973.

39 Hocke, Gustav René: Manierismus in der Literatur. Reinbek 1967, S. 21.

40 Hocke, Die Welt als Labyrinth, l. c., S. 98.

41 Vgl. Navratil, l. c., S. 161.

42 Vgl. Camus, Albert: Der Mythos von Sisyphos. Reinbek 1964. – Das „Absurde" ist dort „die Gegenüberstellung des Irrationalen und des glühenden Verlangens nach Klarheit, das im tiefsten Innern des Menschen laut wird". (S. 23).

43 Unter diesem Stichwort zeigt Wolfgang Fritz Haug eines der Schemata auf, nach denen im Werk Sartres das „Absurde" konstruiert ist. Vgl. Haug, Wolfgang Fritz: Jean-Paul Sartre und die Konstruktion des Absurden. Frankfurt/Main 1966, bes. S. 166 ff. – Dieser Hypostasierung des Unmittelbaren entspricht in Watzlawicks Theorie die aufgewiesene Hypostasierung der Pragmatik.

44 Vgl. Haug, Frigga: Kritik der Rollentheorie. – Frankfurt/Main 1972, bes. S. 30 f.; und Furth, Peter: Nachträgliche Warnung vor dem Rollenbegriff. In: DAS ARGUMENT 66 (1971), S. 494–522.

45 Das hat schon Schiller gewußt und beklagt: „Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr."

46 Vgl. dazu exemplarisch die Kritik von Eva Jaeggi an dem Buch von Dieter Duhm „Angst im Kapitalismus". In: DAS ARGUMENT 86 (1974), S. 483 f.

47 MEW 23, S. 192.

48 Der Versuch ist nicht neu. Vgl. etwa: Gabel, Joseph: Ideologie und Schizophrenie – Formen der Entfremdung. Frankfurt/Main 1967. Der Titel des 1962 erschienen französischen Originals lautet: „La fausse conscience – Essai sur la réification".

49 Lichtner-De Clerk, Rotraut: Zum Verhältnis von Pathologie und Entfremdung. – In: Ästhetik und Kommunikation, H. 15/16, (1974), S. 64.

Manfred Geier

Chomsky, Skinner und kein Ende

Ein Versuch, die Struktur einer hoffnungslosen Auseinandersetzung zu verstehen

0. Fragestellung

Noch immer wird die Diskussion um das Problem „sprachlicher Kompetenz" von einer grundsätzlichen Kontroverse beherrscht, die ihren geistesgeschichtlichen Ursprung in der cartesianischen Trennung von natürlich-materieller und geistiger Substanz nicht verleugnen kann. Während auf der einen Seite verhaltenstheoretisch orientierte Sprachpsychologen versuchen, sprachliche Kompetenz ohne Bezug auf mentale Ereignisse als Menge beobachtbarer (Sprach-)Verhaltensdaten objektivistisch zu erfassen, wird auf der anderen Seite sprachliche Kompetenz in Gestalt struktureller Regeln objektiviert, die ohne Bezugnahme auf eine verhaltenssteuernde Funktion als mentale Strukturen dem menschlichen Geist zugeschrieben werden. In der Auseinandersetzung zwischen dem Verhaltenstheoretiker Burrhus F. Skinner und dem linguistischen Strukturalisten Noam Chomsky hat die „cartesianische" Dichotomie eine ihrer modernen Erscheinungsformen gefunden, spezifisch ausgeprägt durch den Stand erreichter strukturlinguistischer Einsichten und wissenschaftstheoretischer Überlegungen, die wesentlich durch die empirisch-analytische Wissenschaftstheorie bestimmt sind. Mit dieser (fast schon klassischen) Kontroverse wollen wir uns in diesem Beitrag näher beschäftigen: Es geht um die Bestimmung des Verhältnisses von „Außen" und „Innen", Sprachbewußtsein und geäußerter Rede. Dabei greifen wir zurück auf eine Auseinandersetzung, in der schon einmal unser Problem behandelt worden ist, auf die Kontroverse zwischen introspektiver Bewußtseinspsychologie und mechanistischem Behaviorismus. Und es wird vorgegriffen auf eine Theorie, die mit dem Konzept der „Interiorisation" eine materialistische Erklärung sprachlichen Wissens und sprachlichen Handelns anstrebt: die Interiorisationstheorie des sowjetischen Psychologen P. J. Galperin. Aus deren Perspektive wird sich die Diskussion zwischen Kompetenz- und Verhaltenstheoretiker als zirkelhaftes Gefecht vor dem Hintergrund einer ungelösten und unbegriffenen Dichotomie erweisen, der Dichotomie zwischen geistiger und körperlicher Tätigkeit.

I. Die erste Runde: Bewußtsein contra Verhalten

1. Der Blick nach innen

Wenn wir alltäglich über unser Bewußtsein nachzudenken beginnen, so drängt sich uns rasch eine Gewißheit auf, die jeder für sich bedenkenlos zu

formulieren vermag: „Ich weiß, daß. . .". Was er weiß, kann er sagen; daß er es weiß, ist ihm gewiß. In der europäischen Philosophie fixiert das cartesianische Cogito am prägnantesten diese Einsicht, die sich philosophisch durch den radikalen Zweifel hindurch der Existenz klarer und distinkter Gedanken vergewissert hat. Als Wissenschaft schließlich hat die introspektive Psychologie, wie sie in Deutschland etwa von Wilhelm Wundt als „Elementarpsychologie"[1], in den USA in modifizierter Form von E. B. Titchener als „Strukturalismus"[2] praktiziert worden ist, an jener Tradition eines Blicks nach innen angeknüpft, die sich eines Cogito sicher war. Im Rahmen der introspektiven Psychologie galten Empfindungen, Vorstellungen, Wahrnehmungen, Gedanken usw. als Bestandteile eines Bewußtseins, dessen Aufbau durch eine introspektive Zergliederung in „reine Erlebnisradikale" als elementarer Bausteine festzustellen versucht wurde. Dreifaches war damit verbunden.

Zum einen war vorausgesetzt, daß das Bewußtsein ein gleichsam innerer Raum ist, eingeschlossen in das je einzelne Subjekt, das über ihn privat verfügen kann. Jeder hat sein Bewußtsein in sich; niemand hat das Bewußtsein eines anderen. – Damit mußte zum anderen die Introspektion als Beobachtungsform par excellence erscheinen. Bildete „der" Aufbau „des" Bewußtseins menschlicher Subjekte den Gegenstand der introspektiven Psychologie und wurde dieses Bewußtsein zugleich als reine Unmittelbarkeit verstanden, eingeschlossen in eine innere Welt, so war der einzige Zugang zu ihm nur mittels einer selbstreflexiven Innenschau möglich. „Ich" habe „meine" Empfindungen, Gefühle, Gedanken, die „mir" zugänglich sind. Introspektion als Selbstreflexion eines solipsistischen Bewußtseins mußte als grundlegende Methode zur Gewinnung psychologischer Daten erscheinen, wenn unter Bewußtsein eine in sich abgeschlossene Wirklichkeit verstanden wurde, die als solche nur dem je einzelnen Subjekt gegeben ist[3].

Um wissenschaftlich fruchtbar zu sein, erzwang der Ansatz der introspektiven Psychologie schließlich noch eine besondere Schulung der inneren Wahrnehmung. Nicht jeder kann ohne weiteres sein Bewußtsein in Elemente zergliedern. Der Benutzer der Introspektionsmethode mußte in der Lage sein, innerhalb komplexer Erlebnisgegebenheiten die elementaren Erlebnisradikale, aus denen die Erlebniseinheit zusammengesetzt gedacht wurde, zu isolieren; er mußte fähig sein, die Einflüsse des Beobachtungsvorgangs auf die introspektiv erfahrenen Bewußtseinszustände auszuschalten usw. Der geschulte Introspektionist mußte z. B. in der Lage sein, sich auf die unmittelbaren „Inhalte" der Erfahrung zu beschränken und sich nicht von Kenntnissen über das Wesen des Reizes, der diese Inhalte hervorruft, beeinflussen zu lassen, da eine solche Beeinflussung die Besonderheit des Aufbaus einer inneren Welt hätte verschwimmen lassen. So bestand z. B. die Beschreibung der Wahrnehmung eines Apfels in Aussagen über dessen Farbe, Form, Gewicht, Geruch, Geschmack; aber es wäre bereits falsch gewesen, den Apfel selbst, den wir als eßbare Frucht kennen, beim Namen zu nennen. Denn das durch diesen Namen Repräsentierte wird nicht wahrgenommen[4].

Introspektive Psychologie war also „Autopsychologie", Psychologie vom je einzelnen, der sich seines Bewußtseins introspektiv bewußt werden sollte und konnte. Die damit verbundene Gefahr des Solipsismus wurde zu umge-

hen versucht, indem die jeweiligen Ergebnisse der Introspektion die Struktur des „Bewußtseins überhaupt" erfassen sollten und individuelle Unterschiede als Ergebnis mangelnder Introspektionsfähigkeit erklärt wurden[5]. (All dies werden wir bei Noam Chomsky wiederfinden.) Soweit die Introspektion auf „reine" Weise erfolgt, gilt jedem letztlich das Gleiche verfügbar, eben „das" Bewußtsein.

2. Die Beobachtung des Außen

Diese Konzeption des Bewußtseins mußte Psychologen, für die Wissenschaftlichkeit an die Möglichkeit intersubjektiver Nachprüfbarkeit von Aussagen gebunden war und die innerhalb der Tierpsychologie eindrucksvolle Ergebnisse erzielt hatten, als Ausdruck magischer Weltanschauung erscheinen[6]. Demgegenüber schien die Psychologie als Wissenschaft nur begründbar zu sein, wenn jenes cartesianische Joch des Bewußtseins abgeschüttelt wurde, das die Herausbildung einer wirklich wissenschaftlichen Psychologie verhinderte. Denn es schien evident zu sein, daß unter der Voraussetzung, nur dem je einzelnen Subjekt sei ein unmittelbarer Zugang zu seinem Bewußtsein möglich, keine objektive Instanz denkbar ist, die die introspektiv gewonnenen Aussagen jenes Subjekts kontrollieren könnte. Die Konsequenz, die frühe Behavioristen aus der prinzipiellen Unmöglichkeit einer objektiven Überprüfung introspektiv gewonnener Aussagen gezogen haben, bestand darin, die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Untersuchung des Bewußtseins überhaupt zu leugnen.

Es galt, eine Psychologie ohne cartesianisches Bewußtsein aufzubauen. Und dies in einer Situation, in der die Psychologie sich noch keinen anderen Bewußtseinsbegriff erarbeitet hatte. Die Destruktion der introspektiven Bewußtseinspsychologie blieb der cartesianischen Annahme verpflichtet, daß Bewußtseinsprozesse allein als subjektive Inhalte der Introspektion zu verstehen seien. Nur so ist verstehbar, daß die an einem objektivistischen Wissenschaftsideal orientierten Wissenschaftler dazu gezwungen waren, allein das *Verhalten* menschlicher Individuen zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Psychologie erklären zu müssen, obwohl sie an der Existenz einer möglichen Erfahrung je eigener Bewußtseinszustände nicht zweifeln konnten: „One may ‚know' what pain and hunger and rage and sweet are, in the sense of having felt or experienced them; but such ‚knowledge' of, or acquaintance with, these mental phenomena remains outside the reach of science."[7] An die Stelle einer selbstreflexiven Erforschung privater Bewußtseinsvorgänge trat die intersubjektive beobachtbarer Verhaltenphänomene, der Blick auf das Außen. Zwischen Tier- und Humanpsychologie fiel die Schranke: Wie es in der Tierpsychologie unmöglich war, an die Introspektion der untersuchten Versuchstiere zu appellieren, so erschien auch dem Humanpsychologen die Beobachtung des Verhaltens als einzige Möglichkeit der Datengewinnung. Versuchspersonen waren nun nicht mehr die geschulten Psychologen, die introspektiv über die Inhalte ihres Bewußtseins Auskunft geben konnten, sondern die Menschen als Organismen, die (ähnlich Tieren) unter experimentell kontrollierten Bedingungen auf eine spezifische Art und Weise reagieren. Die Reduktion eines über Bewußtsein vermittelten

Handelns auf bloßes Verhalten war zum entscheidenden forschungstechnischen Problem geworden.

3. Die mißlungene Destruktion

Heute fällt es uns nicht mehr schwer zu zeigen, daß die Destruktion des cartesianischen Bewußtseins durch eine Psychologie des äußeren Verhaltens mißlingen mußte. Daß es nur eine Verdrängung sein konnte und das Verdrängte seine Wirkung im Innern des behavioristischen Verfahrens übte. Es soll hier genügen, auf jene Paradoxie zu verweisen, die sich ergibt, wenn man den behavioristischen Reduktionsversuch auf die Tätigkeit des Behavioristen selbst anwendet. Denn der Behaviorist als sprechendes und handelndes Subjekt wird nicht im Ernst behaupten wollen, in Bezug auf sich selbst den wesentlichen Unterschied zwischen seinem beobachtbaren Verhalten und seinen intentionalen Akten nicht zu kennen. Im Endeffekt eine unhaltbare Position: „die Existenz des Bewußtseins anzuerkennen, die Möglichkeit seiner Untersuchung aber zu leugnen"[8]. Auch der radikalste Behaviorist weiß, daß er sich in einer Dimension bewegt, die sich einer rein extensionalen Beobachtungssprache entzieht. Wir können auch sagen: glücklicherweise. Wir müßten sonst an seinem Verstand zweifeln.

Gerade diese Dimension aber hatte ja die introspektive Bewußtseinspsychologie als innere Welt des Bewußtseins ausgegeben, die sich nur mittels unmittelbarer Introspektion erschließen lassen sollte, und als ihren eigentlichen Gegenstandsbereich reklamiert. Die Bewußtseinspsychologie hatte, in der Tradition des cartesianischen Dualismus stehend, jene Dimension des Bewußtseins, in der sich auch der radikalste Verhaltenstheoretiker bewegen muß, von der gegenständlichen Tätigkeit des Menschen „abgehängt" und als eigenständigen Bereich des Geistes mystifiziert. Diese cartesianische Prämisse nahm der Behaviorismus in dem Maße auf, in dem er sie negieren wollte. Denn die verhaltenstheoretische Negation des Bewußtseins, der Versuch, „nie wieder Begriffe wie Bewußtsein, Bewußtseinszustände, Seele, Bewußtseinsinhalt, introspektiv verifizierbar, Vorstellung oder ähnliches zu gebrauchen"[9], setzte eine cartesianische Semantik dieser Begriffe voraus, der man nichts entgegensetzen konnte als ihre abstrakte Verneinung. Die scheinbar „materialistische" Psychologie des Außen blieb in den idealistischen Fesseln introspektiver Psychologie verfangen, weil auch ihr das Bewußtsein des Menschen nur als innerliche, in sich versponnene Subjektivität galt. Nur auf der Grundlage dieser mißlungenen Destruktion konnte die Aufgabenstellung erwachsen: „an die Stelle der Erforschung des Bewußtseins, getrennt vom Verhalten, das Verhalten getrennt vom Bewußtsein zu untersuchen."[10]

4. Der Weg nach innen

Am Ende der ersten Runde in der Auseinandersetzung zwischen Bewußtseins- und Verhaltenstheoretikern stehen zwei Verlierer, gescheitert an den komplementären Schwierigkeiten ihrer gemeinsamen Voraussetzung: Während der Bewußtseinspsychologe sich auf eine Analyse des subjektiven Bewußtseins in seiner Unmittelbarkeit konzentrierte und dabei keine Vermitt-

lung zur gegenständlichen Tätigkeit des Menschen finden konnte, scheiterte der Verhaltenstheoretiker bei seinem Reduktionsversuch an der Existenz eines Bewußtseins, das er voraussetzen mußte, ohne es begreifen zu können. – Wir müssen uns hier mit einem Hinweis auf einen Forschungsansatz begnügen, der im Rahmen der sowjetischen Psychologie entwickelt und besonders von P. J. Galperin konkretisiert und für die empirische Forschung fruchtbar gemacht worden ist[11]. Es geht generell um eine neue Bestimmung des Verhältnisses von Innen und Außen: das Innere der menschlichen Psyche wird als das (genetisch rekonstruierbare) Resultat einer Interiorisation äußeren gegenständlichen Handelns verstanden, eines Übergangs, „in dessen Ergebnis sich die ihrer Form nach äußeren Prozesse, welche sich an und mit gleichfalls äußeren stofflichen Gegenständen vollziehen, in geistige, in Bewußtseinsprozesse umwandeln, wobei sie einer spezifischen Transformation unterworfen werden: Sie werden verallgemeinert, sprachlich objektiviert, verkürzt, und – was die Hauptsache ist – sie gehen über die Leistungsmöglichkeiten der äußeren Tätigkeit hinaus."[12]

Von Grundgedanken Lew S. Wygotskis, A. N. Leontjews und S. L. Rubinsteins[13] ausgehend, hat P. J. Galperin zeigen können, daß das Wesen geistiger Tätigkeit in ihrer Funktion als *Orientierungstätigkeit* innerhalb natürlicher und gesellschaftlicher Realität besteht. Als Orientierungstätigkeit, zu deren wesentlichen Aspekten der Aufbau eines Abbilds der Wirklichkeit gehört, erfaßt geistige Tätigkeit die Bedingungen sinnvollen (d. h. eines auf dem jeweiligen Stand gesellschaftlicher Entwicklung adäquaten) Verhaltens in der objektiven Realität und steuert das Verhalten entsprechend diesen Bedingungen. Erklärt werden muß die Existenz und die Struktur psychischer Tätigkeit als Orientierungstätigkeit *genetisch:* sie ist das Ergebnis einer Übertragung des äußeren, materiellen Handelns mit Gegenständen in die inneren Formen der Wahrnehmung, der Vorstellung und des begrifflichen Denkens. Galperin hat dabei *fünf Etappen des Interiorisationsprozesses* zu rekonstruieren versucht: 1. die Orientierungsgrundlage der Handlung, auf die sich der Mensch bezieht und die ihm entweder als Muster teilweise bekannt ist, als Hinweis fertig vorgeben wird und nur noch übernommen werden muß oder von ihm mit Hilfe einer Unterweisung in die Lösung neuer Aufgaben selbst geschaffen wird; 2. die materialisierte Handlung als äußeres (sprachloses) Umgehen des Lernenden mit Gegenständen oder mit entsprechenden Modellen, Schemata, Diagrammen usw.; 3. die Übertragung der Handlung in die gesprochene Sprache ohne gegenständliche Stütze, d. h. ohne ständigen Bezug auf die gegenständlichen Schemata, Modelle usw.; 4. das äußere Sprechen „für sich", in dem der Lernende für sich die Merkmale und Bedingungen der verschiedenen gegenständlichen Operationen reproduziert; und schließlich 5. die Stufe des inneren Sprechens, auf der nur noch das Endergebnis einer Handlung, die nun als geistige Handlung weitgehend verkürzt und automatisiert abläuft, sprachlich formuliert wird[14].

Indem Galperin das Psychische als Orientierungstätigkeit genetisch rekonstruiert und damit den cartesianischen Dualismus aufgehoben hat, erfuhr auch die Analyse der Aufmerksamkeit (wir werden gleich sehen, wieso sie wichtig ist) eine materialistische Fundierung: Die Aufmerksamkeit wird aus der *Kontrolltätigkeit* abgeleitet, die, mehr oder weniger bewußt, jede mensch-

liche Tätigkeit begleitet und selbst den Gesetzen einer etappenweisen Interiorisation unterliegt. In den Bestand menschlicher Handlungen geht nicht nur der unmittelbare Tätigkeitsprozeß ein, sondern auch dessen Kontrolle: „Im Unterschied von jeder anderen Orientierung setzt die psychische Orientierung ein Modell des Handlungsmittels und der Handlung selbst voraus, auf dessen Grundlage die Handlung *gesteuert* wird. Dazu ist es erforderlich, die Aufgabe ihrer Ausführung gegenüberzustellen. Die Kontrolle bildet demnach einen notwendigen und wesentlichen Teil eines solchen Steuerungsprozesses."[15] Am Ende ihrer Entwicklung, das mit dem Übergang der materiellen Tätigkeit in die innere Sprache zusammenfällt, ist die Aufmerksamkeit selbst zu einem verkürzten, automatischen Prozeß geworden, der sich als eine nicht näher zu bestimmende, scheinbar nur introspektiv erfahrbare Aktivität darstellt.

Nimmt man diesen Ansatz einer objektiven genetischen Analyse des Interiorisationsprozesses ernst, so lassen sich die Quellen der Mißverständnisse von introspektiver Bewußtseinpsychologie und objektivistischer Verhaltenstheorie freilegen:

Denn die Reduzierung psychischer Tätigkeit auf introspektiv erfahrbare Akte eines „reinen" Bewußtseins läßt vergessen, daß in den verkürzten und automatisierten geistigen Handlungen eines menschlichen Subjekts *zwei* genetisch verschiedene Teile menschlicher Tätigkeiten verschmolzen sind, die sich in der doppelten Struktur psychischer Tätigkeit manifestieren: erstens der *vollziehende* Teil gegenständlicher Handlungen, der sich etappenweise zum assoziativen Entstehen des objektiven Inhalts auf der Ebene des Bewußtseins bildet, zum Objekt des Denkens, das von der introspektiven Psychologie als etwas Außersinnliches und Nichtpsychologisches begriffen wird; zweitens der *kontrollierende* Teil gegenständlicher Handlungen, der sich etappenweise zur reflektierten Wendung des „Ich" auf diesen Inhalt des Denkens bildet, zum „eigentlichen" Denken über den Inhalt des Denkens, das von der introspektiven Psychologie zum „eigentlich" Psychologischen, dafür aber auch zum eigentlich Inhaltslosen gemacht wird. „So verwandeln sich schließlich zwei relativ selbständige Handlungen – Komponenten des Handelns, die nach einem früher gegebenen Muster anerzogen wurden – in die zwei Seiten der geistigen Operation. Infolgedessen erscheint letztere zweigeteilt, und während die eine Seite auf den gegenständlichen Inhalt reduziert ist, der in der ‚außersinnlichen Form' der sprachlichen Bedeutung gegeben ist, wird die andere Seite auf den ‚reinen' Akt der Aufmerksamkeit reduziert, der in der Selbstbeobachtung eines deutlichen Inhalts beraubt ist."[16] Bleibt die psychologische Analyse dagegen ihrem Inhalt nach auf die Endform der geistigen Tätigkeit begrenzt und ihrer Methode nach auf die Introspektion, so bleibt notwendig jener einheitliche dialektische Zusammenhang von gedachtem gegenständlichem Inhalt und Denken über diesen Inhalt unbegriffen. Beide Momente verschmelzen vielmehr zu einem unterschiedslosen Erleben, das introspektiv dann als etwas Einfaches, Unmittelbares und Untrennbares erscheint.

Erinnern wir uns an jenes Beispiel der sinnlichen Wahrnehmung eines Apfels. Als *Objekt* der sinnlichen Widerspiegelung wäre Galperin zufolge der Apfel das ideelle, verkürzte und automatisierte Ergebnis eines äußeren, ge-

genständlichen Umgangs mit realen Äpfeln oder, falls diese aus welchen Gründen auch immer nicht zur Verfügung standen, mit ihren materialisierten Modellen, Abbildungen, Zeichnungen usw. Dieser reale Umgang des Kindes mit den Dingen, in der Regel gelenkt durch die sprachlichen Benennungen der Erwachsenen, ist etappenweise in die innere Sprache übergegangen und zu einem automatisierten Prozeß geworden, dessen Ausführung selbst weitgehend aus dem Bewußtsein verschwunden ist (jedoch genetisch rekonstruiert werden kann). Von den introspektiven Psychologen jedoch wird dieses Objekt als außersinnlicher Inhalt möglicher Handlungen begriffen – als „außersinnliche Form der sprachlichen Bedeutung" –, nicht als möglicher Gegenstand der Psychologie. Das eigentliche *Denken* über diesen Inhalt als eine psychische Tätigkeit erscheint dann als das eigentlich Psychologische. Es offenbart sich in der Introspektion als eine Summe von „inhaltslosen" Eindrücken: ich habe diesen Geschmack, ich sehe diese Farbe, ich habe folgendes Tastgefühl etc. Nach Galperin ist dies nichts anderes als ein Denken über den ideellen gegenständlichen Inhalt der sinnlichen Widerspiegelung. Es stellt seinem Inhalt nach eine Kontrollhandlung dar und seiner Form nach eine ideelle, verkürzte und automatisierte Ausübung dieser Kontrollhandlung: das Kind hat, während es tätig mit realen Äpfeln umging, stets auch diese Tätigkeit kontrolliert, – anfänglich durch den direkten Vergleich seiner Tätigkeit und ihres Objekts mit den gegenständlichen Kontrollinstanzen, später durch „gedächtnismäßigen" Vergleich. Was den Introspektionisten als unmittelbare „Erscheinungen des Bewußtseins" gelten, stellt in Wirklichkeit nur eine Seite der psychischen Tätigkeit auf der Endstufe ihrer Entwicklung dar: introspektiv vergewissert sich das menschliche Subjekt, in seiner psychischen Tätigkeit es mit den Dingen zu tun zu haben, anhand deren Modelle es gelernt hat, seine Handlungen zu steuern. Das Verbot, das ideelle Abbild des Apfels beim Namen zu nennen, und die Aufforderung, sich auf eine Beschreibung einzelner Wahrnehmungen zu beschränken, hypostasieren die verkürzte, automatisierte, geistige Kontrollhandlunge (: habe ich es tatsächlich mit einem Apfel zu tun? – Ja, denn ich habe diesen Geschmack, sehe diese Farben, habe dieses Tastgefühl etc.) zum eigentlichen Inhalt des Bewußtseins und lassen die Dimension des tätigen Umgangs mit den Dingen als Grundlage der Entstehung des Objekts des Denkens vergessen.

Und der Behaviorismus? Während in der unmittelbaren Selbstreflexion der Introspektionisten allein die eine Hälfte psychischer Tätigkeit zu Wort kommt: die sich aus dem kontrollierenden Teil menschlicher Handlungen etappenweise herausbildende Wendung des Ich auf den Inhalt des Denkens, und der aus dem vollziehenden Teil menschlicher Tätigkeit entwickelte objektive Inhalt auf der Ebene des Bewußtseins selbst außer acht gelassen wird, wird in der verhaltenstheoretischen Analyse schließlich auf eine Analyse geistiger (innerer) Handlungen ganz verzichtet und äußerliche Verhaltensweisen zum alleinigen Gegenstand einer objektiven Wissenschaft erklärt. Ein Bereich wird gänzlich zu vergessen versucht, der bereits halbiert worden war.

II. Die Zweite Runde: Verbalverhalten contra Sprachkompetenz

1. „Verbal Behavior"

Doppelt gestärkt geht der Verhaltenstheoretiker in die zweite Runde. Dabei kommt dem theoretischen Ansatz Burrhus F. Skinners[17] entscheidende Bedeutung zu, nicht zuletzt aufgrund seiner wissenschaftstheoretischen Radikalität. Ausgehend von der Prämisse, daß, um eine einheitliche, nichtdualistische Darstellung und Erklärung der Wirklichkeit zu ermöglichen[18], mentale oder psychische Vorgänge „verworfen"[19] werden müssen, hat er versucht, menschliches Verhalten *genetisch* zu erklären; angesichts der angestrebten lückenlosen Rekonstruktion der Verhaltensentwicklung und -modifizierung sollen mentale Erklärungen zunehmend überflüssig und funktionslos werden, der Rekurs auf psychische Vorgänge erweist sich gegenüber genetisch-verhaltenstheoretischen Analysen allenfalls noch als hilfloser Rückzug vor der Komplexität des einzig intersubjektiv Faßbaren: eben des Verhaltens. Und er hat die *Sprache* (= das sprachliche Verhalten) zum Gegenstand der Verhaltenstheorie objektiviert, wobei er auch vor der sprachlichen Artikulation „innerer", „privater" Vorgänge nicht halt gemacht hat. „Die Welt in unserer Haut"[20] wird verhaltenstheoretisch greifbar in dem Maße, in dem introspektive Aussagen als verbale Reaktionen unter die Kontrolle des Behavioristen fallen.

Betrachten wir zunächst den *allgemeinen genetischen Ansatz*, der als „Theorie des operanten Konditionierens" bekannt geworden ist. In seiner Grundkonzeption ist er genial einfach: Wie jeder natürliche Vorgang unterliegt auch das Verhalten einer gesetzmäßigen Ordnung, die in Form genereller Wenn-dann-Aussagen fixiert werden kann; diese Aussagen beziehen sich bei der Erklärung des Verhaltens auf zeitliche Zusammenhänge (das beobachtbare gegenwärtige Verhalten wird als Folge vergangener Ereignisse verstanden, das zukünftige Verhalten kann bei Kenntnis aller wirksamen (gegenwärtigen und vergangenen) Randbedingungen vorausgesagt werden); als grundlegende Gesetze werden formuliert a) das Gesetz des Konditionierens: „Wenn die Darstellung eines operativen Verhaltens (einer nicht-reaktiven Aktivität des Organismus, M. G.) von einem verstärkenden Stimulus gefolgt wird, wird seine Stärke vergrößert" und b) das Gesetz der Extinktion: „Wenn die Darstellung eines operativen Verhaltens, das bereits verstärkt ist, nicht von einem verstärkenden Stimulus gefolgt wird, vermindert sich seine Stärke"[21]; diese Gesetze lassen sich besonders unter experimentellen Laborbedingungen, die ganz vom Wissenschaftler kontrolliert werden, für eine Erklärung des Verhaltens fruchtbar machen. Gewährung und Unterlassung von Verstärkungen gelten als die unabhängigen Variablen (Wenn), die für das jeweilige Verhalten des Organismus (Dann) kausal determinierend sind.

Im Bezugsrahmen dieses Ansatzes sind introspektiv gewonnene Daten und mentalistische Erklärungen prinzipiell sinnlos. Die Kluft zwischen abhängigen und unabhängigen Variablen braucht nicht durch introspektiv erfahrbare Bewußtseinszustände überbrückt zu werden, da sie innerhalb experimenteller Prozeduren als Kausalzusammenhang zwischen beobachtbaren Größen objektiviert wird. Die Herstellung einer übersichtlichen experimen-

tellen Situation gestattet eine Kontrolle der abhängigen und der unabhängigen Variablen, ohne daß mentalistische „Pseudoerklärungen"[22] notwendig werden. Mentalistische Erklärungen, die auf psychische Vorgänge im Organismus zurückgreifen, um sein Verhalten erklären zu können, werden vermieden, indem die Wahrscheinlichkeit einer Reaktion als quantifizierbare Haupteigenschaft des Verhaltens behandelt wird und „Lernprozesse" als Veränderungen der Wahrscheinlichkeit von Verhalten operationalisiert werden.

Scheint nun hinsichtlich einer Analyse tierischen Verhaltens, deren Ziel Skinner zufolge allein die Verbesserung der herkömmlichen Praktiken von Tierdressur sein kann[23], kaum eine andere Theorie denkbar zu sein, ohne daß man in anthropomorphe Spekulationen verfiele, so gerät der operative Ansatz der Skinnerschen Verhaltenstheorie vordergründig in Schwierigkeiten, wenn es um eine Analyse *menschlichen* Verhaltens geht. Denn im Unterschied zu einer behavioristischen Beschreibung, die dem Tier als Objekt selbständig gegenübertritt, ohne sich auf intentionale Aussagen des Tieres stützen zu können, kann eine behavioristische Beschreibung menschlichen Verhaltens nicht ohne weiteres an der Tatsache vorbeigehen, daß sprach- und handlungsfähige Menschen über ihr Verhalten, aber auch über ihre Stimmungen, Erwartungen, Schmerzen, Erkenntnisse und Ziele *sprechen* und auch von anderen *verstanden* werden können. Auch der Verhaltenstheoretiker weiß, was er will. Skinner muß irgendwie berücksichtigen, daß Menschen sich über die Ausgangslagen und Ziele ihrer Handlungen sprachlich verständigen können. Er muß dem Phänomen der menschlichen *„Sprachlichkeit"* Rechnung tragen.

Um dieser Herausforderung im Rahmen seines operativen Ansatzes begegnen zu können, mußte das Modell der Konditionierung auf die menschliche Sprechfähigkeit ausgedehnt werden. „Verbal Behavior" (1957) ist der großangelegte Versuch, die Analyseverfahren der operanten Verhaltenstheorie auf den Bereich der Sprachlichkeit zu applizieren. „Was geschieht, wenn jemand spricht oder auf Sprache antwortet, ist ganz offensichtlich eine Frage nach menschlichem Verhalten, die daher auch mit den Begriffen und Methoden der Verhaltensforschung beantwortet werden muß."[24] Entsprechend der Methode operativer Konditionierung vermittels spezifischer Verstärkungsmechanismen wird das Sprechen des Menschen als instrumenteller Akt begriffen, der das Ergebnis eines operativen Konditionierungsprozesses des einzelnen Individuums innerhalb einer „Sprachgemeinschaft" ist. Das Kind lernt sprechen, indem das Äußern bestimmter Lautsequenzen verstärkt wird, während andere Äußerungen der Extinktion unterliegen. Speziell die Eltern (als Mitglieder der Sprachgemeinschaft) reagieren auf bestimmte kindliche Äußerungen, lassen andere Äußerungen unberücksichtigt. Bevorzugt werden dabei jene Äußerungen verstärkt, die mit den in der Sprachgemeinschaft verwendeten Sprachmustern übereinstimmen; und sie werden bevorzugt in den Situationen verstärkt, in denen sie „passend" sind. Die sprachliche Entwicklung kann damit als Selektionsprozeß begriffen werden. Aus der Vielfalt des phonetischen Repertoires des lallenden Kleinkindes werden mittels Verstärkung nach und nach jene Lautsequenzen herausgebildet, die in der Sprache der Gemeinschaft, in der das Kind lebt, vorkom-

men und als passend akzeptiert werden. Die unselektive Verwendung von Lauten während des Lallalters, die zum Ausdruck der verschiedensten Bedürfnisse und Affekte verwendet werden, wird prozessual auf die Verwendung sozial akzeptierter Sprachformen (auf phonologischer, syntaktischer und semantischer Ebene) hin eingeengt. Die Äußerungen des Kindes werden immer mehr an die Sprachformen der Sprachgemeinschaft angenähert. So lernt das Kind, auf sprachliche und nichtsprachliche Reize adäquat zu reagieren, je nach Maßgabe der kontingenten Verstärkungsmechanismen der je individuellen Lebensgeschichte. Es lernt, bestimmte (akzeptierte) Sequenzen zu äußern, wenn es hungrig ist, andere, wenn es gehätschelt werden will usw. Der Erwachsene schließlich verfügt über ein äußerst komplexes System sprachlicher Möglichkeiten, die „passend" innerhalb bestimmter Situationszusammenhänge realisiert werden können, weil sie ja innerhalb bestimmter Kontexte über Verstärkungsmechanismen eingerastert worden sind. Daß wir in der Regel den Prozeß dieses Lernens nicht mehr rekonstruieren können, spricht nicht gegen die Annahme seiner realen Wirksamkeit.

Indem Skinner den Erwerb der Sprechfähigkeit als einen sozial verstärkten Verlauf zunehmender Differenzierung zu analysieren versucht hat, bildet auch das Vorkommen *introspektiv* gewonnener Aussagen keine grundsätzliche Schwierigkeit mehr. Sie werden nicht geleugnet, sondern als mögliches Sprachverhalten objektiviert und genetisch zu erklären versucht. Daß Menschen über ihre Schmerzen, Gefühle, Erwartungen, Hoffnungen etc. sprechen können, wird als Ergebnis eines operanten Konditionierungsprozesses gesehen, der sich auf öffentlich wahrnehmbare Verhaltensphänomene stützt, auch wenn sie in diesen Fällen schwer zu identifizieren sind: „Die Haut hat hier nicht die Funktion einer Grenze."[25]

2. *Noam Chomskys „Skinner-Review"*

Eine solche Konzeption des sprachlichen Verhaltens mußte jene Linguisten herausfordern, deren wissenschaftliche Arbeit sich auf eine Analyse des strukturellen Aufbaus isolierter Sätze beschränkte. Für eine Linguistik, der Sprache als Menge grammatikalisch wohlgeformter Sätze zum Gegenstand geworden war, wobei diese Sätze als paradigmatisches Analysematerial isoliert waren vom pragmatischen Kontext ihres Gebrauchs, von den Intentionen des Sprechers und Hörers, herausgelöst aus dem sprachlichen Diskurs, freigesetzt von den Bedingungen ihrer Verwendungsmöglichkeit (: „es gibt keinen längsten Satz"), ohne Bezug auf wahrscheinlichkeitstheoretisch-stochastische Existenzmodalitäten, ihrer semantisch-repräsentativen Funktion entledigt –, für eine solche Linguistik, deren Programm Noam Chomsky mit den „Syntactic Structures" (1957) explizit aufgestellt hatte, mußte eine Beschreibung von Sprache als äußerlich determiniertes sprachliches Verhalten provokativ erscheinen: sie hatte sich ihre Exaktheit und wissenschaftliche Rationalität ja gerade erst durch die isolationistische Reduktion sprachlichen Materials (speziell des einzelnen Satzes) zum Exempel rein struktureller Analysen erobert. Unter dieser Voraussetzung war die Stoßrichtung der struktural-linguistischen Kritik an der Sprachverhaltenstheorie vorgezeich-

net: es mußte ihr zum einen darum gehen, defensiv die isolierbare Existenzform des strukturellen Sprachmaterials gegenüber den verhaltenstheoretisch angesetzten Determinanten sprachlichen Verhaltens als sinnvoll zu verteidigen; es mußte ihr zum andern darum gehen, offensiv den formal-strukturalistischen Ansatz der Satzanalyse als verhaltenstheoretisch nicht einholbar nachzuweisen. Mit seiner berühmt gewordenen „Verbal Behavior"-Rezension (1959) hat Noam Chomsky die behavioristische Herausforderung angenommen[26].

Der erste Komplex von Chomskys Einwänden konzentriert sich, um die isolierbare Eigenständigkeit sprachlichen Materials weiterhin behaupten zu können, auf den Nachweis, daß die verhaltenstheoretischen Termini wie „Stimulus", „Reaktion", „Verstärkung" oder „Extinktion" zwar innerhalb des engen Rahmens experimenteller Versuchsanordnungen erklärungskräftig und handlungsleitend sein mögen, jedoch für eine Analyse sprachlicher Erscheinungen außerhalb kontrollierbarer Laborbedingungen absolut unfruchtbar und willkürlich sind. Hier könnten sie allenfalls metaphorisch verwendet werden, ohne einen wissenschaftlichen Wert. Zwei Beispiele: der Begriff *„Stimulus"* ist innerhalb der experimentellen Situation klar definiert und kontrolliert anwendbar, Stimulus und Reaktion sind unabhängig voneinander identifizierbare Größen, die durch eine Gesetzesaussage miteinander korreliert werden können. Im Falle einer Analyse menschlichen Sprachverhaltens jedoch ist die Identifizierung des Stimulus stets zirkulär. Denn es ist unmöglich, beim Sprechen den kontrollierenden Stimulus unabhängig von der Reaktion zu erfassen; primär ist die Reaktion gegeben, aus der dann der Stimulus erschlossen wird. Das andere Beispiel: auch der *Verstärkungsbegriff* verliert außerhalb der eingeschränkten experimentellen Versuchsanordnung seinen Erklärungswert. Denn in allen Fällen, in denen menschliches Sprechen wahrgenommen werden kann, wird allein aus der Tatsache dieses Sprechens darauf geschlossen, daß eine Verstärkung vorliegt. Eine zirkuläre Konstruktion. Der Begriff der „Verstärkung", gelöst aus seiner operationalen Verankerung in der experimentellen Situation, paraphrasiert allenfalls das alltagssprachlich artikulierte Verständnis unterstellter Motive, Intentionen und Gründe menschlicher Handlungen. Und so geht Chomskys Kritik weiter. Jeder Begriff der operanten Konditionierungstheorie wird destruiert, einer ritualen Funktion ohne „explanatory force"[27] zu überführen versucht.

Aus seiner Kritik, die weitgehend die Applikationsschwierigkeiten des behavioristischen Vokabulars außerhalb der kontrollierten Laborbedingungen benennt, hat Chomsky jenen weitgehenden (Fehl)Schluß gezogen, der für sein Selbstverständnis als Kompetenztheoretiker konstitutiv wurde: sprachliches Verhalten ist stimulusfrei, frei von der Regelung durch identifizierbare Verstärkungsmechanismen, produktiv; es entzieht sich grundsätzlich einer behavioristischen Erklärung. Wenn dem aber so ist, dann erweist sich der isolationistische Ansatz des Strukturalismus als legitim und sprachadäquat. Denn er ging immer schon von der Voraussetzung aus, als seien sprachliche Einheiten frei von jeder raum-zeitlichen Kontingenz und jeder genetischen Dimension umfassend analysierbar. Fortan liefert der „Skinner-Review"

eine entscheidende Legitimationsbasis für struktural-linguistische Reduktionen.

Der zweite Komplex von Chomskys Einwänden konzentriert sich auf einen Bereich, in dem durch die generativ-transformationelle Analyse eine Fülle neuer Einsichten gewonnen worden ist: den Bereich der *Syntax*. Hier versucht Chomsky, den verhaltenstheoretischen Ansatz durch theoretische Einsichten in den strukturellen Aufbau grammatikalisch wohlgeformter Sätze zu widerlegen.– Skinner hatte angestrebt, den syntaktischen Aufbau eines Satzes durch die Annahme zu erklären, daß spezifische verbale Schlüsselreaktionen (:Substantive, Verben, Akjektive) unter der Kontrolle externer Stimuli instrumentell gelernt und dann in einem zweiten Schritt auf spezifische Art zusammengefügt und modifiziert werden, wobei die Möglichkeiten der Zusammensetzung und Spezifizierung selbst durch selektive Verstärkung konditioniert werden. Der interne Prozeß der Komposition besteht aus einer Auswahl von Substantiven, Verben und Adjektiven und einer folgenden „autoklitischen" Modifizierung. Entscheidend dabei ist, daß diese Modifizierung sich an beobachtbaren strukturellen Satzmustern orientiert, die induktiv verallgemeinert zum Bestand des menschlichen Verbalverhaltens werden[28]. – Chomsky hat diese Konzeption linguistischer Strukturen nun mit den gleichen Argumenten angegriffen, die er im Rahmen einer innerstrukturalistischen Auseinandersetzung gegen die taxonomischen Modelle der Phrasenstrukturgrammatik ins Feld geführt hat: Es gibt zahlreiche Sätze, die ein identisches „skeletal frame"[29] besitzen, jedoch unterschiedliche strukturelle Relationen (z. B. „John is easy to please" versus „John is eager to please"[30]). Chomsky zufolge manifestieren sich bestimmte syntaktische Regeln nicht unmittelbar im beobachtbaren Sprachverhalten. Man muß anerkennen, „daß die syntaktische Organisation einer Äußerung nicht etwas ist, das auf einfache Weise unmittelbar in der physikalischen Struktur der Äußerung selbst repräsentiert ist"[31]. Weil folglich im Falle syntaktischer Strukturen zahlreiche Beziehungen nicht sensorisch erfahrbar sind, sondern allein durch eine „abstrakte" Theorie, die sich auf tieferliegende Satzstrukturen bezieht, repräsentiert werden können, kann auch das sprachliche Verhalten nicht das Ergebnis verstärkungsmäßig gelenkter Generalisierung sein, sondern impliziert die Wirkung von Mechanismen, wie sie in den „Syntactic Structures" in Form eines deduktiven Regelapparats fixiert worden sind. Gegen den assoziativen Kompositionszusammenhang der verhaltenstheoretischen Satzkonzeption stellt Chomsky die Wirksamkeit einer generativen Transformationsgrammatik, die allein eine „angemessene Beschreibung der Performanz des Sprechers, Hörers und Lernenden"[32] sein kann.

3. Rückkehr in die Innenwelt

Chomsky begnügte sich nicht mit dem Nachweis, daß die im Rahmen einer experimentellen Verhaltenstheorie entwickelten Begriffe „Stimulus", „Reaktion", „Verstärkung" etc. sich nicht ungebrochen für eine Analyse sprachlichen Verhaltens verwenden lassen. Auch blieb er nicht bei der Erkenntnis stehen, daß die syntaktische Organisation einer Äußerung nicht direkt durch reine Verkettung von Antwortsequenzen unter der Kontrolle extraverbaler Stimuli und intraverbaler Assoziationsmechanismen erklärt wer-

den kann. Er versuchte vielmehr, die von ihm entwickelte Konzeption einer Generativen Transformationsgrammatik als Theorie menschlicher Sprachfähigkeit auszugeben: die einzelsprachliche Grammatik G (L) wurde bald als System sprachgenerativer Regeln ausgegeben, das die „inneren" Fähigkeiten eines kompetenten Sprecher/Hörers abbildet. Die GTG wurde also nicht bloß als erklärungsstärkere Alternative zur behavioristischen Rekonstruktion autoklitischer Prozesse, die im Sprachverhalten manifest sind, verstanden, sondern als eine mentalistische Theorie der Sprachfähigkeit interpretiert. Wie erklärt sich diese Rückkehr in die Innenwelt eines sprachfähigen Subjekts?

Um dies beantworten zu können, müssen wir kurz noch einen dritten Problemkomplex erwähnen, der Chomskys methodologische Überlegungen seit Beginn seiner Forschung beschäftigt hat: es geht um die Entdeckung der *Sprachintuition* als eines *metasprachlichen Wissens,* das in jeder sprachwissenschaftlichen Untersuchung notwendig vorausgesetzt werden muß[33]. In der Kritik am taxonomischen Strukturalismus hatte sich nämlich gezeigt, daß eine Objektivierung der Sprache zum bloßen Material unmöglich ist. (So wäre z. B. auch die Feststellung der strukturellen Differenz zwischen „John ist easy to please" und „John ist eager to please" ohne metasprachliche Kenntnisse unmöglich.) Stets ist es notwendig, sich bei der Analyse auf ein „intuitives" Wissen zu beziehen, das kompetente Sprecher, zu ihnen gehört auch der Linguist, über ihre Sprache besitzen. Dieses Wissen ist der linguistischen Untersuchung stets voraus(gesetzt): denn an ihm müssen die einzelnen strukturellen Satzanalysen ansetzen, an ihm müssen sie sich schließlich auch bewähren. An dieser gleichsam ontologischen Differenz zwischen beobachtbarem sprachlichem Material und metasprachlichem Wissen scheiterte jeder objektivistische Versuch, Sprache (oder sprachliches Verhalten) unvermittelt als pure Gegebenheit in den Griff zu bekommen.

Es sind wesentlich diese drei Überlegungen: daß verhaltenstheoretische Erklärungen des sprachlichen Verhaltens zu kurz greifen angesichts seiner scheinbaren Stimulusfreiheit; daß sprachliches Verhalten hinsichtlich seiner tieferliegenden Strukturen nur durch eine abstrakte Theorie wie die GTG angemessen beschrieben werden kann; und daß ein metasprachliches Wissen notwendig bei jeder linguistischen Analyse vorausgesetzt werden muß –, die für Chomsky jene Rückwende zum Mentalismus zwingend werden ließen, durch die er als neuer Cartesianer berühmt geworden ist:

1. Zunächst wurde das Problem des Objektivismus durch eine idealistische Konstruktion zu lösen versucht. Weil der Zusammenhang, in dem sprachliche Fähigkeiten als Sprachverhalten bzw. Materialcorpus objektiviert werden, sich nicht als naturgesetzlicher Zusammenhang begreifen läßt, wurde er von Chomsky zur *geistigen* Realität erklärt. Der Reduktion sprachlicher Tätigkeit auf ein bloßes Objekt taxonomisch organisierter Anschauung oder instrumentell gelenkter Konditionierung stellte er abstrakt die Konstruktion eines Kompetenzmechanismus entgegen, der als rein geistiges Vermögen „in" je einzelnen sprachbegabten Subjekt existiert. In seinem Versuch, die Grenzen zu überschreiten, an die behavioristische und taxonomische Reduktionsversuche gestoßen waren, fand er den Geist. Er entdeckte den ursprünglichen Gegner wieder, dem die frühen Angriffe der Verhaltenstheore-

tiker und taxonomisch orientierten Strukturalisten gegolten hatten, das cartesianische Bewußtsein. Nur so scheint es ihm erklärbar, daß die Bedeutung und Struktur sprachlicher Gebilde erfaßt werden kann, auch wenn im konkreten Fall kein spezifischer externer Stimulus feststellbar ist.

2. Was aber jenseits eines verhaltenstheoretischen Zugriffs liegt, war das bevorzugte Gebiet der *introspektiven Bewußtseinspsychologie.* Zu deren Prinzipien kehrt Chomsky zurück. Speziell zum Verfahren der *Introspektion.* Das Wissen, daß die Begriffssysteme objektivistischer Wissenschaft zu kurz greifen, transformiert das verhaltenstheoretisch Unbegriffene zum inneren Objekt, welches sich nur noch in der introspektiven Selbstwahrnehmung offenbart. Wie in der introspektiven Bewußtseinspsychologie die reale gegenständliche Bedeutung der wahrgenommenen Dinge auf Bestandteile eines in sich abgeschlossenen Bewußtseins reduziert wurde, unabhängig von den gesellschaftlichen Verwendungsweisen der Dinge und ihrer realen Funktion innerhalb menschlicher Tätigkeit, so ist auch in der cartesianischen Linguistik die Bedeutung sprachlicher Zeichen und ihrer syntaktischen Verbindungen nur introspektiv erfahrbar. Die Beispielsätze, an denen sich das linguistische Wissen des Grammatikers immer wieder erproben muß, werden introspektiv auf ihre Wohlgeformtheitsbedingungen geprüft. Die Schwierigkeiten einer behavioristischen Sprachkonzeption, die als Gegenbewegung zu mentalistischen Konzeptionen entwickelt worden war, motivierten Chomsky, wieder Zuflucht bei der Introspektion zu suchen. Ohne Kriterien des Verhaltens hinzuziehen zu müssen, soll sich der einzelne kompetente Sprecher/Hörer introspektiv der Bedeutung sprachlicher Zeichen und der Grammatikalität von Sätzen vergewissern können. Den objektivistischen Reduktionen wurde die Macht eines Geistes entgegengehalten, der sich selbst bewußt werden kann[34].

3. Diese Macht des Geistes wurde von Chomsky nicht nur postuliert. Er glaubte sie bereits dingfest gemacht zu haben. Der entdeckte Geist ist der *Geist einer Generativen Transformationsgrammatik,* deren generative Kraft (fixiert besonders in Gestalt rekursiver[35] Regeln) die Freiheit des Geistes reflektiert. Im „kreativen" Sprachgebrauch spiegeln sich die unbegrenzten Möglichkeiten eines Denkens, das von jeder Kontingenz frei ist: „Sprache liefert in ihren wesentlichen Eigenheiten und in der Art ihres Gebrauchs das grundlegende Kriterium, anhand dessen wir bestimmen können, ob ein anderer Organismus ein Wesen mit menschlichem Geist ist, mit der menschlichen Fähigkeit zu freiem Denken und Ausdruck seiner selbst."[36] Was jenseits des kategorialen Rahmens von Verhaltenstheorien und objektivistischen Sprachkonzeptionen liegt, die Struktur des menschlichen Geistes, wird als eigentlicher Gegenstand der GTG okkupiert. Es entstand der Mythos, man selbst habe es mit geistigen Strukturen zu tun, die qualitativ verschieden sind von all dem, „that can be described in terms of the taxonomic methods of structural linguistics, the concepts of S–R psychology, or the notions developed within the mathematical theory of communication or the theory of simple automata"[37]. Diesem Mythos wurde durch die Struktur der GTG Vorschub geleistet. Denn der Versuch, mittels einer Menge von Regeln eine unendliche Menge von Endketten zu generieren, impliziert, daß eine Sprachanalyse nicht von der Fülle sprachlichen Materials und kontex-

tueller Faktoren ausgehen kann, um durch standardisierte Entdeckungsprozeduren empirische Regelmäßigkeiten festzustellen, sondern vom Begriff des zu analysierenden Gegenstands, d. h. in diesem Fall: vom Begriff des Satzes, der, gefaßt im Quasi-Axiom „S", an der Spitze jeder Satzderivation steht. Da Sätze also immer so behandelt werden mußten, *als ob* sie grundsätzlich stimulusfrei und von „kreativer" Unbegrenztheit seien, fand die generative Sprachkonzeption durch die Kritik an Skinners Versuch ihr ruhiges Gewissen. Die Kritik objektivistischer Zirkelschlüsse diente der Legitimation einer mit den Mitteln rekursiver Funktionentheorie konstruierten Grammatik, deren Konsistenz durch konkrete Verhaltensanalysen nur gestört werden könnte. Die Kritik am Sprachbehaviorismus, geführt aus einer strukturalistischen Position, lieferte die Rechtfertigung des mentalistischen Mythos. Die GTG streifte den sprachlichen Tätigkeiten menschlicher Subjekte das Stück von Gegenständlichkeit ab, das der Verhaltenstheorie als einzig legitimer Bereich gegolten hatte.

4. Das mußte jene radikale Trennung von *Sprachkompetenz* und *Sprachperformanz* zur Folge haben, die für die GTG kennzeichnend ist. An die Stelle der Regelmäßigkeiten, die beobachtbarem Verhalten seitens der Verhaltenstheorie supponiert wurden, trat ein mentales System, „a system of knowledge and belief"[38]. Die Isolierung jenes abstrakten Systems der Sprachkompetenz war nötig geworden, um den Anspruch begründen zu können, mittels generativ-rekursiver Regeln das erfassen zu können, was mittels einer behavioristischen Analyse grundsätzlich nicht aufgedeckt werden kann. Dabei mußte sich die innerhalb der strukturalistischen Tradition vorgenommene Isolierung wohlgeformter Satzbeispiele auf die Sprachkompetenz-Konzeption übertragen: Sprachkompetenz ist das abstrakte Verfügen über die unendliche Menge generierbarer Sätze mitsamt ihres Erzeugungsmechanismus. Sie ist keine Abstraktion mehr, gebunden an die realen Bedingungen sprachlichen Verhaltens, sondern das prinzipiell Andere: „‚Extrapolation' from simple descriptions cannot approach the reality of linguistic competence; mental structures are not simply ‚more of the same' but are qualitatively different from the complex networks and structures that can be developed by elaboration of the concepts that seemed so promising to many scientists just a few years ago."[39]

Am Ende der zweiten Runde in der Auseinandersetzung zwischen Außenwelt- und Innenwelttheoretikern sind wir wieder am Anfang: Chomsky hat das „Joch des Bewußtseins", das der Behaviorismus abzuschütteln versucht hatte, wieder auf sich genommen. Die cartesianische Geistmetaphysik trat im Gewand der GTG wieder auf den Plan. Der verhaltenstheoretischen Reduktion sprachlicher Fähigkeiten auf stimuluskontrolliertes Verhalten wurde wieder jener cartesianische Bewußtseinsbegriff entgegengesetzt, als dessen mißlungene Negation sich der Behaviorismus entwickelt hatte. Der „Aufbau des Sprachbewußtseins" wurde wieder durch eine Zergliederung in das „reine Sprachwissen" hinsichtlich syntaktischer, semantischer und phonologischer Wohlgeformtheit isolierter Sätze festzustellen versucht. Die Kompetenz setzt sich zusammen aus introspektiv erfahrbaren Kenntnissen über Wohlgeformtheitsbedingungen. Das erfordert – ganz wie die Introspektionsmethode der Bewußtseinspsychologen – wieder eine spezielle Schulung

kompetenter Sprecher. In der Konstruktion des „idealen" Sprecher/Hörers, „der seine Sprache ausgezeichnet kennt und ... von grammatisch irrelevanten Bedingungen ... nicht affiziert wird"[40], faßt Chomsky die Anforderungen an den Introspektionisten zusammen: Die kompetenten Sprecher müssen gelernt haben, linguistische „Objektentgleisungen", etwa die Vermengung von Urteilen über die Wohlgeformtheit von Sätzen und über das gelernte schulgrammatische Wissen, zu vermeiden; sie müssen wieder in der Lage sein, sich auf die Wohlgeformtheit isolierter Sätze zu konzentrieren unter Absehung jeder möglichen Funktion dieser Sätze in realen Sprechsituationen; sie sollen in der Lage sein, sich auf die „unmittelbaren Inhalte" ihrer sprachlichen Erfahrungen zu konzentrieren; sie dürfen ihr Wissen über sprachliche Strukturen nicht mit dem Wissen über die sprachlich begriffene Realität vermengen; ihr Grammatikalitätsurteil, unterschieden vom Akzeptabilitätsurteil, muß sich von signatischen und pragmatischen Überlegungen freihalten. Die Sprachkompetenztheorie ist schließlich wieder „Autolinguistik", Theorie vom sprachlichen Wissen der je einzelnen. Und wie ehemals wird auch die Gefahr des Solipsismus wieder zu umgehen versucht: mögliche Unterschiede im Ergebnis der introspektiv gewonnenen Urteile können als Folge mangelnder Introspektionsfähigkeit ausgegeben werden. Diesen „autolinguistischen" Ansatz hat Chomsky mit dem Prädikat: „cartesianische Linguistik" treffend gekennzeichnet.

4. Sprachverhalten, Sprachkompetenz, Sprachintuition – Interpretiert aus der Perspektive der Galperin-Theorie

Wir hatten bereits in Kapitel I. 4. die Gelegenheit wahrgenommen, verhaltenstheoretische Reduktionen und introspektiv-bewußtseinspsychologische Konstruktionen aus der Perspektive der Interiorisationstheorie zu kritisieren und ihre komplementären Schwierigkeiten als Ergebnis einer nicht überwundenen dualistischen Konzeption zu bestimmen: die radikale Trennung von ideeller und materieller Tätigkeit erwies sich als die gemeinsam geteilte Voraussetzung beider Positionen. Auf dieser Voraussetzung beharren auch die Versuche, sprachliche Phänomene sei's als objektivistisch beschreibbare Tatsachen unter allgemeine Wenn-dann-Gesetze zu fassen oder als Objektivationen des Geistes zu verstehen und mittels eines deduktiven Strukturmechanismus in den Griff zu bekommen. Auch auf die methodischen Fehler sind wir dabei kurz eingegangen. Wir hatten gesagt, daß in der unmittelbaren Selbstbeobachtung allein die eine Hälfte psychischer Tätigkeit zu Wort kommt: die sich aus dem kontrollierenden Teil menschlicher Handlungen etappenweise herausbildende Wendung des Subjekts auf den Inhalt des Denkens, während der aus dem vollziehenden Teil entwickelte objektive Inhalt auf der Ebene des Bewußtseins außer acht gelassen wird. In der verhaltenstheoretisch fundierten Frembeobachtung wird dabei auf eine Analyse geistiger Handlungen ganz verzichtet, und auf Verhalten reduzierte gegenständliche Handlungen werden zum alleinigen Gegenstand einer objektivistischen Gesetzeswissenschaft erklärt.

Weiterführend können wir auch jetzt wieder argumentieren: Wenn man die Entwicklung geistiger Handlungen als einen Interiorisationsprozeß äußerer gegenständlicher Handlungen rekonstruierend erklärt, so stellt sich auch

die qualitative Eigenart metasprachlichen Wissens und sprachlichen Könnens in einem neuen Licht dar, die scheinbar alternativen Positionen Skinners und Chomskys wären bereits im Ansatz überholt. Betrachten wir nur den veränderten Inhalt der zentralen Begriffe Sprachperformanz, Sprachkompetenz und Sprachintuition.

Unter *Sprachperformanz* (oder sprachlichem Verhalten) könnte die materielle sprachliche Tätigkeit verstanden werden. Sie findet anfänglich im Zusammenhang mit anderen materiellen Handlungen und zu deren Unterstützung statt, dient dem Kinde zur langsamen Befreiung von der unmittelbaren Stütze auf Gegenstände. Zunehmend werden in der Folge diese Gegenstände, mit denen das Kind meist unter der aufmerksamen Anleitung von Erwachsenen tätig umzugehen lernt, „durch das Prisma der in der Bedeutung der Worte fixierten gesellschaftlichen Praxis wahrgenommen"[41]. Damit findet die Widerspiegelung sinnvoller Tätigkeit, die auf die gesellschaftlichen Bedeutungen der Gegenstände und Handlungen bezogen ist, über festgelegte Sprachformen (als Fixierungen gesellschaftlichen Bewußtseins) einen anfänglichen Eingang in das Bewußtsein des einzelnen. Die frühkindliche Sprachperformanz ist als Form des gegenständlichen Handelns noch nicht von der Handlung selbst getrennt, sondern besitzt als sprachliche Form die wohl entscheidende Vermittlungsfunktion bei der Interiorisation materieller Tätigkeit in die Gestalt intersubjektiver geistiger Operationen. Dieser Zusammenhang mag auf der Endstufe der geistigen und sprachlichen Entwicklung nicht mehr durchsichtig sein; er kann jedoch durch eine objektive genetische Analyse rekonstruiert werden[42]. Die *Sprachkompetenz* wäre dann – genetisch gesehen – das Ergebnis einer etappenweisen Umwandlung materieller sprachlicher Handlungen in ihre geistige, verallgemeinerte, verkürzte und automatisierte Form. Die Orientierungsgrundlage frühen sprachlichen Handelns (: „das sagt man in diesem Zusammenhang so"), die meist im Zusammenhang einer Lösung neuartiger Aufgaben relevant ist, ist zum sprachlichen Wissen geworden; der materielle sprachliche Handlungsablauf selbst zum sprachlichen Können. Das „knowing how" und das „knowing to" sind nichts anderes als (mit den Worten von Marx gesprochen) das im Menschenkopf umgesetzte und übersetzte Materielle sprachlichen Handelns[43]. Davon zu unterscheiden wäre die *Sprachintuition* als die ideelle, verkürzte, verallgemeinerte und automatisierte Ausübung einer Kontrollhandlung hinsichtlich sprachlicher Performanzakte[44]. Wie S. L. Kabylnizkaja gezeigt hat, kann sie selbst (z. B. anhand des kontrollierten Ermittelns von Fehlern in einem Text) als Kontrollhandlung stufenweise herausgebildet werden[45]. Und sie kann schließlich, wenn sie das Niveau einer geistigen Handlung erreicht hat, nicht mehr nur am geschriebenen oder gesprochenen Text erfolgen, sondern mit dem realen Akt des Schreibens oder Sprechens mehr und mehr zusammenfallen oder ihm gar vorausgehen. Daraus erhellt sich der positive Einfluß, den eine bewußt geschulte Kontrollfähigkeit auf die sprachliche Tätigkeit selbst ausüben kann. Ein sinnvoller schulischer Grammatikunterricht könnte als Anregung zu einem meist spontan ablaufenden Interiorisationsprozeß sprachlicher Kontrollhandlungen begriffen werden. Diese Kontrolle, in der sprachbezogenen (intuitiven) Aufmerksamkeit zur geistigen und verkürzten Handlung geworden, kann nun selbst als eine äußere, gegenständli-

che Handlung ausgeführt werden: Nichts anderes ist die Arbeit des Linguisten, der eine materialisierte Kontrolltätigkeit zu bestimmten Zwecken durchführt. (Entsprechend dem meist eingeschränkten Zweck der Formalisierung von Wohlgeformtheitsbedingungen ist diese Kontrolltätigkeit selbst restringiert.) In Form einer *grammatischen Theorie* wird dann das Ergebnis dieser Kontrollhandlung, die in der Sprachintuition ihre interiorisierte Gestalt besitzt, formal repräsentiert. Das erklärt, wieso die Tätigkeit von Linguisten zu keinem Produkt führt, das von den sprachlichen Handlungen menschlicher Subjekte gesondert wäre; denn die Kontrolltätigkeit ist „stets auf das gerichtet, was zumindest teilweise durch andere Prozesse geschaffen wurde"[46]. Dem widerspricht nicht die Möglichkeit des Linguisten, „neue" Sätze zu konstruieren. Denn er konstruiert diese Sätze zwar im Hinblick auf seine Kontrolltätigkeit (er prüft sie auf Wohlgeformtheitsbedingungen), aber sie sind keine gesonderten Produkte seiner Kontrolltätigkeit, sondern Produkte seiner Sprachfähigkeit als interiorisierter Form vollziehender Sprechtätigkeit. Daß diese materialisierte Kontrolltätigkeit des Linguisten selbst wiederum aufmerksam vollzogen werden muß, liefert zusätzliche Evidenz für die Annahme Galperins, daß die sprachbezogene Aufmerksamkeit nicht nur eine geistige, sondern auch eine verkürzte Handlung geworden ist[47].

Begreift man Sprach*kompetenz* als ideelle, verkürzte, verallgemeinerte und automatisierte Ausübung des *vollziehenden* Teils sprachlicher Tätigkeit und Sprach*intuition* als interiorisierte Ausübung ihres *kontrollierenden* Teils, so ist Chomskys Identifizierung von Sprachkompetenz und Sprachintuition eine getreue Wiederbelebung des alten idealistischen Mißverständnisses der introspektiven Bewußtseinspsychologen, die geistige Aktivität menschlicher Subjekte und die innere Aufmerksamkeit auf diese Aktivität zusammenzuwerfen und infolgedessen das Bewußtsein nur noch in seiner halbierten Form als interiorisierte Kontrolltätigkeit zu betrachten. In der grammatischen Theorie wird jedoch ausschließlich das Ergebnis der Kontrolltätigkeit des Linguisten formalisiert („Habe ich es mit einem Satz zu tun? Ja, denn er hat diese syntaktischen, semantischen und phonologischen Eigenschaften, die ihn als wohlgeformt bewerten lassen"), aber keine Theorie menschlicher Sprachfähigkeit geliefert im Sinne einer dialektischen Einheit von interiorisierter sprachlicher Kontroll- und Vollzugstätigkeit. Die Dimension der realen sprachlichen Tätigkeit und ihrer geistigen, verkürzten und automatisierten Form ist bei Chomsky unberücksichtigt geblieben. (Das macht das Schillernde seines Kompetenzbegriffs aus, der sich scheinbar auf den Vollzug bezieht, jedoch nur die Kontrolle der Sprechtätigkeit meint.) Allein die metasprachlichen Intuitionen werden berücksichtigt und (idealistisch konsequent) zu einem reinen Sprachbewußtsein hypostasiert, einem Sprachbewußtsein, das eben gerade nicht den realen geistigen Prozeß meint, der sich im sinnvollen Sprechen und verständigen Wahrnehmen kompetenter Sprecher/Hörer manifestiert. Gegen den Behaviorismus, der selbst noch jene aus der Kontrolltätigkeit resultierende Form geistiger Tätigkeit zu leugnen versucht, hat Chomsky keine neue sprachpsychologische Kompetenztheorie gestellt. Er hat nur eine notwendig idealistische Interpretation jenes überschießenden Potentials menschlicher Sprachintuition geliefert, das in keinem Corpus registrierbaren Sprachverhaltens aufgeht.

Anmerkungen

1 Vgl. Wilhelm Wundt, Grundriß der Psychologie, Leipzig 1918, 13. Aufl.

2 E. B. Titchener, An Outline of Psychology, New York 1907.

3 Vgl. S. L. Rubinstein, Grundlagen der Allgemeinen Psychologie, Berlin 1973, S. 25.

4 Vgl. dazu kritisch: Klaus Holzkamp, Kritische Psychologie, Frankfurt/Main 1972, S. 42 ff.

5 Vgl. E. B. Titchener, The postulates of a structural psychology. In: Psychological Review 7 (1898), 449–465.

6 Am strengsten formuliert bei: John B. Watson, Behaviorismus, Köln/Berlin 1968, S. 36.

7 G. A. De Laguna, Speech: Its function and development, New Haven 1927, S. 128.

8 S. L. Rubinstein, Grundlagen der allgemeinen Psychologie, a.a.O., S. 88.

9 Watson, Behaviorismus, a.a.O., S. 20.

10 S. L. Rubinstein, Grundlagen der allgemeinen Psychologie, a.a.O., S. 89.

11 Vgl. bes. P. J. Galperin, Die Entwicklung der Untersuchungen über die Bildung geistiger Operationen. In: H. Hiebsch (Hrsg.), Ergebnisse der sowjetischen Psychologie, Stuttgart 1969, S. 367–404; P. J. Galperin, Die geistige Handlung als Grundlage für die Bildung von Gedanken und Vorstellungen. In: P. J. Galperin und A. N. Leontjew, Probleme der Lerntheorie, Berlin 1972, S. 33–49; ders., Die Psychologie des Denkens und die Lehre von der etappenweisen Ausbildung geistiger Handlungen. In: Elske Däbritz und Adolf Kossakowski (Hrsg.), Untersuchungen des Denkens in der sowjetischen Psychologie, Berlin 1973, S. 81–119.

12 A. N. Leontjew, Das Problem der Tätigkeit in der Psychologie. In: Sowjetwissenschaft. Gesellschaftswissenschaftliche Beiträge 4 (1973), S. 425.

13 L. S. Wygotski, Denken und Sprechen, Stuttgart 1969. A. N. Leontjew, Probleme der Entwicklung des Psychischen, Frankfurt/Main 1973. S. L. Rubinstein, Sein und Bewußtsein, s'Gravenhage 1971, 2. Aufl.

14 Zusammenfassende Darstellung in: G. Keseling u. a., Sprach-Lernen in der Schule, Köln 1974.

15 P. J. Galperin, Zum Problem der Aufmerksamkeit. In: J. Lompscher (Hrsg.) Probleme der Ausbildung geistiger Handlungen, Berlin 1972, S. 17; Vgl. auch: P. J. Galperin, Die geistige Handlung als Grundlage für die Bildung von Gedanken und Vorstellungen, a.a.O., S. 41 ff.

16 P. J. Galperin, Die Entwicklung der Untersuchungen über die Bildung geistiger Operationen, a.a.O., S. 393.

17 Vgl. bes. B. F. Skinner, The Behavior of Organisms. An Experimental Analysis, New York 1938; B. F. Skinner, Wissenschaft und menschliches Verhalten, München 1973.

18 Vgl. B. F. Skinner, Wissenschaft und menschliches Verhalten, a.a.O., S. 240.

19 Ebd., S. 37. Als psychoanalytischer Fachbegriff verweist der Begriff der Verwerfung auf einen Abwehrmechanismus: die Verwerfung besteht darin, nicht zu symbolisieren, was hätte symbolisiert werden sollen. Das Ich verwirft eine unerträgliche Vorstellung mitsamt ihrem Affekt und benimmt sich, als ob die Vorstellung nie an es herangetreten wäre. Was aber verworfen wird, erscheint im Realen wieder. In dem Mentalisten Chomsky wird Skinner seinen Gegner finden, der ihn nicht mehr losläßt.

20 B. F. Skinner, Wissenschaft und menschliches Verhalten, a.a.O., S. 239.

21 B. F. Skinner, The Behavior of Organisms, a.a.O., S. 21.

22 B. F. Skinner, Fünfzig Jahre Behaviorismus. In: W. Corell (Hrsg.), Programmiertes Lernen und Lehrmaschinen, Braunschweig 1965, S. 100 f.

23 B. F. Skinner, Die Wissenschaft vom Lernen und die Kunst des Lehrens. In: Corell, Programmiertes Lernen, a.a.O., S. 68.

24 B. F. Skinner, Eine funktionale Analyse sprachlichen Verhaltens. In: Corell, Programmiertes Lernen, a.a.O., S. 149.

25 B. F. Skinner, Wissenschaft und menschliches Verhalten, a.a.O., S. 242. Zur verhaltenstheoretischen Analyse introspektiver Aussagen vgl. auch B. F. Skinner, Fünfzig Jahre Behaviorismus, a.a.O., S. 92 ff.

26 Noam Chomsky, A review of Skinner's „Verbal Behavoir". In: J. A. Fodor and J. J. Katz (eds.), The Structure of Language, a.a.O., 547–578. Deutsche Übersetzung in: W. Eichler und A. Hofer (Hrsg.), Spracherwerb und linguistische Theorien, München 1974, S. 25–49.

27 N. Chomsky, Skinner-Review, a.a.O., S. 58.

28 B. F. Skinner, Verbal Behavior, New York 1975, S. 313 ff.

29 N. Chomsky, Skinner-Review, a.a.O., S. 346.

30 Dies ist eines von Chomskys Standard-Beispielen, um die Notwendigkeit von Tiefenstrukturen zu begründen. Unterschiedlich sind in beiden Sätzen die Verhältnisse zwischen Subjekt und Objekt. So ist in dem Satz „John is easy to please" *John* das Objekt des Verbs *please*, während in dem Satz „John is eager to please" *John* das logische Subjekt ist.

31 N. Chomsky, Rezension von Skinners „Verbal Behavior", a.a.O., S. 46.

32 Ebd. S. 48. Es ist bemerkenswert, daß Chomsky 1959 noch nicht zwischen Performanz und Kompetenz unterscheidet und die GTG als Theorie der sprachlichen Performanz versteht.

33 Zur Geschichte der Entdeckung der Sprachintuition und ihrer Interpretation als Sprachkompetenz vgl. M. Geier, Linguistischer Strukturalismus als Sprachkompetenztheorie. Zu Noam Chomskys „Revolutionierung" der Linguistik. Diss.-phil. Marburg 1973, Kap. III.

34 Vgl. besonders: Noam Chomsky, Cartesianische Linguistik, Tübingen 1971; N. Chomsky, Sprache und Geist, Frankfurt/Main 1970; N. Chomsky, Über Erkenntnis und Freiheit, Frankfurt/Main 1973; N. Chomsky, Aspekte der Syntax-Theorie, a.a.O., Kap. I; N. Chomsky, Reflexionen über die Sprache, Frankfurt/M. 1977.

35 Kreativität im Sinne Chomskys bezieht sich wesentlich auf die strukturelle Eigentümlichkeit von Sätzen, „unbegrenzt erweiterbar" zu sein, wobei die Möglichkeiten der Rechtserweiterung, Linkserweiterung und Selbsteinbettung entscheidend sind. Diese Struktureigentümlichkeit läßt sich formal mittels rekursiver Ersetzungsregeln repräsentieren, die prinzipiell endlos auf ihr jeweils erzeugtes Ergebnis angewendet werden können. Eine solche Regel ist z. B.: „S⟶ a Sa", durch die die Erzeugung unendlich langer selbsteingebetteter Sätze möglich wäre.

36 Noam Chomsky, Sprache und Freiheit, New York 1968, S. 130.

37 Noam Chomsky, Language and Mind, a.a.O., S. 4.

38 Ebd.

39 Ebd.

40 Noam Chomsky, Aspekte der Syntax-Theorie, a.a.O., S. 13.

41 A. N. Leontjew, Probleme der Entwicklung des Psychischen, Frankfurt/Main 1973, S. 295. „Auf den ersten Etappen des Sprechenlernens ist das Wort nur ein Signal, das die Orientierungstätigkeit des Kindes im Hinblick auf die sinnlich wahrgenommenen Objekte lenkt, wobei die zusammengehörenden Gegenstände miteinander verglichen und von anderen, ihnen ähnlichen abgegrenzt werden. Mit anderen Worten: es erfolgt eine Verallgemeinerung und Analyse, jedoch schon auf einem neuen Niveau; die Gegenstände werden durch das Prisma der in der Bedeutung der Worte fixierten gesellschaftlichen Praxis wahrgenommen." Vgl. dazu: G. Keseling u. a., Sprach-Lernen in der Schule, a.a.O., Kap. 2.

42 „Nur die Bildung einer geistigen Operation, auch wenn sie lediglich in allgemeinen Zügen, jedoch von Anfang bis Ende untersucht wird, gestattet es, diesen psychischen Prozeß in seinen hauptsächlichen Besonderheiten zu verstehen und im besonderen zu verstehen, wie sich der Gedanke bildet, was er in Wirklichkeit ist und warum er

sich in einer solchen Form darbietet." P. J. Galperin, Die Entwicklung der Untersuchungen über die Bildung geistiger Operationen, a.a.O., S. 395 f. Da in den meisten Fällen eine Untersuchung „von Anfang bis Ende" unmöglich ist, wendet Galperin seinen Ansatz methodisch in eine Handlungsaufforderung: „Nicht die Entwicklung der Handlungen beobachten, sondern sie ausbilden!" P. J. Galperin, Die Psychologie des Denkens und die Lehre von der etappenweisen Ausbildung geistiger Handlungen, a.a.O., S. 94.

43 Vgl. K. Marx, Nachwort zur zweiten Auflage des „Kapital". In: MEW Bd. 23, S. 27. „Für Hegel ist der Denkprozeß, den er sogar unter dem Namen Idee in ein selbständiges Subjekt verwandelt, der Demiurg des Wirklichen, das nur seine äußere Erscheinung bildet. Bei mir ist umgekehrt das Ideelle nichts andres als das im Menschenkopf umgesetzte und übersetzte Materielle." Die sowjetische Psychologie macht damit ernst und versucht die Gesetzmäßigkeiten dieses Umsetzungsprozesses zu bestimmen.

44 Gewissermaßen als permanentes Gefühl für den richtigen oder falschen Ablauf der Sprechtätigkeit.

45 S. L. Kabylnizkaja, Die experimentelle Herausbildung der Aufmerksamkeit. In: J. Lompscher (Hrsg.), Probleme der Ausbildung geistiger Handlungen, Berlin 1972, S. 24–40.

46 P. J. Galperin, Zum Problem der Aufmerksamkeit, In: ebd., S. 15–23, hier S. 17.

47 Ebd.

Bernhard Wilhelmer

Konsequenzen aus einer materialistischen Lernpsychologie

1. Zum gegenwärtigen Stand der „Kritischen Psychologie" und lernpsychologischer Theorien

Die „Kritische Psychologie", wie sie sich bislang in der Ausbildungskonzeption des Psychologischen Instituts der Freien Universität Berlin/West, in der Reihe „Texte zur Kritischen Psychologie" und zuletzt auf dem Internationalen Kongreß Kritische Psychologie in Marburg 1977 dargestellt hat, ist überwiegend aus grundlagenorientierter, theoretischer Arbeit hervorgegangen[1]. Vor kaum mehr als 10 Jahren gab die Studentenbewegung mit ihrer radikalen Kritik der vorherrschenden Wissenschaftspraxis und dem Hinweis auf gesellschaftliche Funktionen der Wissenschaft den Anstoß. Fragen nach der Relevanz der unübersehbaren Fülle experimenteller Einzelergebnisse, wie sie gerade im Bereich der Lernpsychologie vorherrschen, standen anfangs im Vordergrund. Nach einer Konzentration der Diskussion auf den inneren Zusammenhang von nomothetischem Wissenschaftskonzept und

„verborgenen anthropologischen Voraussetzungen" (Holzkamp) wurden die wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Implikationen verschiedener psychologischer Konzeptionen, im Bereich der Lernpsychologie vor allem des Behaviorismus, herausgearbeitet. Hier konnte das „organismische" Menschenbild aufgedeckt und erkannt werden, daß jede Psychologie, die den Menschen nicht in seinem historisch gewordenen gesellschaftlichen Wesen erfaßt, ihren Gegenstand letztlich verfehlen muß. Damit war die Aufgabe gestellt, die Grundlagen einer Wissenschaft zu erarbeiten, die – weder sozial- noch naturwissenschaftlich verkürzt – die psychische Entwicklung des Menschen unter den konkreten gesellschaftlichen Bedingungen begreifbar und im Sinne seiner allseitigen Entfaltung veränderbar erscheinen läßt.

Dazu hat die „Kritische Psychologie" sowohl die Aufarbeitung der in den kapitalistischen Ländern vorherrschenden psychologischen Konzeptionen und ihre dialektische Negation in Angriff genommen als auch die kritische Auswertung der in den sozialistischen Ländern entwickelten Ansätze einer Psychologie auf dialektisch-materialistischer Grundlage begonnen. Daß eine direkte Übertragung psychologischer Theorien aus unterschiedlichen Gesellschaftsformationen die je konkreten gesellschaftlichen Bedingungen des jeweiligen Gegenstandsbereichs der Forschung vernachlässigen würde, ist dabei hinreichend hervorgehoben worden. (Vgl. Holzkamp/Schurig 1973, Holzkamp 1973, bes. S. 200 f., und Keseling u. a. 1974, S. 92 ff.)

Auf dem Marburger Kongreß charakterisierte Peter Keller den Stand der „Kritischen Psychologie" im Blick auf die Entwicklung ihrer Methoden mit dem Hinweis auf Galperins Konzeption einer umfassenden Orientierungsgrundlage (Typ III, Galperin 1969) als Voraussetzung sinnvoller Lernhandlungen. Er wollte vor allem hervorheben, daß bislang die Grundlagen erforscht wurden, auf denen aufbauend nun die anwendungsbezogene Theorie und – in einem sehr breiten Anwendungsfeld – die Praxis folgen müsse. Die „Kritische Psychologie" hat im Unterschied zu anderen Konzeptionen einen umfassenderen Praxisanspruch – die je zu verändernde entsprechende Wirklichkeit muß allerdings noch genauer erschlossen werden. Bereits aus ihrem historisch-materialistischen Wissenschaftsbegriff folgt, daß sie nicht ein abstraktes, isoliertes Individuum, sondern die menschliche Persönlichkeit in ihrer je konkreten gesellschaftlichen Existenzweise zum Gegenstand hat, und daß sich damit das Problem einer adäquaten Praxis umfassender und schärfer stellt. Der Rückzug positivistischer Wissenschaftskonzeptionen von dem Anspruch der Wissenschaft, wahre Erkenntnisse hervorzubringen und in diesem Sinne praktisch wirksam zu werden, ist häufig kritisiert worden. Inzwischen sieht sich die „Kritische Psychologie" selbst dem Vorwurf der Praxisferne ausgesetzt. Aus der Berufspraxis von Psychologen und Pädagogen kommen Skepsis und Mißverständnisse auch da, wo keineswegs grundsätzliche Vorbehalte entgegenstehen (vgl. Brammerts u. a. 1976, S. 99 ff., und Christian 1973, S. 90 ff.). Anwendungsbezogene Fragen konnten bislang u. a. deshalb noch nicht zureichend beantwortet werden, weil die Durchsetzung kritisch-psychologischer Praxis durch politische Widerstände behindert wird. Die „Kritische Psychologie" hat bereits mit ihrem ersten Praxisprojekt besonders massiv diese Erfahrung machen müssen (vgl. Haug 1971,

S. 389 ff.). Die Behinderung der wissenschaftlichen Arbeit spitzte sich seitdem bis zu den Berufsverboten zu. Wenn in unserer Gesellschaft eine Wissenschaft als Ursache von Einschränkungen und Fehlentwicklungen in ihrem Gegenstandsbereich die antagonistischen gesellschaftlichen Bedingungen nennt, werden Widerstände wirksam (vgl. Bernal 1970, Bd. 4, bes. S. 1052 ff.). Da diese nicht durch isolierte wissenschaftliche Arbeit zu beseitigen sind, ist die Weiterentwicklung einer kritischen und demokratischen Berufspraxis entscheidend auf die gewerkschaftliche Orientierung und Organisierung der Wissenschaftler und auf Kooperationsvereinbarungen zwischen Universitäten oder Instituten und den Gewerkschaften angewiesen.

Zu berücksichtigen ist ferner, daß Gegenstand und Methodologie der Psychologie zunächst umfassend neu bestimmt werden mußten. In einzelnen Anwendungsbereichen konnte daher bisher kaum schon eigenständige Arbeit geleistet werden. In der Lernpsychologie erfolgte die Rezeption Galperins besonders spät; die ersten Anwendungsversuche dieser materialistischen Lerntheorie wurden in der BRD bezeichnenderweise nicht von Psychologen, sondern von Sprachwissenschaftlern unternommen (Keseling u. a. 1974). – Prinzipiell schließlich ist zu bedenken, daß zwar jene Trennung von Wissenschaft als „reiner" Forschung und Praxis als angewandter Technologie, die nachträglich durch äußere Nützlichkeits- oder Relevanzbeziehungen überbrückt werden muß, ein Bestandteil bürgerlicher Ideologie auf der Grundlage der gesellschaftlichen Teilung von Hand- und Kopfarbeit ist; daß jedoch die Einheit von Theorie und Praxis, auf welche das materialistische Wissenschaftsverständnis zielt, nicht deren unterschiedsloses Zusammenfallen meint. Die Spezifik der Wissenschaft besteht darin, systematische Erkenntnistätigkeit zu sein, die nicht *unmittelbar* praktische Veränderung bewirkt, sondern deren Ergebnisse zunächst in ideeller Form, in Begriffen und anderen Aussagesystemen hervorgebracht werden (vgl. Kröber/Laitko 1975). Die wissenschaftliche Tätigkeit vollzieht sich dabei notwendig auf einer anderen Handlungsebene als die des Berufspraktikers (vgl. Bromme u. a. 1976), und die Differenz ist weder durch das Ausstellen von Rezepten noch durch einen Rekurs auf die Alltagspsychologie (Laucken 1974) zu nivellieren, es gilt vielmehr, sie zu nutzen. Das erfordert allerdings, daß die wissenschaftliche Theorie nicht nur die wirkliche Praxis ihres Gegenstandes auf den Begriff bringt, sondern auch dazu beizutragen hat, daß die verallgemeinerte Erkenntnis tatsächlich praktische, handlungsorientierende Bedeutung erlangt. Dazu erscheint uns der Versuch nützlich, Konsequenzen anzugeben, die sich aus der allgemeinen Erkenntnis der psychischen Entwicklung des Menschen für den speziellen Bereich angeleiteter Lernprozesse ziehen lassen. Dieser Beitrag kann dazu nur Anregungen geben.

Der Disput der großen traditionellen Lerntheorien fand lange Zeit nicht mehr statt. Weder die Differenzen zwischen den Konzepten des klassischen, des operanten und des instrumentellen Konditionierens wurden explizit ausgetragen, noch wurde die in den zwanziger Jahren von der Gestaltspsychologie angeführte Kontroverse weiterentwickelt. Ihre heftige Kritik an den Assoziations- und den in den USA schnell verbreiteten Reiz-Reaktions-Theorien konnte sich nicht durchsetzen. In offenkundig idealistischer Weise wur-

den mit den Begriffen der inneren Gestaltung und der Einsicht wesentliche Elemente des menschlichen Lernens vorausgesetzt, deren Entstehung gerade erst durch Lernprozesse erklärt werden mußten. Erst 1960 trat aus den Reihen behavioristischer Forschung selbst (Miller/Galanter/Pribram 1973) wieder Kritik hervor, die grundsätzlichere Zweifel an den engen Grenzen des reduzierten Verhaltensbegriffs anmeldete. Daneben entstanden neue kognitive Lerntheorien (vgl. Lunzer/Morris 1976), die ebenso wie die Theorie Piagets immanent weiterentwickelt werden (vgl. Montada 1970). Die Grundlagen der verschiedenen Konditionierungstheorien und der zahlreichen Konzepte des Lernens durch Nachahmung, des Lernens am Modell (Bandura 1976), des kreativen, des „Entdeckenden Lernens" (Bruner 1970, Neber 1975) oder des problemlösenden Lernens (vgl. zur Kritik: Seidel 1976) sind miteinander nicht vereinbar. Die Lernpsychologie entwickelt sich jedoch davon unbeeindruckt in einem pluralistischen Nebeneinander fort (vgl. Hilgard/Bower 1971).

Ein wenig am Rande dieser Entwicklung liegt die Kontroverse Bruner–Ausubel. Bruner hat trotz bildungspolitisch fortschrittlicher Ziele die systematische Wissensaneignung auf der Entdeckungsfahrt verloren, Ausubel versucht die Gegenstandssystematik im Lernprozeß an „Ankerbegriffen" festzuhalten, billigt aber die Entwicklung zu kritischem, kreativem Denken nur begabten Kindern zu (Ausubel 1973). Bedeutsam erscheint hingegen, daß mit der Kontroverse um das „Entdeckende Lernen" neben der Organisation der Wissensvermittlung die Ausbildung geistiger Fähigkeiten wieder ins Blickfeld gerückt wurde.

Die Feststellung der gegenseitigen Unvereinbarkeit verschiedener lerntheoretischer Positionen bedeutet selbstverständlich noch keine Entscheidung darüber, wieweit einzelne Konzeptionen die Psychologie menschlichen Lernens adäquat erfassen. Kennzeichnend ist allerdings, daß die Auseinandersetzung darüber nicht so geführt wird, daß Gegenstandsbestimmung und Methodologie offengelegt, kritisiert und verteidigt werden, sondern so, daß weiterhin die Erwartung vorherrscht, eine am Ideal physikalischer Experimente ausgerichtete Exaktheit der Methoden könne die Überlegenheit erweisen, und zum anderen solle die Konkurrenz um das Anwendungsfeld Schule der tragfähigsten Theorie zum Durchbruch verhelfen. Das eine schließt jedoch das andere in bestimmter Weise aus, und die verwertbaren Ergebnisse sind gemessen an der Quantität experimenteller Lernforschung außerordentlich gering. Cronbach (1964, S. 22) stellte fest, daß die Lernpsychologie unter dem Einfluß des Behaviorismus zu den Problemen des Unterrichtens kaum noch etwas zu sagen hat, und Hilgard (1964; vgl. dagegen seine Vorschläge zur Beziehung zwischen Lerntheorie und Unterrichtspraxis, ders. 1973) kritisierte die Herstellung experimenteller Bedingungen mit immer geringerem Bezug zur Schulpraxis. Von der „Kritischen Psychologie" wurde vielfältig hervorgehoben, daß die operational reduzierten Bedingungen des Laborexperiments, vor allem indem wesentliche soziale Verhaltensmöglichkeiten der Versuchsperson statistisch als „Störvariablen" behandelt werden, zu Ergebnissen führen, welche die funktionalistischen Annahmen nur scheinbar bestätigen, die jedoch angesichts der gesellschaftlichen Wirk-

lichkeit, in der die psychischen Erscheinungen real auftreten, inadäquat sind (vgl. Holzkamp 1972 bes. S. 35–73 und Maschewski 1977).

Eine relativ breite Anwendung funktionalistischer Lernpsychologie ist zweifellos auf dem Gebiet des programmierten Unterrichts erfolgt. Trotz zahlreicher Varianten in der Programmgestaltung ist für die lerntheoretischen Grundlagen die Konzeption des operanten Konditionierens (Skinner) weiterhin bestimmend. Die Programme sind in bestimmter Weise effektiv, sofern die Lerngegenstände, zu denen der Stoff aufbereitet wird, systematischer zugänglich werden und die einzelnen Lernschritte adäquat aufeinander aufbauen – Bedingungen, die allerdings durch das programmierte Lernen selbst niemals kontrolliert werden können. Die Programmierung des Stoffes bleibt in jedem Fall äußerlich gegenüber der Anleitung des Lernprozesses. Der Vorzug beschränkt sich vor allem darauf, daß der Stoff gründlicher analysiert werden muß, um programmiert werden zu können. Außerdem wird der Lernende durch die Programmanweisungen zu konzentrierter Aktivität angeleitet, ein Effekt, der bei häufigem Lernen im programmierten Unterricht leicht wieder abklingen kann. Die Programme haben in der pädagogischen Praxis des Unterrichts die Erwartungen keineswegs erfüllt, in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit spielen sie fast gar keine Rolle. Wir halten dies weder für zufällig noch für den Ausdruck eines theoretischen Vorlaufs gegenüber der Anwendungspraxis: Der programmierte Unterricht spart ebenso wie das funktionalistische Konzept der Verhaltensmodifikation die bewußte Zielrichtung der Lernhandlung aus. Die Bekräftigung der „richtigen" Antwortreaktion erfolgt bestenfalls über die vorgegebene Gegenstandssystematik im Programm, diese zu erkennen wird nicht gelernt, und somit wird zugleich auch am jeweiligen Gegenstand das Lernen nicht gelernt. Gegenüber der äußeren Verknüpfung (der richtigen und falschen Antworten im Programm) bleibt der innere psychische Lernprozeß und die Ausbildung entsprechender geistiger Handlungen unerforscht und unentwickelt.

2. Was leisten der Aneignungsbegriff und die Handlungskonzeption für den Abbau von Lernbarrieren?

Außerhalb spezialisierter Lernpsychologie wurde die Besonderheit menschlichen Lernens als ein wesentlicher Bestandteil der Entwicklung des Menschen historisch-materialistisch bestimmt (vgl. Lompscher 1975 u. die Quellenhinweise dort). Zum Kern dieser Theorie gehört das Begriffspaar: Vergegenständlichung und Aneignung. Aus der phylogenetischen Rekonstruktion wird die kooperative Werkzeugherstellung als das vorwärtsweisende Element zur Entwicklung der menschlichen Arbeit und der weiteren gesellschaftlichen Entwicklung des Menschen hervorgehoben. Über die biologischen Veränderungen durch Mutation und Selektion hinaus wird außerhalb des einzelnen Organismus die bearbeitete Natur und die Gesellschaft für die Entwicklung bestimmend. Indem der Mensch „auf die Natur außer ihm wirkt und sie verändert, verändert er zugleich seine eigne Natur" (MEW 23, S. 192). Um am gesellschaftlichen Lebensprozeß und seiner Weiterentwicklung teilzuhaben und damit das individuelle Leben zu sichern, be-

darf es der Aneignung des von anderen Menschen bereits Vergegenständlichten, des gesellschaftlichen Erbes in seinen vielfältigen Formen. Die Aneignung vollzieht sich sowohl in unmittelbar praktischer Auseinandersetzung in der Arbeit (das heißt in neuer Vergegenständlichung) wie auch in einer daraus abgeleiteten vorbereitenden Form des Lernens. Sie muß je individuell vollzogen werden, obwohl sie nicht nur individuelle, sondern vor allem auch gesellschaftlich-historische Erfahrung zum Gegenstand hat. Damit erhält das Lernen eine umfassende Bedeutung für den Menschen. Das Ergebnis ist sowohl die Entwicklung einer menschlichen Persönlichkeit mit bestimmten, nämlich historischen, d. h. durch neue Vergegenständlichungs- und Aneignungsprozesse jeweils modifizierten Fähigkeiten als auch – durch die Vergegenständlichung im Prozeß der Arbeit – ein veränderter, weil bearbeiteter Gegenstand (Produkt). Auf diese Weise wird über die individuelle Existenz hinaus ein Beitrag zur historischen Kontinuität und zur gesellschaftlichen Entwicklung geleistet, der wiederum zum Bestandteil des anzueignenden Erbes der Menschheit wird.

In der Bestimmung von Aneignung und Vergegenständlichung sind die funktionalistischen Konzeptionen individueller Lernprozesse kritisch aufgehoben. Auch läßt sich bereits erkennen, daß die Gegenüberstellungen: Anlage – Umwelt, Begabung – Lernen, Reifung – Entwicklung und die Versuche faktorieller Verknüpfung zur Erklärung menschlichen Lernens und menschlicher Entwicklung zu kurz greifen (Skowronek 1973, vgl. Holzkamp-Osterkamp 1975). Demgegenüber verweist der Aneignungsbegriff auf die natürliche Bedingung und die gesellschaftliche Bestimmung menschlicher Lernprozesse – und zwar nicht nur ihrem Inhalt nach, sondern auch nach ihren unterschiedlichen, ebenfalls historisch hervorgebrachten Formen. Somit lassen sich Lernbarrieren, Behinderung, Isolation vom Aneignungsprozeß als gesellschaftlich abgeleitete bestimmen. Mit Sève heben wir hervor, daß nicht das Genie als Ausnahme einer besonderen Erklärung bedarf, sondern „die gewaltige Mehrheit der übrigen Menschen, (die) durch die gesellschaftlichen Bedingungen verkrüppelt wird." (Sève 1972, S. 203)

Die konkrete Bestimmung der historisch-genetischen Lernentwicklung liegt erst in Ansätzen vor (vgl. Schurig 1975 u. Holzkamp-Osterkamp 1975 u. 1976), und die Klassifikationen sind noch uneinheitlich (vgl. Keiler/Schurig 1977). Insofern dürfen auch die Grenzen, die einer Anwendung der Theorie Galperins durch ihren hypothetischen Charakter gesetzt sind, nicht übersehen werden.

Wir haben uns im nächsten Schritt der Konkretion zu fragen, auf welche Weise sich Aneignung und Vergegenständlichung vollziehen und wie sich die psychische Form dabei verändert. Der allgemeine Begriff, der diesen Prozeß umfaßt, ist der der Tätigkeit. Die Bedeutung des Tätigkeitskonzepts ist bereits im Argument 91 hervorgehoben worden, wir können uns deshalb auf wenige Aussagen beschränken (Gleiss 1975; Maiers 1975; vgl. auch Leontjew 1977). Die Tätigkeit, praktische wie theoretische, stellt die reale Verbindung zwischen Mensch und Welt her. Ihre Analyse umfaßt weit mehr als den Gegenstandsbereich der Psychologie, aber für diese kann sie zum Schlüssel für das Verständnis der psychischen Entwicklung werden. Mit der Bestimmung der Tätigkeit wird die sowohl im kognitionstheoretischen wie

im behavioristischen Verständnis auseinandergerissene Einheit von Bewußtsein und äußerem (beobachtbarem) Verhalten theoretisch hergestellt. Leontjew bezeichnet die Tätigkeit als eine „durch die psychische Widerspiegelung vermittelte Lebensäußerung" und hebt die orientierende Funktion des Psychischen hervor (1977, S. 23). Die Ausbildung psychischer Fähigkeiten wird auf dieser Grundlage vor allem damit erklärt, daß die Tätigkeit gleichzeitig vom konkreten Menschen mit Muskeln und Hirn und vom Gegenstand abhängig ist, sie also vermittelndes Glied zwischen äußerem Gegenstand und innerem psychischem Abbild darstellt. Gegenstandslose Tätigkeit existiert nicht, mehr noch, Tätigkeit muß sich nach der Beschaffenheit und den Bedingungen des Gegenstandes ausrichten, wenn sie nicht ins Leere greifen will.

Die Tätigkeit stellt aber keine isolierte, sondern eine gesellschaftliche Beziehung zur Natur her, und die der menschlichen Tätigkeit unterworfenen Gegenstände existieren als bearbeitete nicht nur stofflich zugleich auch im Bewußtsein. Die spezifisch menschliche Tätigkeit ist vor allem gesellschaftliche Arbeit: „Im Arbeitsprozeß bewirkt ... die Tätigkeit des Menschen durch das Arbeitsmittel eine von vornherein bezweckte Veränderung des Arbeitsgegenstandes" (MEW 23, S. 195). Damit hat der kooperativ bearbeitete Gegenstand eine gesellschaftliche Bedeutung erhalten, die nun nicht mehr allein durch praktische Tätigkeit erschlossen werden kann[2]. Dazu bedarf es vielmehr der sprachlichen Vermittlung und der bewußten Erkenntnis. Die Höherentwicklung der psychischen Formen wird so als ein notwendiges Resultat menschlicher Tätigkeit erklärt. In der Differenzierung der Tätigkeit vollzieht sich nach Leontjew (1973) die gesamte psychische Entwicklung, sowohl der Übergang von materiell Äußerem zu Ideellem, als auch von der gegenständlichen Tätigkeit zur psychischen Widerspiegelung. Für Rubinstein (1970) entsteht die psychische Widerspiegelung und Regulation bereits in der praktischen Tätigkeit. Von ihr unterscheidet er die theoretische als Analyse- und Synthesetätigkeit. Der psychische Entwicklungsprozeß vollzieht sich im wesentlichen von einer äußeren Tätigkeit und ihren Bedingungen ausgehend – in einer schrittweisen Verlagerung und Umwandlung in innere psychische Formen, als Interiorisierung. Galperin hat diesen Prozeß als etappenweise Ausbildung für das menschliche Lernen beschrieben (1967, 1969, 1974, vgl. Keseling u. a. 1974).

Um durch bewußte und orientierende Anleitung Lernprozesse verbessern zu können, erscheint es uns unerläßlich, die gesellschaftlich bestimmte Tätigkeit genauer auf die Bestandteile hin zu bestimmen, durch die sie unmittelbar realisiert wird. In unterschiedlichen Konzeptionen wird für diesen Vorgang der Begriff der Handlung (teilweise auch synonym mit Tätigkeit) gebraucht. Eine Annäherung an die Handlungskonzeption ist nicht nur durch die übergeordnete Erfassung der Wesensmerkmale menschlicher Tätigkeit möglich, sondern auch durch ein erweitertes Aktivitätsverständnis, wie es etwa Miller/Galanter/Pribram (1973) mit der Regulation der Handlungsstruktur in geplanten, zielgerichteten Operationen zum Ausdruck bringen[3]. Hacker bezeichnet den Handlungsbegriff als den wichtigsten innerhalb einer Psychologie der Tätigkeit und ordnet einem hierarchisch gegliederten Zielkomplex Tätigkeiten, Handlungen, Operationen u. a. zu (1973, S. 70).

Die Frage, wie die psychische Widerspiegelung mit zugleich regulativer Funktion für das Handeln (Rubinstein 1970, S. 240 ff.) erfolgt, wird hypothetisch mit einem „Probehandeln im Abbildbereich vor der praktischen Ausführung" (S. 93) beantwortet. Dieses innere Modell beschreibt Hacker als ein operatives Abbildsystem (OAS), das als Teil der psychischen Struktur in der kognitiven Ausführungsregulation von Arbeitstätigkeiten wirksam ist. In arbeitspsychologischen Analysen erweist sich der praktische Nutzen des entwickelten Systems. Da als kognitive Anforderung die ideelle Vorwegnahme des Produkts als Ziel, „das regulative Funktion für die gesamte Tätigkeit erlangt" (S. 62), hervorgehoben wird, messen wir dieser Konzeption auch besondere Bedeutung für die systematische Anleitung von Lernprozessen bei. Die geistigen Handlungen, die es lernend zu entwickeln gilt, sind nicht allein von Kopf zu Kopf übertragbar. Erkenntnisse müssen mit Handlungsprozessen verknüpft werden, durch welche die Aneignung aktiv – sei es direkt im Arbeitsprozeß, sei es an eigens dafür hergestellten Lerngegenständen – vollzogen werden kann. Keine kompliziertere Berufstätigkeit ist ohne vorgängiges Lernen unmittelbar auszuführen; die Entwicklung der notwendigen Fähigkeiten aber erfolgt auch durch die entsprechenden Handlungen. Auch die intellektuelle, die politische oder die gewerkschaftliche Tätigkeit zeichnen sich durch die Beherrschung entsprechender zielgerichteter Handlungen aus. Durch die Ableitung aus dem übergeordneten gesellschaftlichen Tätigkeitszusammenhang, wie sie bei Hacker bezogen auf arbeitspsychologische Untersuchungen, bei Leontjew als Gesamtkonzeption psychischer Entwicklung, in der Lerntheorie Galperins allerdings nur implizit vollzogen wird, scheint uns die Gefahr gebannt, die Ausbildung menschlicher Handlungsmöglichkeiten auf die Verhaltensmodifikation des menschlichen Organismus zu reduzieren. Sofern die Handlungskonzeption selbst erfaßt, daß äußerlich gleiche Handlungen je nach gesellschaftlichem Zusammenhang unterschiedliche Bedeutungen haben können, bedarf sie der Konkretion im Sinne der Analyse der jeweiligen Handlungsbedingungen, nicht aber einer Ergänzung mit Hilfe der Konstruktion eines „psychologischen Produkts" als „Gesamtheit der Resultate aller Art, zu denen eine Handlung ... führt" (Sève 1972, S. 326)*. Mit der Bestimmung der wesentlichen Handlungsbedingungen werden auch die Barrieren aufweisbar, die einer verbesserten Lernentwicklung entgegenstehen. In diesem Sinne hebt Volpert (1975) die Partialisierung des Handelns für den Arbeiter unter kapitalistischen Bedingungen hervor und betont, daß diese nicht nur das Ziel, sondern auch die Struktur selbst betrifft. Der „Plan" des Handelns liegt außerhalb des Lernenden, „die Handlung des Lernenden ist weithin auf die Verrichtung einzelner Teiltätigkeiten als „Lernschritte" reduziert. So werden verdinglichte „Fakten" angeeignet, jedoch keine – oder nur elementare – geistige Handlungen, welche eigenständige Handlungsregulation und Handlungsentwicklung ermöglichen" (S. 172). Die Aufhebung der gegenüber den gesellschaftlich entwickelten Möglichkeiten eingeschränkten Handlungskompetenz kann nicht durch veränderte Konzeptionen des Lernens erfolgen, eine Erweiterung der Lernhandlungen und der Aktivität der Lernenden kann aber einen Beitrag dazu leisten. In experimentellen Untersuchungen zur Aktivität im Lernprozeß (Löwe 1972, S. 198 ff.) und zur „eigenständigen Handlungs-

regulation" (Kossakowski/Ettrich 1973) wurde die besondere Bedeutung dieses Aspekts zur Verbesserung der Lernentwicklung hervorgehoben.

Wenn wie hier die bewußte Zielgerichtetheit der Handlung betont wird, lassen sich auch die Irrwege der intrinsisch – extrinsisch motivierenden Konzepte (McClelland 1967) klären. Das erhabene pädagogische Ziel einer intrinsischen Motivierung konnte deshalb nie erreicht werden, weil es nicht nur von den persönlichen Zwecken des Lernenden absah, sondern die Lernprozesse auch aus ihrem gesellschaftlichen Zusammenhang herauslöste. Eine inhaltsreiche Motivierung ist erst durch den Aufweis des *Zusammenhangs* zwischen objektiver gesellschaftlicher *Bedeutung* einer Lernhandlung und ihrer *subjektiven Bedeutsamkeit* (persönlichem Sinn) zu erreichen. Dem sind in einer antagonistischen Klassengesellschaft so lange enge Grenzen gesetzt, wie die Ziele nicht von denen bestimmt werden, die die Handlungen zu realisieren haben. Das gilt vor allem für die lohnabhängige Arbeit, vermittelt aber auch für das Lernen unter den institutionellen Bedingungen der Schule. Im Rahmen gewerkschaftlicher Arbeit werden dagegen die Handlungs- und Lernziele weitgehend selbst bestimmt, hier ist es möglich, jenen Zusammenhang zu verdeutlichen. Holzkamp-Osterkamp (1976) hebt gegenüber Leontjew hervor, daß, da die Herstellung eines subjektiven Sinns immer nur über die Teilhabe an der gesellschaftlichen Entwicklung möglich ist, die übergeordnete Ausrichtung nicht durch das Motiv (Leontjew), „sondern durch das gesellschaftliche Ziel, zu dem ... ein ‚produktiv' motivierter Beitrag zu leisten ist" (S. 144)[3], erfolgt. Wir können „intrinsische" Motivierung somit nur als Aneignung oder „Interiorisation extrinsischer Motivation" (Kleiber 1977, S. 304) verstehen.

Deren Wirksamkeit hängt allerdings entscheidend davon ab, wieweit eine Kritik der äußeren gesellschaftlichen Ziele möglich und eine Identifikation mit veränderten gesellschaftlichen Zielen durch deren demokratische Bestimmung erreichbar ist.

3. Ansätze zur konkreten Verbesserung von Lernprozessen in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit

Durch die Studentenbewegung beeinflußt, erfolgte in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit in den letzten 10 Jahren eine Umorientierung, die zu einer relativ breiten Anwendung einer bestimmten Methode des exemplarischen Lernens führte (Negt 1972). Gegenüber dem früher vorherrschenden Prinzip der isolierten Wissensvermittlung durch einzelne Referenten wurde zweifellos ein Fortschritt erzielt. Die Grenzen einer exemplarischen Methode, die die Systematik des Lerngegenstands und die Ausbildung entsprechender Abstraktionsleistungen der unmittelbaren Anschauung und Erfahrung opfert, traten aber in der Praxis inzwischen auch deutlicher hervor (Werner 1975). Während das Ziel: gemeinsam lernen, solidarisch handeln (Achten 1976) klar bestimmt ist, ist die Suche nach einer neuen Methode für den derzeitigen Stand der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit kennzeichnend.

Ende 1974 wurde erstmals in der BRD eine Kooperationsvereinbarung zwichen dem DGB und einer Universität (Oldenburg) beschlossen. Sie initi-

lerte u. a. Curriculumprojekte zur Betriebsräteschulung und gewerkschaftlichen Bildungsarbeit. Aus einem an der „Theorie der etappenweisen Bildung geistiger Handlungen" (Galperin) orientierten Versuch, den Baustein „Kritische Bilanzanalyse" zu erarbeiten, sollen hier zwei Bestandteile des *lernmethodischen* Vorgehens verallgemeinernd dargestellt werden: 1. die Erarbeitung einer möglichst umfassenden Orientierungsgrundlage der Handlung (OH), 2. die Herstellung von Kartenmaterial als Lernhilfe für die Etappe praktischer Lernhandlungen. Galperins Theorie entsprechend unterschieden wir für die Ausbildung zielgerichteter geistiger Handlungen zwischen dem Orientierungsteil der Lernhandlung und ihrer Ausführung in mehreren Etappen. Während der Aufbau der Hauptetappen: materielle, sprachliche, geistige Handlungen aus der grundlegenden materialistischen Analyse der allgemeinen Entwicklung des Psychischen (Leontjew 1973) abgeleitet ist und vor allem entwicklungspsychologische Bedeutung hat, konzentriert sich die Erarbeitung der Orientierungsgrundlage der Handlung auf den pädagogisch angeleiteten Prozeß des Lernens. Mit ihr sollen die subjektiven und objektiven Bedingungen für eine dem Lerngegenstand adäquate Handlungsausführung geschaffen werden.

Als wir versuchten, den Typ, der die umfassendste Anleitung darstellen soll (nach Galperin 1969 Typ III), auf unseren Gegenstandsbereich Bilanzanalyse anzuwenden, stellten wir fest, daß der Orientierungsteil umfangreicher sein muß als die konkret darauf folgenden Lernhandlungen. Zwar muß er mit den Handlungsbedingungen übereinstimmen, aber nicht im Sinne einer empirisch, sondern im Sinne einer rational verarbeiteten, begrifflich erfaßten Realität. Die Verallgemeinerbarkeit soll dadurch erhöht und die Anwendung auf unterschiedliche Lernbereiche durch das Begreifen der realen Zusammenhänge erzielt werden. Dies ist auf unterschiedliche Weise, in Abhängigkeit vom Gegenstandsbereich und von den subjektiven Voraussetzungen zu erreichen. In unserem Anwendungsversuch umfaßt die OH: 1. Bestandteile der zugrundeliegenden Lerntheorie zur Erklärung des vom üblichen Kursverlauf abweichenden Vorgehens, 2. Bestandteile der marxistischen Kritik der politischen Ökonomie und Material zu den gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen Aktiengesellschaften in der BRD Bilanzen veröffentlichen, 3. Anleitungen zu den praktischen Schritten in den einzelnen Etappen der Lernhandlung mit vorbereitetem Lernmaterial. Die Probleme eines so umfassenden Orientierungsteils stellen sich hier sehr deutlich: Weder aus der gewerkschaftlichen Praxis noch aus der betrieblichen Anschauung ist die Entstehung des Profits sinnlich konkret erfaßbar. Auch aus den veröffentlichten Bilanzen, in denen auf der Seite der „Passiva" ein Gewinn auftritt, ist er immanent nicht erklärbar. Erst wenn über die Darstellung in der Bilanz und in der Gewinn- und Verlustrechnung hinaus die wirkliche ökonomische Bewegung erfaßt wird, kann der reale Gehalt der ausgewiesenen Beträge ermessen werden. Da die ökonomische Bewegung als Kapitalverhältnis aber nur in begrifflicher Form rational faßbar ist, kann die Bilanzanalyse überhaupt erst durch einen umfassenderen Orientierungsteil zu einer Profitanalyse werden. Erst aus der Kritik der politischen Ökonomie ist die Erkenntnis zu gewinnen, daß der Profit, der in der kapitalistischen Warenproduktion erzielt wird, nur aus der wertschaffenden Arbeit

stammen kann. Die Erklärung der Erzeugung des Mehrwerts und des Profits als einer von dessen Erscheinungsformen muß also im Orientierungsteil begrifflich vorweggenommen werden.

Der Nachvollzug der begrifflichen Abstraktion stellt aber keinen in sich widerspruchsfreien *Neu*lernprozeß dar, vielmehr ist häufig zunächst ein *Um*lernen erforderlich, um die Verkehrung der Verhältnisse, den falschen Schein, wie er an der Oberfläche der bürgerlichen Gesellschaft hervortritt, zu entschleiern. Die gewerkschaftliche Bildungsarbeit findet nicht im Lernlabor statt. Daher sind die spezifischen Bedingungen der lernenden Kollegen auch nicht als „Störbedingungen" zu fassen; diese Bedingungen müssen vielmehr in den Aufbau des Orientierungsteils eingehen, wenn das objektiv Wesentliche auch zum subjektiv Wesentlichen werden soll. Dazu erwies es sich als erforderlich, zugleich das einzubeziehen, was der Lernende zunächst für wesentlich hält[6]. Vor allem für die zeitlich eng begrenzten gewerkschaftlichen Lehrgänge mit an geistige Arbeit wenig gewöhnten Lernenden muß die Illusion aufgegeben werden, man könne von den bereits vorhandenen handlungsleitenden Vorstellungen zugunsten einer Gegenstandssystematik einfach absehen. Zu einer Systematik ist vielmehr nur unter Einbezug der unterschiedlichen Voraussetzungen in einem handlungsorientierten Lernprozeß zu gelangen.

Es ist allerdings durchaus möglich, mit einem auf mechanisch zu vollziehende Lernhandlung reduzierten Orientierungsteil in kürzerer Zeit Fertigkeiten auszubilden, die ohne bewußte Fähigkeiten anwendbar sind. So fällt es etwa nicht schwer, auf dieser Grundlage eine Fertigkeit im Lesen einer veröffentlichten Bilanz, das Auffinden einzelner Posten und ihre Zusammenstellung und Verrechnung unter bestimmten Kategorien zu erreichen. Werden jedoch die betriebswirtschaftlichen Bezeichnungen der Posten nicht als verschleierter Ausdruck einer bestimmten Kapitalbewegung erkannt, wird auch die Bilanzanalyse nur scheinbar gelernt. Als Voraussetzung der Entwicklung begreifender Erkenntnis mit zielgerichteten Handlungskonsequenzen ist dagegen ein umfangreicherer Orientierungsteil erforderlich, der sich nicht auf die unmittelbar auszuführenden Lernhandlungen beschränkt und insofern auch zeitlich aufwendiger ist. Soll er der Erkenntnis realer Widersprüche, die nicht unmittelbar sinnlich faßbar sind, dienen, muß in ihr bereits die gesammelte Erfahrung über den Lerngegenstandsbereich in abstrakter Form enthalten sein.

Was im einzelnen inhaltlich im Orientierungsteil vermittelt wird, braucht hier nicht dargestellt zu werden, es unterscheidet sich nicht grundsätzlich von dem, was in einem umfassenden Einführungsreferat über den Gegenstandsbereich enthalten sein müßte. Der Unterschied besteht lernmethodisch vor allem darin, daß der Orientierungsteil nicht Teil eines rezeptiven Lernvorgangs ist, sondern über das orientiert, was im folgenden in etappenweisen Lernschritten angeeignet werden soll. In den Etappen tritt das Wesentliche, auf das zunächst die Aufmerksamkeit gelenkt wurde, wieder auf, in unserem Fall als Hinweise auf die ökonomische Bewegung, soweit sie sich in den Posten der Gewinn- und Verlustrechnung ausdrückt. Um das, was der Orientierungsteil leisten soll, zu verdeutlichen, können wir ihn mit einem Brennglas vergleichen. Es muß auf den Lerngegenstand ausgerichtet

werden, aber seine Beschaffenheit ist mit diesem nicht identisch. Wenn der Lerngegenstand verdeutlicht werden soll, muß es vielmehr nach den Gesetzmäßigkeiten geschliffen werden, die für das menschliche Erkennen gelten. Grundsätzlich kann nur diejenige Seite eines Erkenntnisobjekts erschlossen werden, auf welche die Tätigkeit des Subjekts gerichtet ist. Wenn aber Lektorski (1968, S. 130 ff.) darauf verweist, daß nicht das einzelne Individuum das erkennende Subjekt ist, sondern die Gesellschaft, so hat dies – allerdings immer unter Berücksichtigung der Dialektik von Subjekt und Objekt – Konsequenzen für die Aneignungsmöglichkeiten: Die gesellschaftliche Erfahrung hat das Brennglas geschliffen, durch welches das individuelle Auge blickt. Als historischen Niederschlag dieser Erfahrung besitzen wir ein gesellschaftliches Wissen nicht nur über die Gegenstände menschlicher Tätigkeit, sondern zunehmend auch über die Gesetzmäßigkeiten menschlichen Denkens, das es für den Aufbau der Orientierungsgrundlage zu nutzen gilt. Soweit man sich dabei von den objektiven Lerngegenständen entfernt und auf die in sprachlicher Form fixierten Begriffe stützt, ist damit allerdings auch das Problem des Verbalismus und der Übernahme inadäquater ideeller Abbildung verbunden (vgl. Keseling u. a. 1974, S. 21). Dieser Gefahr muß durch eine transparente Methode, die zur ständigen Hinterfragung der vermittelten Inhalte durch den Rückbezug auf den objektiven Lerngegenstand auffordert, begegnet werden. Die Möglichkeit der rationalen Orientierung hingegen unter dem Postulat der unmittelbaren Anschauung und Erfahrung des Lernenden vernachlässigen, heißt die gesammelte Erfahrung geringschätzen und der Weiterentwicklung geistiger Handlungen die Grundlage entziehen.

Während herkömmliche Lernprozesse bei der Vielzahl des Konkreten beginnen und dann zu Klassifizierungen und Verallgemeinerungen als Ergebnis führen, wird mit Hilfe des umfassenden Orientierungsteils das Allgemeine begrifflich vorgegeben, um dann durch das Einordnen in konkrete Bezüge durch die Lernhandlungen angeeignet zu werden. Durch die Anwendung soll für den Lernenden das ursprünglich Abstrakte zum Konkreten werden, Aneignung und Anwendung bilden somit eine Einheit in der Ausbildung umfassender Lernhandlungen. Dies hat im übrigen weitgehende methodische Konsequenzen für die Lernerfolgsmessung.

Wir haben diese erweiterte Forderung an die bewußte Ausbildung geistiger Handlungen allerdings nicht den Ausführungen Galperins zu den verschiedenen Typen der Orientierungsgrundlage der Handlung entnehmen können, sondern dazu auf die von Marx beschriebene Methode des Aufsteigens vom Abstrakten zum Konkreten zurückgegriffen. Um den Lerngegenstand als ein „geistig Konkretes zu reproduzieren" (MEW 13, 632), wird die Abstraktion im Orientierungsteil zum Ausgangspunkt genommen[7]. Wenn die Ausbildung nicht unwissenschaftlich erfolgen soll, muß die Erkenntnis des Gegenstandes und seine adäquate Abbildung vorgegeben werden. Im Rahmen des Orientierungsteils bedeutet dies aber keinen passiv-rezeptiven Nachvollzug, denn mit ihm ist nicht der Lernprozeß selbst gegeben, vielmehr erfolgt erst in der darauf aufbauenden Lernhandlung die Aneignung durch die aktive Anwendung des Begriffs, der dabei im Rückbezug auf die objektive Realität seine Adäquatheit erweisen muß.

Die entscheidende Weiterentwicklung erfolgt in den folgenden Etappen der Lernhandlung und ihrer Anwendung. Indem an jedem einzelnen Posten der Gewinn- und Verlustrechnung der Rückbezug auf die wirkliche, dahinterstehende ökonomische Bewegung, die durch die Darstellung in der veröffentlichten Form verdeckt ist, erforderlich ist, um die ausgewiesenen Beträge zuordnen zu können, werden die realen Widersprüche nicht eliminiert, sondern begrifflich erfaßt.

Die auffälligste Besonderheit trat in unserem Anwendungsversuch in der Etappe der „materialisierten Form" der Lernhandlung hervor. Nach Galperin (1972, S. 37) ist die „materialisierte Form" (Modelle, Karten, Skizzen, Tabellen usw.) vor allem ein Ersatz für die reale Ursprungsform, wo diese nicht zugänglich ist (also eine Landkarte statt einer Reise in das Land). Aus unseren Überlegungen zur gesellschaftlich hervorgebrachten theoretischen Erkenntnis folgt jedoch, daß die „materialisierte Form" immer dann effektiver ist, wenn durch sie die wesentlichen Merkmale theoretisch verallgemeinernd hervorgehoben werden können, ohne daß für den Lernenden der Rückbezug auf die objektive Realität verlorengeht. Weiterhin muß die Unklarheit, die im Begriff des Gegenständlichen und des Materiellen bei Galperin besteht, beseitigt werden. Da es zweifellos ideelle Lerngegenstände gibt, kann die Suche nach der materiellen Form auch in die Irre führen. Die Erkenntnis der kapitalistischen Produktionsweise hat in der Analyse der Wertform der Ware, nicht aber im praktischen Betrachten einzelner Waren ihren Ausgangspunkt. Diese ökonomische Zellform kann nicht mit dem Mikroskop, sondern nur mit Hilfe der Abstraktionskraft analysiert werden (vgl. MEW 23, S. 11 f. und Haug 1974, S. 28 ff.). Die unreflektierte Vorstellung von einer Analogie zwischen unmittelbar praktischen Lernhandlungen und der Ausbildung theoretischer Begriffe (vgl. Dawidow 1973) muß ebenso aufgegeben werden wie die zwischen Lernhandlungen und Arbeitshandlungen, welche ja doch spätestens seit der kapitalistischen Form der Arbeitsteilung nicht mehr identisch sind. Auch das Lernziel solidarischen gewerkschaftlichen Handelns erfordert keine analogen Lernhandlungen, etwa als Rollenspiel!

Sollen theoretische Begriffe angeeignet werden, so ist die „materialisierte Form", in der einzelne Lernhandlungen anfangs ausgeführt werden, nicht mehr und nicht weniger als eine effektive Lernhilfe. Sie ist allerdings keine beliebige, aus einem unerfindlichen didaktischen Geschick heraus entwickelt, sondern folgt aus der materialistischen Erkenntnis der Entwicklung geistiger Handlungen. Ohls (1973) Unterrichtsversuche belegen deutlich, daß sie da besonders nützlich ist, wo bestimmte geistige Operationen bislang wenig systematisch ausgebildet wurden. In unserem Anwendungsversuch haben wir als Lernhilfe für die „materialisierte Form" verschiedenfarbige Karten entwickelt, von denen 32 mit den nach § 157 des Aktiengesetzes vorgeschriebenen Posten der Gewinn- und Verlustrechnung beschriftet sind; einige weitere dienen der Umgruppierung und Berechnung. Die Kategorien, nach denen die Zuordnung und Bewertung vorgenommen wird, wurden vom IMSF (²1975) entwickelt. Des weiteren haben wir die Karten mit formelhaften Hinweisen auf die Kapitalbewegung, die sich in verschiedenen Posten ausdrückt, versehen. Was wird durch eine derartige „materialisierte Form" der Lernhandlung erreicht?

Mit Hilfe der Handhabung der Karten werden die Orientierung in der Gewinn- und Verlustrechnung, die vor allem bei Unkenntnis betriebswirtschaftlicher Rechnungslegung erschwert ist, und die Erkenntnis der dahinterstehenden ökonomischen Bewegung auf unterschiedliche Ebenen verlagert. Es wird eine praktische Unterscheidung zwischen den auf geistige Operationen und den auf die objektive Realität bezogenen Orientierungsproblemen hergestellt. Der Abfolge der Posten in der Gewinn- und Verlustrechnung kann Schritt für Schritt nachgegangen werden, weil die Zuordnung zu den Kategorien durch die unterschiedliche Ablage der Karten nach Farben anschaulich wird. Ist die Zuordnung nicht verständlich, so kann die Bedeutung des Postens, also die Entschlüsselung der in ihm ausgedrückten ökonomischen Bewegung, „an Hand der Karte" diskutiert werden. Dazu können diejenigen in der Lerngruppe unterstützend beitragen, die schon weitere Lernschritte vollzogen haben. Wird keine Klärung erreicht, wird die entsprechende Karte nicht zugeordnet und das Problem auf diese Weise für einige Lernschritte zurückgestellt. Bereits die sprachlichen Wendungen „herausgreifen – zurückstellen – wieder aufgreifen" drücken aus, welche Operationen hier exteriorisiert sind.

Da derartige Operationen, wie hinlänglich geklärt, sich nicht ursprünglich im Kopf befinden, ist ihre Ausbildung anhand der „materialisierten Form" ein wesentlicher Vorzug der angewandten Methode. Es handelt sich dabei nicht um die Ausbildung der begreifenden Erkenntnis der Profitanalyse selbst; auch können Erwachsene eine Reihe dieser Lernhandlungen bereits unmittelbar im Kopf ausführen. Daß Orientierungsprobleme aber tatsächlich bestehen, zeigt die Beobachtung, daß häufig versucht wird, fragliche Zuordnungen in der Gewinn- und Verlustrechnung mit dem Finger festzuhalten, was bei 32 Posten an natürliche Grenzen stößt, vor allem aber dann unzureichend wird, wenn innerhalb einer Lerngruppe die Probleme nicht für alle Lernenden an derselben Stelle auftreten. Sobald sich aber die Orientierungsprobleme in den Lernhandlungen mit den inhaltlich begrifflichen vermischen, geraten diejenigen Lernenden in Nachteil, die nicht bereits an anderen Lerngegenständen die geistige Orientierung relativ systematisch erlernt haben. Soll also für alle, deren geistige Abstraktionskraft weniger geübt ist, zumindest diese spezifische Benachteiligung aufgehoben werden, so muß während des inhaltlichen Lernprozesses die orientierende Funktion des Denkens ausgebildet werden. Da in unserem Anwendungsversuch nicht nur eine Lernhilfe entwickelt wurde, die in vorgegebener Form wiederholt anwendbar ist, sondern über die schrittweise Verkürzung und Verallgemeinerung eine allmähliche Interiorisierung der zunächst materiellen Orientierungsstütze erreicht wird (die ausführliche sprachliche Form, schließlich die Übertragung der Anwendung auf die ausgewiesenen Beträge, die Überprüfung der Größenordnung usw., können hier nicht dargestellt werden), kann von einer Ausbildung orientierender Denkhandlungen, wenn auch in begrenztem Umfang, gesprochen werden. Sofern diese erfolgreich ist, wird damit auch die geistige Handlungskompetenz erweitert, anderes statistisches Material zu überprüfen und ebenso wie die Profitanalyse für die gewerkschaftlichen Handlungsziele auszuwerten.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß die in unserem Anwendungsversuch enthaltenen Ansätze zur Verbesserung von Lernprozessen auf die Dringlichkeit zurückverweisen, eine einheitliche, handlungsorientierte Lerntheorie zu erarbeiten. Der Theorie Galperins konnten wir wesentliche Anregungen entnehmen, sie stellt jedoch selbst keineswegs die Lösung unserer Probleme dar. Mit der von uns hervorgehobenen Aneignung im gesellschaftlichen Tätigkeitszusammenhang des Menschen läßt sich zusammen mit der Betonung der konkreten Handlungsbedingungen der Weg aus der Sackgasse verkürzter mechanistischer Konzeptionen, auf die die früheren Kontroversen fixiert blieben, aufweisen. Aus diesen grundlegenden Bestandteilen ergeben sich bereits Konsequenzen für den Abbau von Lernbarrieren, lassen sich Aktivität und Motivation neu bestimmen. Zugleich wird deutlich, daß eine rezeptmäßige Anwendung unabhängig von gesellschaftlichen Zielbestimmungen nicht erwartet werden darf. Die Konsequenz, zu der wir vor allem aus der Theorie Galperins geführt wurden, besteht in der umfassenden Orientierung des Lernenden mit Hilfe der gesellschaftlich bereits hervorgebrachten Erkenntnisse über den Lerngegenstand und seine geistige Aneignung. Die „materialisierte Form" der Lernhandlung ist als Lernhilfe nutzbar zu machen, um die Grundlagen für eine handlungsorientierte begreifende Erkenntnis zu entwickeln.

Nimmt man eine materialistische Lernkonzeption ernst, so ist auch die begreifende Erkenntnis nicht das ganz Andere – für ein die realen Widersprüche begreifendes, dialektisches Denken ist die systematische Ausbildung orientierender Lernhandlungen, die diese Widersprüche aufgreifen, notwendige Voraussetzung.

Anmerkungen

1 Die Texte zur Kritischen Psychologie erschienen zuerst im Athenäum Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M., sodann in der Reihe Studium des Campus Verlag, Frankfurt/M. Die ersten Kongreßberichte finden sich in: Das Argument 103, 19. Jg. (1977) und in: Demokratische Erziehung 4, 3. Jg. (1977), die Materialien des Kongresses werden im Pahl-Rugenstein Verlag 1977 u. 1978 veröffentlicht.

2 Holzkamp betont in diesem Zusammenhang die „Gegenstandsbedeutung", Hakker hebt entsprechend die erweiterten „Handlungsforderungen" hervor.

3 Der dort entwickelte Rückkoppelungskreis: TOTE (Test-Operate-Test-Exit), in dem die zweite Testphase als Kontrollhandlung bestimmt ist, wird von Hacker zu einer Vergleichs-Veränderungs-Rückkopplungseinheit (VVR) weiterentwickelt. In der Lerntheorie Galperins finden wir die Unterscheidung in Form der Orientierungsetappe, dem Handlungsvollzug und der Kontrollphase. In der Terminologie Galperins werden ursprünglich bewußt vollzogene Handlungen im Parameter der Verkürzung zu automatisierten Operationen.

4 Versuche einer Verbindung der Konzeption Hackers und Sèves finden sich bei Volpert (1975, S. 79 ff.), der selbst kritische Einschränkungen vornimmt, und in Autorenkollektiv (1975, S. 143 ff.), erbringen jedoch wenig konkrete Ergebnisse. Gründe dafür deckt die Kritik an Sève auf, die Holzkamp-Osterkamp (Bd. 2, 1976, S. 150 ff.) leistet. Die spekulative Analogiebildung zur Politischen Ökonomie geht bei Sève (1972, S. 369) bis zu einem „tendenziellen Fall der Fortschrittsrate" ... „weil der Ertrag derselben Menge von Lernhandlungen fällt".

5 In ihrer Kritik an der Trennung von Motiv und Ziel, deren Zusammenhang bei Leontjew nicht deutlich wird, kommt Holzkamp-Osterkamp (Bd. 2, 1976, S. 143 f.) zu dem Schluß, daß die Unterscheidung zwischen Handlung und Tätigkeit auch entfallen könne. Wir halten diese Konsequenz nicht für zwingend. Immerhin wird mit Verweis auf Leontjews berühmtes Beispiel vom Jäger und Treiber festgestellt, daß in den „Teilbeiträgen erst Treiben, dann Töten... ein operationales Problem der Handlungsausführung..." liegt. Nach unserem Verständnis realisieren die anzuleitenden Lernhandlungen den übergeordneten Tätigkeitszusammenhang.

6 In unserem Fall waren es vor allem Illusionen über den Lohn als Preis für die geleistete Arbeit und Vorstellungen von einem Vermögen, das als Grundkapital immer schon vorhanden, dessen Entstehung durch Arbeit also nicht aufzudecken sei.

7 Ein Anwendungsversuch auf dieser Grundlage wurde von Ohl (1973) zur Ausbildung geographischer Begriffe unternommen. Der Unterschied zwischen Lernhandlungen mit theoretischen gegenüber empirischen Begriffen wird von Dawidow (1973) hervorgehoben.

Literatur

Achten, U., Gemeinsam lernen, solidarisch handeln, Köln-Frankfurt/M. 1976.

Ausubel, D. P., Entdeckendes Lernen, in: Neber, H. a.a.O. 1973 und ders., Die Verwendung von „Advance Organizers" beim Lernen und Behalten von bedeutungsvollem sprachlichem Material, in: Pädagogische Psychologie 2, Lernen und Instruktion, M. Hofer und F. E. Weinert (Hrsg.), Frankfurt/M. 1973, S. 218–227.

Autorenkollektiv Wissenschaftspsychologie, Materialistische Wissenschaft und Psychologie, Köln 1975.

Bandura, A., Lernen am Modell, Stuttgart 1976.

Bernal, J. D., Wissenschaft, Reinbek bei Hamburg 1970 (Orig. London 1954).

Brammerts, H., G. Gerlach, N. Trautwein, Lernen in der Gewerkschaft, Frankfurt/M.–Köln 1976.

Bromme, R., E. Hömberg, Einführende Bemerkungen zum Problem der Anwendung psychologischen Wissens (Technologieproblem), Bielefeld 1976.

Bruner, J. S., Der Prozeß der Erziehung, Berlin/West 1970.

Christian, W., Probleme des Erkenntnisprozesses im politischen Unterricht, Köln 1974.

Cronbach, L. J., The Psychological Background for Curriculum Experimentation, in: Modern Viewpoints in the Curriculum, New York u. a. 1964.

Dawidow, W. W., Über das Verhältnis zwischen den abstrakten und den konkreten Kenntnissen im Unterricht, in: J. Lompscher a.a.O. (1973).

Deppe-Wolfinger, H., Gewerkschaftliche Jugendbildung und politisches Bewußtsein, in: F. Deppe, Das Bewußtsein der Arbeiter, Studien zur politischen Soziologie des Arbeiterbewußtseins, Köln 1971, S. 301–359.

Deppe-Wolfinger, H., Arbeiterjugend – Bewußtsein und politische Bildung, Frankfurt/M. 1972.

Galperin, P. J., Die Psychologie des Denkens und die Lehre von der etappenweisen Ausbildung geistiger Handlungen, in: E. A. Budilowa u. a., Untersuchungen des Denkens in der sowjetischen Psychologie, Berlin/DDR 1967, S. 81–119.

Ders., Die Entwicklung der Untersuchungen über die Bildung geistiger Operationen, in: H. Hiebsch (Hrsg.), Ergebnisse der sowjetischen Psychologie, Stuttgart 1969, S. 367–405.

Ders., Die geistige Handlung als Grundlage für die Bildung von Gedanken und Vorstellungen, in: ders. u. A. N. Leontjew u. a., Probleme der Lerntheorie, Berlin/DDR 1974 (1. Aufl. 1967), S. 33–65.

Gleiss, I., Verhalten oder Tätigkeit? in: Das Argument 91, 17. Jg. (1975), S. 440–456.

Hacker, W., Allgemeine Arbeits- und Ingenieurpsychologie, Berlin/DDR 1973.
Haug, W. F., Der sexuell-politische Skandal als Instrument antidemokratischer Kampagnen, in: Autorenkollektiv am Psychologischen Institut der Freien Universität Berlin, Schülerladen Rote Freiheit, Frankfurt/M. 1971, S. 389–464.
Ders., Vorlesungen zur Einführung ins „Kapital", Köln 1974.
Holzkamp, K., Kritische Psychologie, Vorbereitende Arbeiten, Frankfurt/M. 1972.
Ders., Sinnliche Erkenntnis – Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung, Frankfurt/M. 1973.
Ders./V. Schurig, Zur Einführung in A. N. Leontjews „Probleme der Entwicklung des Psychischen", in: A. N. Leontjew a.a.O., 1973, S. XI–LII.
Holzkamp-Osterkamp, U., Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung 1 u. 2, Frankfurt/M. 1975 u. 1976.
Hilgard, E. R., Twenty Years of Learning Theory in Relation to Education, in: Theories of Learning and Instruction, Chicago 1964.
Ders., Zur Beziehung zwischen Lerntheorie und Unterrichtspraxis, in: Pädagogische Psychologie 2, a.a.O., S. 12–27.
Ders./G. H. Bower, Theorien des Lernens I u. II, Stuttgart 1971.
Institut für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF), Informationsbericht Nr. 16, Gewerkschaftliche Jugendbildungsarbeit, Zur Entwicklung ihrer Inhalte und Methoden, Frankfurt/M. 1975.
Ders., Entschleierte Profite, Bilanzlesen leichtgemacht, Frankfurt/M.² 1975 (1. Aufl. 1971)
Keller, P./V. Schurig, Einige Grundlagenprobleme der Naturgeschichte des Lernens (unveröffentl. Manuskript Berlin/West 1977).
Keseling, G., u. a., Sprach-Lernen in der Schule, Köln 1974.
Kleiber, D., Information und Motivation – institutionelle und individuelle Bedingungen des Studienhandelns, Diss. Münster 1976.
Kossakowski, A./K. U. Ettrich, Psychologische Untersuchungen zur Entwicklung der eigenständigen Handlungsregulation, Berlin/DDR 1973.
Kröber, G./H. Laitko, Wissenschaft, Berlin/DDR 1975.
Kussmann, Th., Sowjetische Psychologie: Auf der Suche nach der Methode, Bern 1974.
Laucken, U., Naive Verhaltenstheorie, Stuttgart 1974.
Lektorski, W. A., Das Subjekt-Objekt-Problem in der klassischen und modernen bürgerlichen Philosophie, Berlin/DDR 1968.
Leontjew, A. N., Probleme der Entwicklung des Psychischen, Frankfurt/M. 1973.
Ders., Das Lernen als Problem der Psychologie, in: Probleme der Lerntheorie a.a.O. (1974) S. 11–32.
Ders., Tätigkeit, Bewußtsein, Persönlichkeit, Stuttgart 1977.
Lompscher, J., Theoretische und experimentelle Untersuchungen zur Entwicklung geistiger Fähigkeiten, Berlin/DDR 1975.
Ders., (Hrsg.), Sowjetische Beiträge zur Lerntheorie, Die Schule P. J. Galperins, Köln 1973.
Löwe, H., Einführung in die Lernpsychologie des Erwachsenenalters, Berlin/DDR 1972.
Lunzer, E. A./J. F. Morris (Hrsg.), Das menschliche Lernen und seine Entwicklung, Stuttgart 1976.
Maiers, W., Normalität und Pathologie des Psychischen, in: Das Argument 91, 17. Jg. (1975), S. 457–493.
Marx, K., Das Kapital, Kritik der politischen Ökonomie, Bd. 1 in: Marx/Engels, Werke, Bd. 23, Berlin/DDR. 1969 (=MEW 23).
Ders., Einleitung zur Kritik der politischen Ökonomie, in: MEW 13.
Maschewski, W., Das Experiment in der Psychologie, Frankfurt/M. 1977.
McClelland, D. C., Motivation und Kultur, Bern 1967.

Miller, G. A./E. Galanter/K. H. Pribram, Strategien des Handelns, Stuttgart 1973.
Montada, L., Die Lernpsychologie Jean Piagets, Stuttgart 1970.
Neber, H., (Hrsg.), Entdeckendes Lernen, Weinheim u. Basel 1975.
Negt, O., Soziologische Phantasie und exemplarisches Lernen, Frankfurt/M.[3] 1972.
Ohl, W., Aneignungsprozeß Wissenserwerb Fähigkeitsentwicklung, Berlin/DDR 1973.
Rubinstein, S. L., Sein und Bewußtsein, Berlin/DDR 1970.
Schurig, V., Naturgeschichte des Psychischen 2, Frankfurt/M. 1975.
Seidel, R., Denken, Psychologische Analyse der Entstehung und Lösung von Problemen, Frankfurt/M. 1976.
Sève, L., Marxismus und Theorie der Persönlichkeit, Frankfurt/M. 1972.
Skowronek, H., (Hrsg.), Umwelt und Begabung, Stuttgart 1973.
Volpert, W., Die Lohnarbeitswissenschaft und die Psychologie der Arbeitstätigkeit, in: P. Groskurth/ders., Lohnarbeitspsychologie, Frankfurt/M. 1975, S. 13–196.
Werner, H., Zum exemplarischen Prinzip bei Oskar Negt, in: Demokratische Erziehung 4 (1975), S. 41–50.

Ulrich Schmitz

Interiorisation und Widerspruch

Zur Diskussion der Galperinschen Lerntheorie

Galperin hat eine experimentell untermauerte und pädagogisch erprobte Lerntheorie entwickelt[1], welche die marxistisch-anthropologische Auffassung vom menschlichen Wesen als dem ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse[2] und die sprachtheoretischen Implikationen der kulturhistorischen Schule der sowjetischen Psychologie[3] für praktische Zwecke fruchtbar zu machen verspricht. Danach sind die zunächst außerhalb des lernenden Individuums gegebenen natürlichen Lebensbedingungen und durch vorherige Prozesse der gesellschaftlichen Arbeit in der materiellen Realität vergegenständlichten Gebrauchswerte in ihrer Bedeutung vom Lernenden anzueignen, der dabei einem etappenweisen und wesentlich über die Sprache vermittelten Prozeß der Interiorisation folgt. Dieser für die Selbsterhaltung der Gattung unerläßliche Vorgang der Aneignung des phylogenetisch herausgebildeten menschlichen Wesens durch die einzelnen Angehörigen je neuer Generationen[4] nimmt stets seinen Ausgang in praktischer, bereits gesellschaftlich strukturierter Tätigkeit[5], wird grundsätzlich sprachlich begleitet und kann, das ist der Springpunkt der Galperinschen Theorie, zumindest ab einem gewissen Lebensalter und zumindest bis zu einem erheblichen Grade didaktisch rationalisiert werden.

Gegen diese Theorie, die hier nicht im einzelnen vorgestellt[6] und diskutiert[7] werden kann, sind nun vor allem zwei Einwände vorgetragen worden.

Zum einen würden die jeweiligen spezifischen historischen Merkmale sowohl der Lerngegenstände als auch des Lernens selbst nicht berücksichtigt[8]. Zum anderen würde die natürliche und gesellschaftliche Realität in doktrinärer Weise als widerspruchsfreie und unveränderliche Gegebenheit dem Schüler aufgezwungen; und kreative Spontaneität beim Lernen werde unterdrückt[9]. Beide Vorwürfe treffen sich offenbar in der Vorstellung, als wäre der prozessuale Charakter der Realität und der Einfluß der menschlichen Praxis darauf in der Lerntheorie eliminiert.

Dem ist zunächst entgegenzuhalten, daß eine Lerntheorie grundsätzlich keine Theorie über den Lerngegenstand sein kann. Anderenfalls fielen Wissenschaft und Didaktik – oder unter etwas anderem Aspekt formuliert: Erkenntnisprozeß der Gattung und Lernprozeß der Individuen – zusammen. Eine solche Ansicht wird aber nicht nur von niemandem ernsthaft vertreten, gerade auch nicht von jenen, die sehr richtig enge Parallelen zwischen beiden sehen wie etwa – um nur zwei sehr verschiedenartige Ansätze zu nennen – Hegel[10] und Piaget[11], sondern würde auch zu definitionsbedingten logischen Widersprüchen führen. In Galperins wie mindestens implizit in jeder Lerntheorie wird die wissenschaftliche Analyse des Lerngegenstandes dem eigentlichen Lernprozeß mit Recht vorgeschaltet. Die didaktische Aufbereitung erfolgt ebenfalls vor Beginn des konkreten Lernprozesses in der Orientierungsgrundlage der Handlung. Es geht ja gerade darum, den entwicklungspsychologisch zumutbaren höchsten gesellschaftlich entwickelten Erkenntnisstand den Individuen verfügbar zu machen. Der gewichtige Vorwurf doktrinärer Ontologie kann sich also gar nicht gegen die Lerntheorie als solche richten. Denn die Vorstellung vom statischen bzw. historischen Charakter der Lerngegenstände ergibt sich nicht aus der Form des Lernens, sondern aus dem Inhalt des zu Lernenden. Eine Lerntheorie ist also als solche dem Einwand gegenüber immun, sie berücksichtige diese oder jene Eigenschaft des Lerngegenstandes nicht.

Es wäre aber ein Irrtum anzunehmen, damit sei die Kritik gegenüber der Interiorisationstheorie erledigt. Gerade wenn sie sich nicht auf den von Galperin allein beschriebenen Interiorisationsprozeß selbst beziehen kann, erinnert sie uns mit gutem Grund an die Bedingungen, innerhalb deren er sich stets vollzieht. Unbesorgt können wir mit ihr nur umgehen, soweit erstens die gesellschaftlichen Bedingungen des Lernens einen der Sache angemessenen rationalen Interiorisationsprozeß nicht störend beeinflussen und soweit zweitens die wissenschaftliche Analyse des Gegenstandes nicht umstritten ist. Den ersten Punkt können wir an dieser Stelle nicht eingehend diskutieren, weil zahllose Probleme dabei eine Rolle spielen, die nicht unmittelbar mit einer (beliebigen) Lerntheorie zusammenhängen, welche ja die Beschreibung eines optimalen Lernweges mindestens enthält. Insoweit der bestmögliche Lernweg von spezifischen gesellschaftlichen Verhältnissen nicht nur akzidentell gestört, sondern wesentlich geprägt wird, erscheinen alle Probleme auch bei der Diskussion der Bedingungen der wissenschaftlichen Analyse des Lerngegenstandes und seines Verhältnisses zum lernenden Subjekt. Es sei aber doch darauf hingewiesen, daß Galperins Interiorisationstheorie die größtmögliche Transparenz der Lernprozesse für alle Beteiligten anstrebt und damit immerhin einen Maßstab zur Beurteilung der Lernqualität anzu-

legen gestattet. Die Rolle der Kontrollhandlung in Galperins Theorie[12] ist leider von den Kritikern oft übersehen worden.

Der zweite Punkt hingegen betrifft die Reichweite der Galperinschen, aber auch jeder Lerntheorie. Wo die Analyse des Gegenstandes wissenschaftlich und/oder weltanschaulich umstritten ist, kann nicht gelehrt werden, ohne entweder – zumindest aus der Sicht des Lernenden, und das genügt – doktrinär vorzugehen oder verschiedene Interpretationen des Lerngegenstandes zu vergleichen. Dieses Problem wurde in der sowjetischen Literatur noch nicht berücksichtigt. Es taucht in der Regel auch vor allem im gesellschaftswissenschaftlichen Bereich auf, nicht aber bei einfachen mathematisch-naturwissenschaftlichen Lerngegenständen oder grundlegenden Kulturtechniken, die im Mittelpunkt der bisher dokumentierten Unterrichtsbeispiele stehen. Diese Beschränkung auf gemessen am historischen Entwicklungsstand der Gattung recht einfache und widerspruchsfreie Lerngegenstände scheint nicht zufällig und hängt unmittelbar mit dem zwar grundlegenden, aber doch rudimentären Charakter der Bedeutungstheorie in der kulturhistorischen Schule der sowjetischen Psychologie zusammen.

Leontjew hat innerhalb seiner Theorie der Entwicklung des Psychischen allgemeine Grundzüge einer Erklärung von Bedeutung aus der menschlichen Lebenstätigkeit entworfen[13]. Gegenüber sprachwissenschaftlichen Bedeutungstheorien hat sie den unschätzbaren Vorzug, die Genesis und den wirklichen, d. h. seinsmäßigen Inhalt von sprachlich ausgedrückter Bedeutung nicht dem Bereich unerklärbarer Mythen anheimfallen zu lassen. Holzkamps Unterscheidung von Gegenstands- und Symbolbedeutung hat diesen Ansatz in einem wichtigen Punkt ausgebaut[14]. Beiden fehlt aber, Leontjew noch mehr als Holzkamp, die Konkretisierung des theoretischen Entwurfs auf besondere und einzelne, historisch spezifische Fälle, und das ist zugleich ihre sprachwissenschaftliche Verlängerung in Richtung auf den Sprachgebrauch. Eine tätigkeitsbezogene Lehre sprachlicher Bedeutung, die sich im Grad ihrer methodischen und sachlichen Ausdifferenzierung auch nur annähernd mit den verschiedenen Richtungen der linguistischen Semantik messen könnte, ist noch lange nicht in Sicht. Dafür müßte vor allem auch das Problem erörtert werden, daß durch die relative Selbständigkeit sprachlich auszudrückender gegenüber real wirksamen Bedeutungen, die sich aus dem für die Kommunikation notwendigen Formwechsel zwischen, mit Holzkamps Termini, Gegenstands- und Symbolbedeutung ergibt, auch solche Bedeutungen ausgedrückt werden können, die keine Entsprechung in der außersprachlichen Realität haben. So können Gebrauchswertvergegenständlichungen theoretisch antizipiert werden, und die Realität kann in Träumen, Lügen und Ideologien sprachlich in je bestimmter Weise verzerrt wiedergegeben werden.

Gesellschaftsformationsspezifische Widersprüche sowohl in der Realität selbst als auch zwischen Realität und zum Ausdruck gebrachter sprachlicher Bedeutung können angesichts des bisherigen Ausbaustandes dieser Bedeutungstheorie noch ebensowenig angemessen erfaßt werden, wie sie in Galperins Lerntheorie reflektiert sind, die ja wesentlich über Interiorisation von Bedeutungen handelt. Auf diesen rationalen Kern gehen beide eingangs vorgetragenen, in jener Form sicher zurückzuweisenden Einwände gegen die

Interiorisationstheorie zurück. Was tun, wenn die wissenschaftliche Analyse des Gegenstandes auf Widersprüche entweder im Gegenstand selbst oder zwischen Realität und bewußtseinsmäßigem Niederschlag in den sprachlichen Bedeutungen führt? Dann kann man eine Interiorisations- als Lerntheorie nicht unbekümmert, das hieße in diesem Falle „technokratisch", anwenden, sondern muß diese Bedingungen des Gegenstandes in der Orientierungsgrundlage deutlich machen sowie die besonderen, ideologisch geprägten Bedingungen des Lernens bei der Konstruktion des Lernarrangements berücksichtigen.

Daher seien – insbesondere für gesellschaftswissenschaftliche Lerngegenstände – zwei Ergänzungen der Galperinschen Lerntheorie angeregt, die ihr allerdings keineswegs widersprechen. Ergänzend zur Analyse des Gegenstandes, welche in der Regel außerhalb des schulischen Bereichs im Rahmen wissenschaftlicher Anstrengung stattfindet, wird eine Analyse des Lernsubjekts vorgeschlagen. Sie kann in der Regel nur vor Ort, d. h. zu Beginn einer geplanten Lernsequenz in der gegebenen Schulklasse – eventuell unter Ausnutzung von Techniken der Handlungsforschung[15] – geleistet werden, obschon dabei allgemeine und gesellschaftsspezifische Sozialisationstheorien sowie empirische Untersuchungen zum Bewußtsein der Schüler in der fraglichen Gesellschaft berücksichtigt werden müssen. Zweitens wird eine neue Orientierungsgrundlage Typ 4 vorgeschlagen (zu den Orientierungsgrundlagen vgl. S. 7 und den Beitrag von Bernhard Wilhelmer in diesem Band), welche die Galperinsche Entwicklungsreihe von Typ 1 bis Typ 3 konsequent fortführt. Beide Ergänzungen können hier nicht detailliert ausgearbeitet[16], sondern lediglich zur Anregung der kreativen Denktätigkeit der Lehrer, die nach Galperin arbeiten wollen, vorläufig zur Diskussion gestellt werden.

In der Analyse des Lernsubjekts sollen Lehrer und Schüler gemeinsam versuchen, alles das zu artikulieren und miteinander zu vergleichen, was sie bereits über den Lerngegenstand wissen oder meinen. Es kommt darauf an, die gesellschaftlich geprägte Differenzierung der Bedeutungswelt, wie sie sich bei den Schülern durch verschiedenartige individuell und schichtenspezifisch bedingte Erfahrungen ausgeprägt hat, zu „exteriorisieren". Im weiteren Bereich gesellschaftswissenschaftlicher Lerngegenstände gibt es kaum einen Fall, bei dem nicht alle oder doch die meisten Schüler schon irgendein Vorwissen oder Vorurteil mit in die Schule bringen. Dieses vermeintliche Wissen, von den verschiedensten Ideologemen durchsetzt, gilt es zur Sprache zu bringen, und zwar aus vier Gründen. Erstens soll der Lehrer genau erfahren, auf welchem Niveau er seine Unterrichtssequenz ansetzen kann. Zweitens sollen die sonst unumgänglichen heimlichen Interferenzen zwischen außerschulisch vorbereiteter Vorstellung und neu zu lernendem Wissen durch Explikation sichtbar gemacht und damit im Verlaufe des Lernprozesses zum Verschwinden gebracht werden. Drittens soll durch Anknüpfen an die alltägliche Erfahrungswelt die Motivation der Schüler gefördert und der langfristige Lernerfolg gesichert werden. Viertens sollen durch Konfrontation unterschiedlicher, teils gegensätzlicher Auffassungen erste Widersprüche sowohl zwischen den sprachlichen Interpretationen als auch eventuell im Sachverhalt selbst aufgedeckt werden. Eine Unterrichtseinheit über öko-

nomische Grundbegriffe" würde etwa an Alltagserfahrungen der Schüler im Umgang mit Geld ansetzen können, die sämtliche Dimensionen ökonomischer Gesetze im Ansatz und verdeckt ja bereits in sich enthalten. Die Analyse des Lernsubjekts würde, mit Leontjew gesprochen, verschiedene individuelle Sinne zu ein und demselben Sachverhalt miteinander vergleichen. Von Holzkamps „Widerspruchs-Experiment"[18] unterscheidet sich die Analyse des Lernsubjekts durch den mangelnden Experimentalcharakter, durch die sprachliche Artikulation außerschulisch alltäglicher Erfahrungen und durch die notwendige Integration in einen geplanten pädagogischen und curricular abgesicherten Lernprozeß. Darin müssen die Ergebnisse von Analyse des Lerngegenstandes und Analyse des Lernsubjekts adäquat aufeinander bezogen werden.

Die Analyse des Lernsubjektes kann, unter Anleitung des Lehrers, unmittelbar in die Orientierungsgrundlage Typ 4 überleiten, ist jedoch nicht ihre notwendige Voraussetzung. In Galperins Typ 1 führt der Lehrer eine zu vollziehende Handlung vor, ohne Hinweise darauf zu geben, wie sie richtig auszuführen ist. Beim 2. Typ gibt der Lehrer das allgemeinste Muster der Handlung sowie alle Hinweise zum Transfer auf anderes Material. Bei Typ 3 soll der Schüler durch planmäßige Unterweisung in der Analyse neuer Aufgaben in die Lage versetzt werden, die Stützen für die richtige Ausführung der Aufgabe selbst zu erarbeiten". Alle drei Typen unterstellen einen eindeutigen Algorithmus zur optimalen Lösung der Aufgabe und damit eindeutige, unumstrittene sprachliche Bedeutungen. Wenn gesellschaftlich herrschende und von den Schülern zum Teil schon übernommene Sinne aber nicht widerspruchsfrei sind, erscheint demgegenüber eine weitgehend gemeinsam gesteuerte Form des Lernens, wie sie vor allem im fortgeschrittenen Sekundarstufenalter angewendet werden kann, als effizienter und angemessener. Der Unterschied zwischen Lehrendem und Lernenden besteht nur noch in der Menge der verfügbaren Kenntnisse und Fähigkeiten, und die Analyse des Gegenstandes ist nicht mehr radikal von seiner Aneignung getrennt. In der Lösung von Aufgaben, bei denen es vorrangig um die Aufdeckung und das Begreifen von Widersprüchen samt deren gesellschaftlicher Grundlagen geht, spielt die Kooperation von Lernenden und Lehrenden eine hervorragende Rolle. Die Schüler sollen nicht mehr die Fragen und Aufgaben des Lehrers unter seiner Anleitung mehr oder weniger selbsttätig lösen, sondern vor allem lernen, die richtigen Fragen zu stellen.

Es wird ein Problem gegeben, das die Schüler vor Fragen stellt und zu dessen Lösung es nicht einen kürzesten Weg gibt. Der Lehrer kann folglich auch nicht, wie in den ersten drei Typen der Orientierungsgrundlage helfen, den kürzesten Lösungsweg zu finden, sondern nur helfen, das Problem möglichst exakt zu formulieren. Wenn Lernprozeß und Analyse des Gegenstandes tendenziell zusammenfallen, kommen auch die kreativen Fähigkeiten der Schüler in anderer Weise zur Geltung, als dies beim Lernen nach Orientierungsgrundlage Typ 1 bis 3 schon der Fall war. Weil es keinen eindeutigen und einfachsten Algorithmus zur Lösung der Aufgabe gibt (den es bei Typ 1 bis 3 zu finden galt), muß der Lerngegenstand von allen Lernenden auf seine Eigenarten und Widersprüche hin abgesucht werden. Lehrer und Schüler sollen gemeinsam dazu gelangen, Sachverhalte, Sprachbedeu-

tungen und deren wechselseitiges Verhältnis in ihrem widersprüchlichen Gewordensein, ihrem Werden und ihrer Veränderbarkeit zu erkennen (Reflexion) und dementsprechend ihren eigenen Sprachgebrauch auf eine höhere Stufe der Präzision und Angemessenheit zu bringen (Kommunikation). Je mehr die Analyse des Gegenstandes (als Voraussetzung für die Konstruktion der Orientierungsgrundlage der Handlung) und der Interiorisationsprozeß zeitlich und personell auseinanderfallen, wie es in vielen Fällen des Unterrichts vor allem in den unteren Klassenstufen notwendigerweise der Fall sein muß und in den ersten drei Typen der Orientierungsgrundlage auch der Fall ist, desto mehr besteht die Tendenz, daß den Schülern in der Orientierungsgrundlage nur noch das fertige Ergebnis dieser Analyse in didaktisch aufbereiteter Form vorgeführt wird und der Lerngegenstand ihnen damit als ein abgeschlossener, unantastbarer und unveränderlicher erscheint. Man sieht, daß die beiden von Galperin nicht eigens berücksichtigten Lernziele „Kritikfähigkeit" und „produktiver Umgang mit Widersprüchen" genau im Zusammenhang mit dem in der sowjetischen Psychologie nicht eigens thematisierten Verhältnis von realer und sprachlicher Bedeutung in den Vordergrund treten.

Anmerkungen

1 P. J. Galperin: Die Entwicklung der Untersuchungen über die Bildung geistiger Operationen. In: Hans Hiebsch (Hrsg.): Ergebnisse der sowjetischen Psychologie. – Stuttgart 1969, S. 367–405. – Ders.: Die geistige Handlung als Grundlage für die Bildung von Gedanken und Vorstellungen. In: P. J. Galperin, A. N. Leontjew u. a.: Probleme der Lerntheorie. – Berlin (DDR) 3. Aufl. 1972, S. 33–49. – Ders.: Die Psychologie des Denkens und die Lehre von der etappenweisen Ausbildung geistiger Handlungen. In: E. A. Budilowa u. a.: Untersuchungen des Denkens in der sowjetischen Psychologie. – Berlin/W. 1973, S. 81–119.

2 K. Marx: Thesen über Feuerbach, MEW 3, S. 6.

3 Bes. A. N. Leontjew: Probleme der Entwicklung des Psychischen. – Frankfurt/M. 1973, S. 197 ff.; vgl. W. Kühnert, I. Rissom, U. Schmitz, K. Thiele: Denken und Sprechen in der sowjetischen Psychologie. In: G. Simon, E. Straßner (Hrsg.): Sprechen – Denken – Praxis. – Weinheim 1977 (i. Dr.).

4 Vgl. auch J.-P. Sartre: Der Idiot der Familie. – Reinbek 1977, S. 7: „Ein Mensch ist nämlich niemals ein Individuum; man sollte ihn besser ein *einzelnes Allgemeines* nennen: von seiner Epoche totalisiert und eben dadurch allgemein geworden, retotalisiert er sie, indem er sich in ihr als Einzelnheit wiederhervorbringt."

5 Vgl. schon 1769 J. N. Tetens: Über den Ursprung der Sprachen und der Schrift. – Berlin (DDR) 1966, S. 17: „Nur *in Gesellschaft mit seinesgleichen* kann der Mensch ein Mensch werden."

6 S. G. Keseling u. a.: Sprach-Lernen in der Schule. – Köln 1974.

7 Ein sicherlich äußerst fruchtbarer Vergleich mit anderen Lerntheorien steht noch aus, insbesondere mit Ansätzen von J. S. Bruner, J. Piaget und einigen der in E. R. Hilgard, G. H. Bower: Theorien des Lernens I/II. Stuttgart 1973/75 dargestellten.

8 M. Braunroth, G. Seyfert, K. Siegel, F. Vahle: Ansätze und Aufgaben der linguistischen Pragmatik. – Frankfurt/M. 1975, S. 250. Keseling u. a., a.a.O., S. 101, 99. Problemformulierungen bezüglich der theoretischen Grundlagen von verschiedenen Seiten bei H. Dormagen: Sprechtätigkeit und Gesellschaft, in: Linguistische Berichte 43 (1976), S. 77–85, hier S. 78–81, und H. Laufenberg, H. Seidel, F. Steinfeld: Leontjews Begründung materialistischer Psychologie. – Berlin/W. 1974, S. 25, 32.

9 S. Jäger, R. Küchler: Zur bedeutung der sprache für das lernen: Materialien zur kritik halbierter lernbegriffe, in: Linguistische Berichte 42 (1976), S. 62–94, bes. S. 76 (Entgegnung darauf von Geier u. a. in: Linguistische Berichte 47, S. 89–92). Vgl. schon die Diskussion in Keseling u. a., a.a.O., S. 98 f., 101 f., 103 f. Vgl. auch die Diskussion zwischen A. Vielau und K. Schüle in: Linguistische Berichte 37 (1975), S. 77–91, 41 (1976), S. 58–60 und 45 (1976), S. 65–69, sowie U. Maas: Kann man Sprache lehren? – Frankfurt/M. 1976, S. 301 f.

10 Phänomenologie des Geistes.

11 Z. B. Die Entwicklung des Erkennens, Ges. Werke Bd. 8–10. – Stuttgart 1975. Vgl. auch Furth: Intelligenz und Erkennen. – Frankfurt/M. 1976.

12 Galperin: Die geistige Handlung als Grundlage . . . , a.a.O., S. 41–48. Ders.: Die Entwicklung der Untersuchungen . . . , a.a.O., S. 389–396. Ders.: Zum Problem der Aufmerksamkeit. In: J. Lompscher (Hrsg.): Probleme der Ausbildung geistiger Handlungen. – Berlin (DDR) 1972, S. 15–23. S. L. Kabylnizkaja: Die experimentelle Herausbildung der Aufmerksamkeit. In: J. Lompscher (Hrsg.): Probleme der Ausbildung . . . , a.a.O., S. 24–40.

13 Leontjew: Probleme der Entwicklung des Psychischen, a.a.O., S. 197–261; ders.: Das Problem der Tätigkeit in der Psychologie. In: Sowjetwissenschaft, Gesellschaftswissenschaftliche Beiträge 4/1973, S. 415–435; ders.: Tätigkeit und Bewußtsein. In: Sowjetwissenschaft, Gesellschaftswissenschaftliche Beiträge 5/1973, S. 515–531.

14 K. Holzkamp: Sinnliche Erkenntnis. – Frankfurt/M. 1973, S. 25 ff., 147–158, 168 f., 191 ff. Dieser Punkt wird leider nicht genügend gewürdigt in der Rezension von A. A. Leontjew und A. N. Leontjew: Über eine psychologische Konzeption der sinnlichen Erkenntnis. (Russ. in: Voprosy Psichologii 4/1975, S. 3–10) Dt. in: Impulse, Zeitung der ADS Psych, Westberlin, Nr. 30, Dez. 1975.

15 Diskussion und Literaturhinweise bei F. Karl: Aktionsforschung – gesellschaftstheoretische Defizite und politische Illusionen. In: Das Argument 101 (1977), S. 67–78; außerdem: W. Klafki: Handlungsforschung im Schulfeld. In: Zeitschrift für Pädagogik 4/1973.

16 S. U. Schmitz: Gesellschaftliche Bedeutung und sprachliches Lernen. – Weinheim 1978.

17 Vgl. erstmals Keseling u. a., a.a.O., S. 83–91.

18 Holzkamp, a.a.O., S. 214–217.

19 Genaue Darstellung bei Keseling u. a., a.a.O., S. 39–41.

Arbeit

Frigga Haug

Arbeitspsychologie zwischen Kapital und Arbeit

Die allgemeine Diagnose, daß die Arbeitswissenschaft sich in einer Krise befinde (vgl. etwa Kunze 1974, Helfert 1975, Fürstenberg 1975, Volpert 1977), meldet zugleich mit dem Problem einen Bedarf an (vgl. auch die internationale Konferenz des Europäischen Verbandes für Produktivitätsförderung (EFPS) 1974 in Berlin). Reichen bisher die Finger einer Hand, um die arbeitswissenschaftlichen Lehrstühle in der Bundesrepublik zu zählen, ist im Gefolge der Humanisierungsdiskussion deutlich geworden, daß eine Arbeitswissenschaft gebraucht wird, die mehr bringt als die Eignungstests der Arbeitspsychologie, anderes als die an der Verhaltensforschung orientierte Betriebssoziologie und mehr am Menschen orientiert ist als die bisherige von Ingenieurwissenschaftlern betriebene Arbeitsplatzwissenschaft. Meint Fürstenberg (1975) die Lücke durch interdisziplinäre Organisation schließen zu können, sieht Volpert die Lösung in einer energischen „Parteinahme" des Wissenschaftlers „im Interesse des arbeitenden Menschen": „Statt Humanität zum Deckmantel von Rationalisierungsstrategien zu machen, soll der Arbeitswissenschaftler vom Rationalisierungsspezialisten zu einem Wegbereiter der Humanisierung werden." (1977) In der Tat ist hier das Dilemma ausgesprochen, das die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Lohnarbeit von Anbeginn kennzeichnet. Schon die Betriebsinspektoren, die man wohl als Vorläufer der Arbeitswissenschaftler auffassen kann, standen vor der Alternative, sich entweder für den arbeitenden Menschen einzusetzen oder für die Leistungsfähigkeit der menschlichen Arbeit, für ihre Produktivität. Die Parteinahme für die eine oder die andere Seite tritt für die Arbeitswissenschaftler auf als Entscheidung für Geld oder für Moral. Allerdings scheint dieser Gegensatz heute nicht mehr so klar erkennbar zu sein. Zumindest im Bewußtsein eines durchschnittlichen Arbeitswissenschaftlers stellt sich die Frage nach den Zielen etwa einer von den Unternehmern geförderten Arbeitspsychologie auf den ersten Blick als durchaus vereinbar dar mit einer Humanisierung von Arbeit, mithin mit einer Parteinahme auch für die arbeitenden Menschen, ein Faktum, welches Volpert in seinem oben genannten Referat scharf anprangert. Bei genauem Hinsehen, das zugleich historisch gerichtet ist, wird man erkennen, daß ein arbeitspsychologischer Beitrag zur Vermenschlichung von Arbeit zu verschiedenen Zeiten verschiedene Inhalte meinen muß und, daß darüber hinaus die Frage, wodurch die Psychologie als Wissenschaft überhaupt in die Lage kommt, mit mehr als bloß moralischen Appellen und mit einem höheren Niveau als dem kompensatorischer Wohlfahrt sich für den arbeitenden Menschen einzusetzen, abhängt von der durch die Produktivkraftentwicklung bedingten Art der Betätigung der Menschen bei ihrer Arbeit. Entsprechend zeigt ein Rückblick in die Geschichte dieser Wissenschaft, daß es die Entwicklung der menschlichen Arbeit selber war, aufgrund dessen die Arbeitspsychologen an Er-

kenntnis des Menschen gewannen und dadurch überhaupt erst in die Lage versetzt wurden, ob sie dies nun individuell vorhatten oder nicht, sich in ihrem Fach für die Menschen einzusetzen.

Geschichte der Arbeitspsychologie als Geschichte der Zunahme der Erkenntnis über den Menschen

Ausführliche Darstellungen über die Geschichte der Arbeitspsychologie sind leicht zugänglich. Ein empfehlenswerter Überblick findet sich z. B. bei Volpert (1975), eine zusammenfassende Skizze bei Holzkamp-Osterkamp (1975). Daher kann hier die Beschränkung auf den Aspekt der Zunahme an Erkenntnis über den Menschen als Orientierung genügen.

Als Begründer der Arbeitswissenschaft gilt Taylor, dessen Erkenntnisse und Vorschläge seit Anfang des Jahrhunderts bis heute den Arbeitsprozeß entscheidend prägen und dessen Name stellvertretend ebenso für die Schrecken der kapitalistischen Ausbeutung steht („Taylorismus") wie sein Werk als Beweis dafür gilt, daß die Wissenschaft von der Arbeit von Beginn an sich für die Interessen des Kapitals einseitig eingesetzt hat. Tatsächlich läßt sich jedoch schon an Taylors Versuchen der Verwissenschaftlichung der Produktion zum Zwecke der Produktivitätserhöhung festhalten, daß die Arbeiter nicht – wie bis dahin selbstverständlich – ausschließlich als Arbeitstiere oder als „Hände" aufgefaßt werden, aus denen soviel wie möglich Arbeitskraft herauszupressen ist. Taylor setzte vielmehr mit großem Erfolg als bewußtes wissenschaftliches Prinzip ein, was dem Stücklohnsystem schon bewußtlos zugrundelag, die Vorstellung, daß die einzelnen Arbeiter ausgestattet seien mit dem Bedürfnis, möglichst viel zu verdienen. Er glaubte zudem, daß sie selber nicht klug genug seien, ihre Kräfte so einzusetzen, daß sie in der gleichen Zeit mehr Produkte herstellten, und dementsprechend auch mehr Lohn herausholten. Die folgende Kritik der arbeitspsychologischen Berater der Kapitalisten richtete sich demgemäß nicht auf die Bewegungsstudien oder die Arbeitszerlegung, sondern eben auf jene Berücksichtigung der Motivation der Arbeiter, deren Einschränkung aufs Geld sich nicht nur als unzureichend erwies, sondern dem Profit auch abträglich war. Der Versuch, jene Gelder einzusparen und zugleich dennoch eine Arbeitsmotivation dauerhafter zu verankern, brachte den Arbeitspsychologen eine weitere wichtige Erkenntnis des Menschen: die Einsicht, daß er ein soziales Wesen ist.

Die geplanten Extraprofite bei technischen Veränderungen stellen sich nicht automatisch ein, wenn nicht zugleich die Produzenten bereit und fähig sind, an den neuen Maschinen und Anlagen ihre Arbeitskraft entsprechend zu verausgaben. Insbesondere die Unwilligkeit der Arbeitenden, das Motivationsproblem, ruft die Arbeitspsychologen auf den Plan. Elton Mayo brachte mit seinen Hawthorne-Experimenten, deren Ergebnisse bis heute wegen ihrer hohen Integrationskraft als auch gleichzeitigen Leistungserhöhung in der Produktion ihren Einsatz finden – etwa in Gestalt der autonomen Gruppen – der gesamten Psychologie die Erkenntnis, daß die Arbeiter außer dem Wunsch nach Geld noch ein weiteres Bedürfnis haben, nämlich jenes nach sozialem Kontakt. Die daraus abgeleitete Strategie, das Arbeitsergebnis da-

durch – übrigens ohne Mehrkosten – zu erhöhen, daß Arbeitsgruppen so zusammengestellt wurden, daß Vorlieben und Antipathien entsprechend Rechnung getragen wurde, brachte für die beteiligten Arbeiter immerhin jene „humanisierende" Erleichterung, daß ihren sozialen Bedürfnissen überhaupt partiell nachgekommen wurde.

Die neueste Arbeitspsychologie, der sich aufgrund ständig wachsender Kosten von Maschinen und Anlagen und also höheren Folgekosten bei Arbeitszurückhaltung das Motivationsproblem immer dringlicher stellt, gelangte zu der Erkenntnis, daß Arbeiter nicht allein über Geld zu motivieren sind, und auch die bessere soziale Atmosphäre kein ausreichender Motivator ist. Als dritten Faktor entdecken sie den Inhalt der Arbeit, die enge Verbindung der Qualität der einzelnen Tätigkeiten mit dem Willen, sie auf Dauer durchzuführen. Ohne auf die schon häufig analysierten Zwieschlächtigkeiten (vgl. etwa die Beiträge in: AS 14, Humanisierung der Lohnarbeit? 1977) der in diesem Zusammenhang entwickelten Bewegungen des job-enrichment, job-enlargement, job-rotation etc. einzugehen, soll an dieser Stelle auf die hohe Bedeutung dieser Erkenntnis auch für die Persönlichkeits- und Entwicklungspsychologie verwiesen werden.

Reflexion auf Arbeit als Lebensbedürfnis in der Persönlichkeitstheorie

Das wirkliche Verhalten der Arbeiter bei der Lohnarbeit (Arbeitszurückhaltung, Flucht in die Freizeit) und vor allem aber die Art der vorherrschenden Arbeitstätigkeiten ließen bislang die frühe Erkenntnis, die innerhalb des Marxismus ausformuliert und weiterentwickelt wurde, daß die Arbeit wesentliches Unterscheidungsmerkmal des Menschen vom Tier sei, ja daß der Mensch sich in der Arbeit selbst verwirkliche, als blanken Hohn erscheinen. Ohne weiteren Widerstand konnte daher auch bis heute jede Persönlichkeits- und Entwicklungstheorie innerhalb der bürgerlichen Psychologie ganz und gar ohne diesen für die Menschheitsentwicklung so wesentlichen Bereich der Arbeit formuliert werden. – Auf der Suche nach geeigneten Motivatoren für die gewinnbringende Aufrechterhaltung der Produktion zwingt die Entwicklung der Arbeitsanforderungen die Theoretiker weitere Charakteristika des Menschen zu erkennen. Es nimmt daher nicht Wunder, daß innerhalb der westdeutschen Arbeitspsychologie eine Rezeption derjenigen Ergebnisse einsetzt, die auf marxistischer Grundlage ausgearbeitet wurden. Mit Recht konnte gehofft werden, daß z. B. die Psychologie aus der DDR auf dem Felde der Beziehung von Arbeitsinhalt und „Arbeitsfreude" schon Vorarbeit geleistet hätte. Hier ist es vor allem Winfried Hacker, dessen Arbeiten Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Ihm ist das Verdienst zuzuschreiben, den Zusammenhang von Produktivkraftentwicklung und Psychologie der Arbeitstätigkeiten aufgedeckt zu haben; ja, mit großer Emphase herausgearbeitet zu haben, daß mit der wissenschaftlich-technischen Revolution die Arbeitspsychologie als Wissenschaft überhaupt erst anfange, bedingt durch die Verschiebung der Arbeitstätigkeiten von mehr körperlichen Betätigungsweisen zu mehr geistigen oder Kopftätigkeiten, die ein Kennzeichen der Automation sind. Indem das Schwergewicht der Tätigkeiten auf ihrer kognitiven Seite liegt, gewinnt eine Wissenschaft, die die Psyche des Men-

schen zu ihrem Gegenstand hat, Bedeutung auch als Arbeitswissenschaft und zwar als eine die vom Menschen und für ihn handelt und sich gleichzeitig mit der Erhöhung der Arbeitsproduktivität befaßt. Da die Produktivitätserhöhung die Entwicklung der kognitiven Fähigkeiten verlangt, ist damit die Entwicklung des Menschen grundlegend in das Konzept einer solchen Arbeitspsychologie eingegangen. Ausgangspunkt für diese neue Arbeitspsychologie wurde die frühe Marxsche Einsicht, daß das Handeln der Menschen zuerst durch ihren Kopf hindurch muß, daß sie antizipieren, einen Plan machen, bevor sie etwas tun, und daß die Handlung während ihres Vollzugs dem antizipierten Sinn oder Ziel unterworfen, durch sie gesteuert ist. Ferner, daß die Menschen während ihrer handelnden Auseinandersetzung mit der Natur nicht nur diese, sondern in deren Bearbeitung zugleich sich selbst verändern, Handeln und Denken in Wechselwirkung zueinander stehen. Gegenstand der Arbeitspsychologie wird demnach die innere Instanz, die das Handeln der Menschen abbildet und reguliert. Damit ist die Psyche des Menschen allgemein bestimmt durch das Handeln der Menschen und schwerpunkmäßig durch die dominante menschliche Tätigkeit, das Arbeitshandeln.

Hacker hat in diesem Zusammenhang nicht nur das Verdienst, die arbeitspsychologischen Ergebnisse bisheriger ergonomischer und neurophysiologischer Wissenschaft aufgearbeitet zu haben; gestützt auf Luria und vor allem Rubinstein hat er eine Ausarbeitung der Regulationsstufen menschlicher Arbeitstätigkeiten vorgenommen, die für empirische Arbeitspsychologie brauchbar sein soll. Die Erkenntnis, daß verschiedene aufeinander aufbauende Regulationsebenen gleichzeitig wirksam sind, daß also gleichzeitig sensu-motorisch, perzeptiv-begrifflich und intellektuell gesteuert wird, und daß diese unterschiedlichen Steuerungsarten hierarchisch angeordnet sind, ermöglicht es, Maßstäbe zu setzen für die Entwicklung menschlicher Tätigkeiten. Dabei erlaubt die Erkenntnis der Prozeßstruktur von Handlungen durch die Möglichkeit, die einzelnen Teilschritte – wie Zielantizipation, Durchführung eines Teilschritts, Rückmeldung, Vergleich, Korrektur – in den dazugehörigen Regulationsebenen für jede Handlung anzugeben, nicht nur die Erarbeitung von Optimierungsstrategien für die Handlung selber, sondern auch die Entwicklung gezielter Lernprogramme (vgl. dazu Hacker 1973 und Volpert, 1975, S. 130 f.). Durch die grundlegende Einsicht, daß kein psychischer Vorgang ohne dazugehörige „Aufgabe" zu begreifen ist, wie umgekehrt keine Handlung ohne psychisches Korrelat geschehen kann, überwindet Hacker nicht nur behavioristische Ansätze, sondern zugleich auch alle spekulativen Vorstellungen von der Psyche des Menschen als dem „ganz Anderen". Zugleich gelingt durch Aufdeckung dieses Zusammenhangs von psychischen Prozessen und Handlungen zumindest die Formulierung der Forschungsfrage nach Arbeitstätigkeiten (Handlungen), die persönlichkeitsfördernd sind und solchen, die Entwicklung geradezu verhindern, mit der Perspektive, Arbeitshandlungen so zu gestalten (von der maschinellen Ausstattung her z. B.), daß sie zur Persönlichkeitsentwicklung beitragen. Dabei macht Hacker zugleich darauf aufmerksam, daß die einzelnen Arbeitshandlungen nicht isoliert untersuchbar und in ihrer Bedeutung für den einzelnen bestimmbar sind, ja daß äußerlich offenbar gleiche Arbeitsaus-

schnitte meßbar unterschiedliche Belastungen erbringen können. – So ist etwa die Anstrengung aus dem mechanischen Schreibmaschineschreiben für eine Schreibkraft, die mit dem Inhalt des Geschriebenen nichts zu tun hat, nennenswert höher als für denjenigen, der im gleichem Umfang und in der gleichen Zeit einen von ihm selbst verfaßten Aufsatz schreibt. – Wesentlich also wird die Beachtung des gesamten Produktionsablaufs für die Untersuchung der in ihn eingeordneten Teilhandlungen und vor allem das Wissen der Produzenten um die Bedeutung der jeweiligen Teilschritte für das Gesamt der Produktion.

Arbeitsmotivation

Man wird sich erinnern, daß zur Durchführung einer Tätigkeit nicht nur der antizipierte Vollzug und das dafür notwendige Wissen erforderlich sind, sondern ebenso der Handlungsantrieb, der unter dem Namen Arbeitsmotivation von Anfang an Problem der Arbeitspsychologie war.

Dieses Problem, welches sich in den kapitalistischen Ländern mit Entwicklung der Produktivkräfte immer schärfer stellt, da durch die Tatsache, daß die Arbeiter für ihre Tätigkeiten gekauft werden, ihnen die Teilnahme an den großen Plänen, am Sinn und Ziel der Einzelarbeiten solange versagt ist, wie ihnen die Produktionsmittel nicht gehören, und also eine anhaltende Arbeitsmotivation nicht zu erwarten ist, löst Hacker für die sozialistische Gesellschaft folgendermaßen: Er übernimmt die Vorstellungen von Rubinstein, der dem Menschen allgemeine Grundbedürfnisse (wie Hunger, Schlaf etc.) zuschrieb, zu denen später höhere Bedürfnisse hinzuentwickelt würden. (Zur Kritik an Rubinsteins Bedürfniskonzept vgl. U. Holzkamp-Osterkamp 1977). Zur Befriedigung der Grundbedürfnisse stellt der Mensch Produkte her. Der Weg des Produzierens ist demnach einer, der zu einem gewünschten Ziel führt, selber aber kein Element von Bedürfnisbefriedigung. Im Laufe ihrer Geschichte entwickeln sich die Menschen so weit, daß das erstrebte Produkt auch eines sein kann, welches gesellschaftliche Bedürfnisse befriedigt. Die Herstellungsaufforderung stellt sich den Menschen als gesellschaftliche Aufgabe, schlägt sich nieder als gesellschaftliche Norm, der zu gehorchen Resultat von Erziehung ist.

Diese Auffassung bringt Hacker in mehrere Schwierigkeiten. Die normensetzende Gesellschaft bleibt von vornherein jeder Kritik entzogen – ein möglicher Grund, Hackers Konzeption in kapitalistischen Gesellschaften so bereitwillig zu akzeptieren –, zugleich ist die von ihm angebotene Vermittlung von Individuum und Gesellschaft fragwürdig. Die Auffassung vom Einzelnen, als nur äußerlich mit Gesellschaft vermittelten, führt bei Hacker konsequent auch dazu, die Zusammenarbeit, deren Vollzug und Organisation ja selber die Gesellschaft *ist*, als äußerliche Zutat spät an seine Analyse gleichsam anzuhängen. Die Bedeutung der Kooperation für die Persönlichkeitsentwicklung müßte statt dessen in die Ausgangsfrage und die Entwicklung der Ausgangskategorien im Zusammenhang Mensch und Arbeit eingehen.

In die größten Schwierigkeiten allerdings gerät Hacker selbst, wenn er seine Vorstellung von der gesellschaftlich gestellten Aufgabe als ethischen Handlungsantrieb mit den empirisch vorfindlichen Motivationen vergleicht.

Hier sieht er sich vor einer so erstaunlichen Vielfalt, die von „Neigung zu edlen Hölzern" und „Liebe zu Kindern" (Hacker, 1972, S. 134) bis zur Motivierung durch den vorgestellten Nutzen für andere geht. Auch findet er eine Motiviertheit, die er als „Verlangen nach Fähigkeitsentwicklung" (ebenda, S. 124) bezeichnet. Für alle diese Befunde gibt es in seiner Bedürfniskonzeption keine Erklärung. Die Übertragung der motivierenden Kraft auf die neben den Einzelnen existierende Gesellschaft verhindert zudem, eine Entwicklung in den Arbeitshandlungen selber zu suchen, wie es doch ursprüngliche Absicht des Autors war.

Wie aber wäre diesen Schwierigkeiten zu entgehen? Ebenfalls auf der Grundlage des Marxismus wurde in der *Kritischen Psychologie* (vgl. Argument 91, „Kritische Psychologie (I)", 1975 und die verschiedenen Beiträge im vorliegenden Band) die Frage nach dem Ursprung und den Entwicklungsmöglichkeiten des Menschen *historisch* aus der Analyse des Tier-Mensch-Übergangsfeldes herausgearbeitet. Bezogen auf das in unserem Zusammenhang wichtige Problem der Motivation, bzw. der menschlichen Bedürfnisse, hat insbesondere Ute Holzkamp-Osterkamp ein Konzept vorgelegt, welches die oben angegebenen Probleme lösen kann. Sie arbeitet heraus, daß die schon auf tierischem Niveau vorfindlichen Lebensäußerungen wie „das Neugier- und Explorationsverhalten", das „Bedürfnis nach sozialer Eingebundenheit" und „das Bedürfnis nach Umweltkontrolle" im Menschen zusammenschießen als „produktive Bedürfnisse". Eigentümlich ist also dem Menschen das Bedürfnis, produktiv zur gesellschaftlichen Lebenssicherung, ja, sogar zur ständigen Verbesserung von Gesellschaft beizutragen. Die Annahme jener „produktiven Bedürfnisse" – deren naturhistorische Ableitung hier im Einzelnen nicht nachvollzogen werden kann (vgl. dazu Holzkamp-Osterkamp, 1975 und 1977) – ermöglicht es nicht nur, den Zusammenhang von Individuum und Gesellschaft grundsätzlich zu fassen, sie erlaubt es auch, die verschiedenen empirisch vorgefundenen „Motivationen" ebenso wie offenkundige Motivationslosigkeit als formationspezifische Besonderheiten zu fassen, ermöglicht so Kritik an der menschlichen Praxis mit Angabe der Ziele, zu denen es aufzubrechen gilt.

Hacker versuchte mit seinen Handlungsregulationsschemata eine Strategie der Optimierung menschlicher Arbeitstätigkeiten zu finden. Analytisches und lerntheoretisches Ziel ist die menschlichste Form einer bestimmten Arbeitstätigkeit, aber nicht die Suche nach der menschlichsten Form von Arbeitstätigkeiten überhaupt. D. h. Hacker prüft, wie die einzelnen vorgefunden Tätigkeiten optimal reguliert werden müßten, wobei er ein System zugrundelegt, welches die jeweils höheren Regulationsebenen entlastet, insbesondere die „intellektuelle" Steuerungsebene frei macht. Was man dabei noch nicht erfährt, sind Kriterien, in welchem Verhältnis diese Regulationsebenen ausgefüllt sein sollten, um einer menschenwürdigen oder wahrhaft menschlichen Tätigkeit zu entsprechen.

Durch die Arbeiten der Kritischen Psychologie gewannen wir Richtlinien für die gesellschaftliche Form, in der menschliche Arbeit stattfinden muß, wenn sie nicht der Persönlichkeitsentwicklung entgegenstehen soll. Konkreter wurde deutlich, daß die Bereitschaft, ja das Bedürfnis zu handeln, abhängt von der Teilhabe an der „Kontrolle der Gesellschaft". Der Zusam-

menhang von Persönlichkeitsentwicklung und einer Gesellschaft, in der die Produzenten die Kontrolle ausüben, verweist für den Bereich der Arbeitspsychologie darauf, daß das „Problem der Motivation" sich in den kapitalistischen Gesellschaften umso schärfer stellen muß, je mehr die einzelnen Produzenten als „Persönlichkeiten", als „Subjekte" gefordert sind. Auch diese Ausführungen geben noch keine Auskunft darüber, *wie* die Arbeits*tätigkeiten* aussehen müssen, um menschenwürdig zu sein.

Erste weitere – ebenfalls aus der Analyse des Tier-Mensch-Übergangsfeldes gewonnene – Merkmale des Menschen, sein Fähigkeit *bewußter* Lebenstätigkeit, die Möglichkeit *begreifenden Erkennens*, kurz die *planende, eingreifende, verändernde* Art der Auseinandersetzung mit der Natur gibt die Zielkategorien für die Entwicklung des Menschen, die in der Art und Weise dieser Auseinandersetzung mit der Natur, also in der menschlichen Arbeit wiedergefunden werden müssen. Dabei liefert die analytische Zerlegung der Arbeitstätigkeiten in ihre Strukturmerkmale durch Hacker ein Instrumentarium, mit dessen Hilfe einzelne Arbeiten untersucht werden können. Zudem verwies Hacker auf die große Bedeutung, die der Entwicklung der Produktivkräfte bei der Veränderung der Arbeitstätigkeiten und ihrem Einfluß auf die Persönlichkeitsentwicklung zukommt. Welche Rolle spielen dabei die Produktivkräfte? Ihre Geschichte als Geschichte zunehmender Beherrschung und Unterwerfung der Natur, als Geschichte der Technik ist vielfach schon geschrieben. Ganze Museen nehmen sich ihrer Dokumentation an. Sie aber betrifft die Leistung der Gattung bei der Beherrschung und Aneignung der Natur, bestenfalls die Leistung einzelner „großer" Männer. Ungeschrieben ist dagegen die Geschichte der menschlichen Arbeit als Geschichte der Produzenten, ihrer Tätigkeiten und ihrer Entwicklung als eine Geschichte, die zugleich angibt, in welchem Ausmaß die Produzenten sich die Fähigkeiten, die die Menschheit als Ganze bei der Beherrschung der Natur entwickelt hat, aneignen konnten. Um den möglichen und notwendigen Beitrag des Einzelnen für die Gesamtgesellschaft als Prozeß zunehmender Subjektivität zu begreifen, muß man die Geschichte dieser Entwicklung rekonstruieren. Dabei wird die Untersuchung auch das Verhältnis der Qualität der Einzelarbeiten zur Form, unter der sie geschehen – beispielsweise als Sklaven- oder Lohnarbeit –, in den Mittelpunkt stellen müssen, um die Entwicklungsdynamik zu verdeutlichen und perspektivische Aussagen zu ermöglichen.

Untersuchung des Projekts Automation und Qualifikation

1. Methode

Unter der geschilderten Voraussetzung, daß die technische Entwicklung einschneidende und nachhaltige Veränderungen in den Arbeitstätigkeiten bewirkt habe, die im Gesamt von Haltungen, Fähigkeiten, Fertigkeiten ihren Niederschlag finden müssen, hat das Projekt Automation und Qualifikation (1975; 1977; 1978) eine empirische Untersuchung in 80 Industriebetrieben durchgeführt. Diese Aufgabe erschien umso dringlicher, als die bildungsreformerischen Bemühungen selbst in ihren am weitesten entwickelten Plänen (vgl. etwa die Vorstellungen des Max-Planck-Instituts für Bil-

dungsforschung) den Veränderungen im Arbeitsprozeß nicht genug Rechnung getragen hatten und für die geeigneten Maßnahmen zuvor noch die inhaltlichen Kenntnisse über die Auswirkungen der neuen Arbeitsanforderungen zu erarbeiten waren. Auch dies, eine Analyse von Tätigkeitsstruktur und Qualifikation stellt sich als Aufgabe einer neuen Arbeitswissenschaft, für die allerdings noch geeignete Instrumente zu entwickeln sind.

Die Anwendung u. a. der Vorschläge von Hacker, aber auch Sèves, Volperts, der Kritischen Psychologie und der Industriesoziologie, die bislang diesen Bereich relativ allein bearbeitete, ließ folgendes Vorgehen ratsam erscheinen, welches von vornherein interdisziplinär ausgerichtet war: Die Beschäftigung mit dem spezifischen Mensch-Maschine-Verhältnis fordert als unabdingbare Voraussetzung die Ermittlung des Produktivkraftstandes in den zu untersuchenden Betrieben. Die gleichzeitige Überprüfung der jeweiligen Branche liefert den Maßstab für das durchschnittlich Gegebene sowie das technisch und ökonomisch Mögliche; sie erlaubt so zugleich eine perspektivische Einschätzung. Da das Projekt – ebenso wie Hacker – davon ausgeht, daß über die einzelnen Arbeitstätigkeiten kaum etwas gesagt werden kann, wenn nicht der gesamte Produktherstellungsprozeß, von dem sie ein Teil sind, bekannt ist, wurde in jedem Betrieb ebenso zunächst die betriebliche Gesamtarbeit geprüft – einschließlich Vorbereitung –, um die Einzelarbeiten auch in ihrem Gewicht für den gesamten Produktionsprozeß richtig einschätzen zu können. Die Suche nach dem Maßstab der Erfassung und Einordnung der jeweiligen Einzeltätigkeiten zwang, nicht bei der Kritik bisheriger Industrieuntersuchungen stehen zu bleiben, sondern in historischer Rekonstruktion der menschlichen Arbeit ihre Perspektive herauszuarbeiten. Die Vorstellung von der Entwicklung auch der inhaltlichen Arbeitstätigkeiten, vom Wechselverhältnis von Persönlichkeitsentwicklung und Arbeitshandlung ermöglicht die weitertreibende Kritik an der Praxis, also an den bestehenden Arbeitshandlungen als eine, die zugleich in ihnen die vorwärtsweisenden, die „menschlichen" Züge angeben kann.

Die Rekonstruktion der Geschichte der menschlichen Arbeitstätigkeiten als eines wesentlichen Teils der menschlichen Entwicklung überhaupt ist ein sehr schwieriges Unterfangen, das durch – gemessen an der Bedeutung des Gegenstandes – außerordentlich wenig Vorarbeiten abgesichert ist. Die Untersuchung der für die Einzelnen wesentlichen Entwicklung muß den Prozeß der Herausbildung der Individuen durch die Arbeit nachvollziehen. Grundlegend ist dafür zunächst die in Werkzeug und Sprache gegebene vom Einzelnen unabhängige Tradierung des *Wissens*, welche zugleich Voraussetzung für die Möglichkeit von ungleicher oder Nicht-entwicklung beinhaltet. Ähnliches gilt für die *Teilung der Arbeit*, die wiederum die Art der *Kooperation*, sowie den *Vergesellschaftungs*grad der Arbeit bestimmt. Erst wenn alle Arbeit unter alle Gesellschaftsmitglieder geteilt ist, arbeitet jeder für alle, indem er für sich arbeitet. Die Form unter der diese Vergesellschaftung sich vollzieht, bzw. vollzogen wird, die *Eigentumsverhältnisse* bestimmen die *Motivation*. Dabei erweist sich als eine Grundlage der Klassengesellschaften eine bestimmte, gleichsam übergeordnete Arbeitsteilung –, deren Veränderung darum besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden muß: es ist dies die Trennung der *Hand- von der Kopfarbeit*.

Die Entwicklung der Arbeitstätigkeiten muß aus dem Blickwinkel der oben angegebenen Momente geprüft werden. Bei der Analyse wird man feststellen, daß die als Grundkategorien menschlicher Tätigkeiten herausgearbeiteten Spezifika zugleich die Zielbegriffe für eine wahrhaft *humane* Arbeit sind. Zum Beispiel ist selbst eine so einfache Aussage wie „der Mensch macht einen Plan, bevor er handelt" zugleich richtige Grundannahme wie erstrebtes Ziel der Aufhebung der Trennung von Kopf- und Handarbeit. Denn obwohl natürlich psychologisch gesehen menschliche Handlungen niemals planlos geschehen, findet sich doch gesamtgesellschaftlich das Planen bei einer Minderheit der Menschen, während die Mehrheit ihre Lebenszeit als Handlanger für die Pläne anderer verbringt. Und dies ist ein so gewöhnlicher Zustand, daß er gemeinhin nicht als kritikwürdig, sondern eben als die menschliche Art der Arbeit aufgefaßt wird.

Neben dem Einverständnis mit historisch herausgebildeten kritikwürdigen Zuständen findet sich auch Kritik an den vorfindlichen Arbeitstätigkeiten und zwar an ihrer Lohnarbeitsform. Solche Einwände sind in der notwendigen Allgemeinheit, in der sie geäußert werden, zwar einerseits richtig; gerade aber wegen dieser Allgemeinheit, die gebannt auf die Lohnform blickend alle Unterschiede in den Einzelarbeiten übersieht, muß solche Kritik alle Bewegung und Entwicklung im Einzelnen leugnen, wirkt sie wie ein Vorurteil. Das gilt insbesondere immer dann, wenn formationsspezifisches Verhalten wie beispielsweise Konkurrenz in Widerspruch gerät zu arbeitsspezifischem wie Kooperation, wobei letztere in der Automation zunehmend eine Stufe erreicht, in der vom konkurrenzlosen gemeinsamen Tun sowohl die Qualität des Produkts als auch die Sicherheit des Arbeitsablaufs abhängen. Hier kommt es darauf an, innerhalb der Grenzen, die das Lohnverhältnis dem Arbeitsverhalten der Einzelnen setzt, die vom Arbeitsprozeß abhängigen Notwendigkeiten höheren Gebrauchswertverhaltens, bewußter Gesellschaftlichkeit usw. zu verfolgen. Die Erfassung solcher Bewegungen ist schwierig. Dem Erkennen sind vielerlei Schranken gesetzt.

2. Befunde

So zeigt sich in der Literatur über die *Qualifikation* der Automationsarbeiter ein Angebot an Mutmaßungen, das in seiner Reichhaltigkeit selbst von der chaotischen Bildungspolitik kaum übertroffen wird. Die Fülle der widerstreitenden Behauptungen hat ihr Äquivalent in der Phänomenologie der unterschiedlichen Vorbildung der Automationsarbeiter. Hier finden sich Waldarbeiter, neben Bauern, natürlich Bäcker und Friseure zuhauf (tatsächlich gibt es kaum ein Buch über Automation, in dem nicht von Bäckern oder Friseuren die Rede ist, und das Projekt fand kaum einen Betrieb, in dem dieses soziologische „Wissen" nicht rückwirkend seinen Niederschlag in den Köpfen der Befragten gefunden hätte, sodaß selbst dann, wenn nirgends ein Friseur oder Bäcker gesichtet werden konnte, ihr Vorhandensein behauptet wurde). – Neben der Schwierigkeit, in den heterogenen Berufen Gemeinsamkeiten zu finden, die als typische Anforderungsmerkmale neuer Tätigkeitsstrukturen herauszuarbeiten wären, bleibt die Frage, ob die Überwindung solcher Hindernisse nicht vergeblich ist, da möglicherweise alle Gemeinsamkeiten der Gunst oder Ungunst des Arbeitsmarktes geschuldet sein können. Viel-

versprechend scheint ein zweiter Blick auf die Art und Weise, wie die einzelnen an ihre Arbeitsplätze angelernt wurden. Hier zeigt sich, alle haben dies gemein: je mehr die Anforderungen sich auf die intellektuelle Regulationsebene verlagern, desto länger wird die als Anlernphase bezeichnete Einarbeitungszeit. In manchen Betrieben betrug sie bis zu 5 Jahren; im übrigen war diese lange Lernzeit zumeist identisch mit der Aufbauphase der Anlage selbst. – Bislang wurde unseres Wissens kein Versuch gemacht, dieses aus der Konstruktion gewonnene Wissen in Lehrplänen zu formalisieren.

Ebenso ungeeignet wie die Erhebung von Vorbildungsdaten für die Erfassung von Anforderungsstrukturen war bislang die *Befragung* von Arbeitern nach der Qualität ihrer Tätigkeiten und der dazu gehörigen Fähigkeiten. Zu dem u. a. von Hacker herausgearbeiteten Sachverhalt, daß gar nicht alle Anforderungen erlebnisfähig sind, kommt eine Sprachlosigkeit gegenüber dem eigenen Tun, die man sich am einleuchtendsten vergegenwärtigen kann, wenn man durchschnittliche Ausbilder im Betrieb befragt oder ihnen bei einer immer noch weitgehend nonverbalen Unterweisung zu*sieht*.

Die Gleichzeitigkeit der technisch verschiedenen Produktionsweisen ermöglicht es hier, im Vergleich die Entwicklung auszumachen. Während bei niedrigeren Produktivkraftstufen von den Arbeitern kaum mehr zu erfragen war als ein Tätigkeitsname, gleichgültig gegenüber den konkreten Tätigkeiten, die sich etwa hinter solchen Benennungen wie „wir säuern" in einer Margarinefabrik verbergen, zeigt sich bei weiter entwickelter Technik (wie etwa bei Meßwarten, großen NC-Maschinen, prozeßrechnergesteuerten Anlagen) eine wachsende „Begrifflichkeit" bei den Einzelarbeitern. Sie sind nicht nur in der Lage, außerordentlich präzise und *nachvollziehbar* ihre eigene Tätigkeit analytisch auf der sprachlichen Ebene zu wiederholen, zumeist erweisen sie auch geradezu „pädagogischen Eros" bei der Erklärung von Einzelheiten der Funktionsweisen der Maschinen und Anlagen, der Gesetzmäßigkeiten des Materials und des Prozesses. An anderen Stellen läßt sich die Verwissenschaftlichung der Arbeitstätigkeiten als historischer Sprung erfassen: so etwa, wenn das Schweinehüten zur Lebensmitteltechnologie wird.

Folgen der Produktivkraftentwicklung

Die Verbegrifflichung der Qualifikation, die Verwissenschaftlichung vieler Berufe hatte bisher nicht die notwendigen Auswirkungen auf das Schulsystem. Einzig die Entwicklung in der Kooperation der Produzenten zeigt die Arbeitspsychologie und ebenso die Modellvorschläge für neue Curricula nicht ganz unvorbereitet. Man erinnert sich, daß schon Mayo sich in seinen Hawthorne-Experimenten in gewisser Weise mit den Möglichkeiten der Nutzung der Produktivkraft befaßte, die aus der Zusammenarbeit der einzelnen entspringt. – Auf diesem Felde der Kooperation nimmt die Bewußtheit strategischer Zusammenarbeit aus Produktionsnotwendigkeiten sprunghaft zu. Die Erscheinungsformen reichen von regelmäßigen Plan- und Lagebesprechungen, bei denen sämtliche Produzenten beteiligt sind, über die Einbeziehung der unmittelbaren Produzenten in die Arbeitsvorbereitung bis zur Zusammenfassung mehrerer Bereiche unter die gemeinsame Gruppenver-

antwortung, da jede Aufspaltung die Produkte und damit die Profite infrage stellte. Die Ausgangsbasis solcher enger und umfassender Kooperationsformen, die erst in ihrer Gemeinsamkeit wirksamen Kenntnisse, macht die alten, auf individuelle Arbeitskräfte gerichteten Lohnformen ebenso sinnlos, wie sie neue Integrationsstrategien für die Beibehaltung des status quo in Betrieb und Gesellschaft erfordert (dazu: F. Haug, 1977).

Was bedeuten diese skizzenhaften Ausführungen für die ursprüngliche Fragestellung nach dem Gegensatz von Ökonomie und Humanität innerhalb der Arbeitspsychologie? Sie zeigen nicht nur, daß die Arbeitspsychologie mit der wirklichen Intellektualisierung von Tätigkeiten überhaupt erst anfängt, eine Wissenschaft zu sein. Sie sollen zugleich mit einem Einblick in die Vielfältigkeit der noch ungelösten Aufgaben verdeutlichen, daß der eingangs formulierte Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit, in dem die Arbeitswissenschaften sich befinden, sich mit Weiterentwicklung der Produktivkräfte immer deutlicher erweist als einer zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft. Als Wissenschaft steht die Arbeitspsychologie auf der Seite der Entfaltung der Fähigkeiten der Einzelnen, und sie kann dies auf Basis der Produktivkraftentwicklung ohne utopische Wunschvorstellungen. Sie braucht für ihr Tun keine äußerliche und zusätzliche Parteinahme, sondern nur die Entscheidung für die Wissenschaft selber. Ihr Gegenstand ist die Psyche des arbeitenden Menschen, deren Erforschung die Aufdeckung ihrer Entwicklungsgesetze voraussetzt. Im konkreten Fall werden die Bedingungen erforscht, die der Entfaltung menschlicher Potenzen entgegenstehen wie solcher, die sie befördern. Dabei ist die Entfaltung der menschlichen Fähigkeiten zwar eine Steigerung der Produktivkräfte der menschlichen Arbeit; sie schließt aber von vornherein aus, daß die Arbeitsproduktivität auf unmenschliche Weise, für den Profit parteinehmend, gesteigert wird, indem Menschen z. B. als bloße Kraft oder bloßer Wahrnehmungsapparat, eben *nicht-menschlich* eingesetzt werden. Sofern der einzelne Wissenschaftler im Zweifelsfall an der Wissenschaft festhält, steckt er also nicht mehr in dem eingangs erwähnten Dilemma, seine Fähigkeiten entweder dem Kapital oder den Arbeitern nutzbar zu machen; jedoch gerät er damit keinesfalls aus der zwischen Kapital und Arbeit umkämpften Zone. Im Gegenteil bedeutet gerade die konsequente Anwendung und Weiterentwicklung von Wissenschaft, daß auch die einzelnen Wissenschaftler zunehmend die Grenzen der Anwendbarkeit ihres Könnens in den Schranken des Systems selber erkennen müssen und damit ihre Wissenschaft eine Frage der Politik wird. Auf der anderen Seite gibt ihnen die machtvolle Entwicklung der Produktivkräfte – von der sie selber ein Teil sind – Rückenwind. Solange die einzelnen Produzenten als Handlanger, als Anhängsel, als „Hände" vernutzt wurden, war es relativ gleichgültig, wie wissenschaftlich die Methoden der Arbeitspsychologie waren, wie sehr die „Wissenschaftler" sich und andere über das Wesen des Menschen täuschten. Die Verwissenschaftlichung der Produktion aber, die zunehmend die Subjekthaftigkeit der Arbeiter, ihre bewußte Teilnahme verlangt, braucht auch auf der Seite der Arbeitspsychologie die Wissenschaftler, die die Fähigkeiten der Einzelnen als Menschen zu entfalten suchen und den Zusammenhang von Persönlichkeitsentwicklung und Arbeit zu ihrem Gegenstand machen.

Literatur

Argument 91: Kritische Psychologie (I), Berlin 1975
Fürstenberg, Friedrich: Konzeption einer interdisziplinär organisierten Arbeitswissenschaft. Göttingen, 1975
Hacker, Winfried: Allgemeine Arbeits- und Ingenieurpsychologie Berlin/DDR 1972
Hacker, Winfried, Klaus-Peter Timpe und Manfred Vorwerg: Arbeits- und ingenieurpsychologische Beiträge zur sozialistischen Rationalisierung, Berlin/DDR 1973
Haug, Frigga: Gesellschaftliche Produktion und Erziehung. Kritik des Rollenspiels. Frankfurt 1977
Holzkamp-Osterkamp, Ute: Grundlagen der Motivation I und II, Frankfurt 1975 und 1977
Humanisierung der Lohnarbeit? Der Kampf um die Arbeitsbedingungen. Argument-Sonderband 14, Berlin 1977
Projekt Automation und Qualifikation: Automation in der BRD. Argument-Sonderband 7, Berlin 1975, 2. Aufl. 1976
Projekt Automation und Qualifikation: Geschichte der menschlichen Arbeit und die Methode ihrer Erfassung. Argument-Sonderband 19, Berlin 1977
Projekt Automation und Qualifikation: Automationsarbeit: Empirie (Arbeitstitel) erscheint 1978
Volpert, Walter: Die Lohnarbeitswissenschaft und die Psychologie der Arbeitstätigkeit. In: Großkurt, Peter und Walter Volpert: Lohnarbeitspsychologie, Frankfurt 1975
Volpert, Walter: Aufgabe einer neuorientierten Arbeitswissenschaft. Referat auf der Internationalen Tagung der Sozialakademie Dortmund „Arbeitswissenschaft in der Gesellschaftspolitik", Juni 1977. Unveröffentlichtes Manuskript

Thomas Waldhubel

Automationskrank durch Langeweile und Knöpfchendrücken?

Kritik der Vigilanzforschung

Einleitung

„Für Gustav Stöckerer hat die Zukunft schon begonnen, sie ist für ihn Alltag geworden. Seine Arbeit hat nichts mehr zu tun mit Schraubstock, Pickel, Schaufel, Bagger oder Hobel. Sie hat nichts mehr zu tun mit

Schmutz, Schweiß, Aktivität, Schwielen an den Händen. Sein Arbeitsplatz ist klimatisiert, seine Arbeit heißt beobachten, ab und zu einen Knopf drükken. Seine Arbeit heißt: Da sein!" (von der Grün 1976, S. 61).

Meßwartentätigkeit heißt diese Arbeit der Zukunft. Erscheint sie zunächst durch die literarische Verarbeitung hindurch als Befreiung von den Mühseligkeiten körperlicher Arbeit – er habe gar nicht gewußt, „daß es auch für Arbeiter solche Arbeit gibt, ich dachte, das ist nur was für Studierte. Ich habe immer nur gedacht, Arbeit ist etwas, wo man schwitzen muß, ich kannte es ja nicht anders, dann kam ich auf die Warte und dachte, jetzt beginnt für mich der Himmel auf Erden" (ebd., S. 70), läßt der Autor den Schaltwärter berichten –, so wird sie gleich darauf als Befreiung von Arbeit überhaupt, als untätiges Warten beschrieben. Aus dem Himmel wird die Hölle, weil die Langeweile so anstrengend ist. Knöpfchendrücker, „Babysitter für Schaltknöpfe" (von Gewerkschaften in den USA geprägte Charakterisierung, zit. nach Scholz 1971, S. 116), dies scheinen adäquate Bezeichnungen für eine Tätigkeit zu sein, die dem Arbeitenden nicht mehr abverlangt als „wachsame Faulheit" (ebd.), Beobachten und einen Knopf drücken. Ja, die erzwungene Langeweile lasse eine neue Krankheit entstehen, „die Automations-Krankheit" (von der Grün 1976, S. 68).

Industriesoziologische Untersuchungen der Meßwartentätigkeit scheinen dies apokalyptische Bild zu bestätigen; so müsse man „im Falle extremer Prozeßkonstanz" (also störungsfreiem Lauf) von einer „Beanspruchung durch Abwechslungsarmut im Sinne temporärer Unterforderung des Denkvermögens" (Mickler, Dittrich und Neumann 1976, S. 410) sprechen. Andererseits belegen die gleichen Untersuchungen, daß im Falle von Störungen umfangreiche Anforderungen an den Schaltwart gestellt werden. Er müsse in der Lage sein, eine *„zutreffende Diagnose"* (ebd., S. 406) der Störung zu stellen, benötige dazu „eingehende *Verfahrenskenntnisse*" (ebd.) und müsse zur *„optimierenden Verfahrenswahl"* (ebd., S. 407) fähig sein. Auch für den nachfolgenden Eingriff zur Behebung der Störung seien detaillierte Verfahrenskenntnisse sowie „insbesondere auch umfassende *Kenntnisse des Arbeitsmittels*" (ebd.) erfordert.

Werden mit diesen empirischen Ergebnissen Vorstellungen vom mechanisch reagierenden Knöpfchendrücker infrage gestellt, so bleibt dennoch das Problem erzwungener Untätigkeit während der Zeiten normalen Prozeßverlaufs bestehen. „Wer rastet, der rostet", besagt der Volksmund. Eingeschränkte Handlungsmöglichkeiten blockieren die Entwicklung von Fähigkeiten und damit die Entwicklung der Persönlichkeiten. Handlungsunfähigkeit gegenüber Störungen kann das Resultat sein, wie das Beispiel von Steuerleuten an einer Walzstraße zeigt, die von Handsteuerung auf automatische Steuerung umgestellt wurde. Sie hatten die Aufgabe, bei Störungen einzugreifen und die Anlage von Hand zu steuern, „wozu sie gute Fähigkeiten durch lange Erfahrung besaßen. Es stellte sich hierbei jedoch heraus, daß sie nach kurzer Zeit schon nicht mehr zu Steuerung der Anlage von Hand fähig waren, weil sie diese Fähigkeit bereits verlernt hatten" (Kirchner 1968, S. 38). Treten in der Meßwarte aufgrund zunehmender Automatisierung, also Eigensteuerung der Anlagen, nur selten Störungen auf, so besteht diese Gefahr des Handlungsfähigkeitsverlustes mit aller Schärfe. Ein hilfloses

Ausgeliefertsein nicht-bewältigbarer Situationen und Prozesse droht, welches sich als gesundheitsschädigende Belastung auswirken kann (vgl. hierzu die Ergebnisse einer Befragung über „Anpassungsschwierigkeiten", ihre gesundheitlichen Auswirkungen und qualifikationsmäßigen Ursachen an automatisierten Arbeitsplätzen bei Scholz 1970, S. 312 f.).

Unter dem von Ulich geprägten Begriff "Überforderung durch Unterforderung" (Ulich 1960) beschäftigt sich die Arbeitswissenschaft mit den Besonderheiten der Überwachungstätigkeiten an automatischen Anlagen. Bei diesen Tätigkeiten steht nach Schmidtke weniger das Arbeitshandeln als vielmehr die Handlungsbereitschaft im Vordergrund. Dem Schaltwart komme die Funktion eines „Monitors höherer Ordnung" zu und die dabei erzwungene Untätigkeit sei insofern problematisch, „als die Aufrechterhaltung eines angemessenen Wachsamkeitsniveaus nicht immer gelingt" (Schmidtke 1973, S. 280). Wachsamkeit oder auch Aufmerksamkeit ist der Gegenstand zahlreicher Experimente. Im Folgenden werden die Ergebnisse der Arbeitswissenschaft dargestellt; es soll gezeigt werden, wie nach Meinung der Arbeitswissenschaft die Arbeitsbedingungen verändert werden müssen, damit die offenbar entstehenden Wachsamkeitsprobleme gelöst werden können.

I. Vigilanz und Meßwartentätigkeit

Die Forschungsrichtung innerhalb der Arbeitswissenschaften, die sich mit Problemen der Aufmerksamkeit beschäftigt, entstand sehr frühzeitig. Schon im Jahre 1932 seien britische Forscher bei der Untersuchung verschiedener Kontrolltätigkeiten „auf das Problem des Leistungsverhaltens in Dauerbeobachtungssituationen gestoßen" (Singer 1969, S. 4), aber erst im Zusammenhang mit der Tätigkeit von Radarbeobachtern habe man sich ausdrücklich diesen Problemen zugewandt. „Befunde der Royal Air Force über die Ortungshäufigkeit deutscher U-Boote im zweiten Weltkrieg relativ zur Wachdauer der Radar-Beobachter" (Schmidtke 1966 a, S. 7) wiesen aus, daß „die Funkortung deutscher U-Boote durch radarausgerüstete Flugzeuge ein relatives Maximum jeweils in den ersten 30 Minuten nach der Wachablösung der Radarbeobachter erreichte" (Schmidtke und Micko 1964, S. 8). An diese Beobachtungen schlossen sich die Untersuchungen von Mackworth über die optimale Wachdauer der Beobachter an (vgl. Schmidtke 1966 a, S. 10 f.). Die Ergebnisse belegten, daß das Spannungsniveau der Aufmerksamkeits- und Konzentrationseinstellung mit fortschreitender Beanspruchungsdauer immer größeren Schwankungen unterliege und zunehmend von Perioden des regelrechten Absinkens der Aufmerksamkeit durchsetzt werde. „Erscheint in einer solchen Periode für eine kurze Zeitspanne eine reaktionsfordernde Information, so wird sie unwiderruflich verfehlt, und es besteht keine Möglichkeit, durch forcierte Leistung die Auslassung zu kompensieren" (Schmidtke 1965, S. 178).

Ausgehend von den Bedingungen der Radarüberwachung wurde für die besondere Aufmerksamkeitsleistung der Begriff der Vigilanz geprägt. (Vigilanz leitet sich aus dem englischen „vigilance" ab, welches soviel wie „Wachsamkeit" bedeutet). Mit Mackworth wird unter Vigilanz verstanden der Zustand bzw. das Ausmaß der Bereitschaft, „gewisse vorbestimmte klei-

ne Veränderungen, die in der Umwelt in zufälligen zeitlichen Abständen auftreten, zu erkennen und auf sie zu reagieren" (zit. nach Mc Grath 1963, S. 227). Indem der Mensch in Radarüberwachungstätigkeiten als hochempfindlicher, zu hoher Diskrimination fähiger Dauerwahrnehmungs„apparat" gefordert wird, scheint dieser Begriff von Aufmerksamkeit angemessen.

In den sechziger Jahren nahm die Vigilanzforschung an Umfang zu und wandte sich verstärkt den industriellen Überwachungstätigkeiten zu; „mit der technischen Entwicklung (entstehen) in zunehmendem Maße Arbeitsplätze, ..., an denen der Arbeitsinhalt vorwiegend aus Beobachtungselementen besteht" (Schmidtke 1965, S. 182). An zahlreichen industriellen Arbeitsplätzen sei die Situation durch einen immer deutlicheren Strukturwandel gekennzeichnet, in dem eine Verschiebung der Anforderungsschwerpunkte von der vorwiegenden energetischen Beanspruchung zu einer überwiegend psychischen Beanspruchung zu verzeichnen sei (Schmidtke und Hoffmann 1964, S. 7). Aufgrund der veränderten Arbeitsbedingungen komme es vornehmlich auf „die Beanspruchung der Aufmerksamkeit und Konzentration" an (ebd.). Um welche Tätigkeiten handelt es sich? Angesichts der Vielfalt industrieller Arbeitstätigkeiten schlägt Schmidtke eine Kategorisierung in Überwachungs-, Kontroll- und Steuerungstätigkeiten vor.

Nach dieser Unterscheidung ist von einer *Kontrolltätigkeit* zu sprechen, wenn „der Mitarbeiter an einem ortsfesten oder ortsveränderlichen Arbeitsplatz die Aufgabe hat, die Qualität und Quantität des erzeugten Produkts mit den vorbestimmten Produktionsnormen zu vergleichen und gegebenenfalls Entscheidungen über die Einstufung des Gutes in Güteklassen zu treffen" (Schmidtke 1966 b, S. 7). Als Beispiele solcher Tätigkeiten werden in der Literatur genannt die Oberflächenkontrolle von Walzblechen mittels sinnlicher Wahrnehmung, Glasflaschenkontrolle am Fließband, Textilkontrollen an der Warenschaumaschine. Tätigkeiten eines Steuerbühnenmaschinisten an einer teilautomatisierten Walzenstraße, der Weichen- und Signalstellung am Stelltisch mit optischer Zuganzeige, einer Bildmischerin am Bildmischpult des Fernsehens oder eines Kranführers seien *Steuerungstätigkeiten*, in denen „der Mitarbeiter an einem Arbeitsplatz die Aufgabe hat, unmittelbar oder mittelbar den Ablauf des Produktionsprozesses auf ein im voraus festgelegtes Programm oder eine optimale Nutzung der Fertigungsanlagen abzustimmen" (ebd.). Eine *Überwachungstätigkeit* liege schließlich immer dann vor, wenn der Mitarbeiter an einem Arbeitsplatz mit teil- oder vollautomatisierter Produktionsregelung die Aufgabe habe, „das Funktionieren einer Anlage (...) fortlaufend zu überprüfen und gegebenenfalls korrigierend einzugreifen" (ebd.). Solche Tätigkeiten verrichte ein Maschinist in einer Kraftwerk-Schaltzentrale, ein Schaltwärter in zentralen Produktionsüberwachungsanlagen; aber auch die Luftraumüberwachung in Radar-Zentralen sei dazu zu rechnen. Bei allen diesen Tätigkeiten sei nun eine „hohe" oder „intensive Daueranspannung der Aufmerksamkeit" (ebd., S. 9) erforderlich.

Betrachtet man aber die Liste der Tätigkeiten näher, dann ergibt sich ein buntes Bild unterschiedlichster Arbeitsverrichtungen, die verschiedene Inhalte besitzen, verschiedenen Entwicklungsstufen der menschlichen Arbeit angehören; ein Teil der „Kontrolltätigkeiten" findet sich in der industriellen

Massenproduktion und ist dem Rhythmus der Maschinen unterworfen ohne mehr Anforderungen zu stellen, als die sinnliche Wahrnehmung von Produktionsfehlern; dagegen sind Tätigkeiten wie die Überwachung eines Kraftwerkes nicht durch das Eingebundensein der Arbeitenden in einen Maschinenablaufprozeß zu kennzeichnen, sondern durch die Funktion der Arbeitenden als Wächter gegenüber einem Produktionsprozeß, der automatisch gesteuert und reguliert zu seiner Aufrechterhaltung keiner ständigen menschlichen Eingriffe bedarf. Hier werden gänzlich andere Tätigkeitsanforderungen gestellt: der Anlagenfahrer eines Kraftwerkes ist weder in den Maschinentakt eingebunden noch muß er Flaschen, die im Sekundentakt an ihm vorbeiziehen, auf Schmutzpartikel und Produktionsfehler hin begutachten. Vielmehr überwacht er einen gesamten Prozeß der Stromherstellung und übernimmt die Verantwortung für die Beseitigung von möglichen Störungen. Die Gleichsetzung von Aufmerksamkeitsleistungen bei der Entdekkung von Schmutzpartikelchen mit denjenigen, die über die Stromversorgung ganzer Landstriche, Industrie-, Dienstleistungsbetriebe und Wohnsiedlungen entscheiden, erscheint problematisch. Offenbar wird die Einordnung der Tätigkeiten vollzogen nach dem Aspekt, der bei der Betrachtung am deutlichsten hervortritt. Stellt man sich die alltägliche Tätigkeit des Kuchenbackens vor, so könnte man sie als Steuerungstätigkeit bezeichnen, wenn gerade die Einstellung der Ofentemperatur gesehen wird; oder aber als Überwachungstätigkeit, wenn der Blick in den Ofen zur Überwachung des Backprozesses wahrgenommen wird; schließlich auch als Kontrolltätigkeit, wenn der prüfende Einstich mit der Backnadel zur Kontrolle des Backzustandes gemeint ist. Auch an der Tätigkeit des Anlagenfahrers lassen sich diese verschiedenen Tätigkeitselemente feststellen; die Einteilung und Einordnung der verschiedenen industriellen Tätigkeiten nach den drei Merkmalen erscheint also recht willkürlich. Die Frage ist, nach welchem Vergleichsmaßstab und Kriterium vollzieht die Vigilanzforschung die Einordnung der verschiednen Tätigkeiten, welchen Aspekt an ihnen hält sie für wesentlich?

Erinnern wir uns: Die Forschung über Aufmerksamkeit nahm ihren Ursprung an den Problemen der Radarüberwachung und gewann in der Untersuchung dieser Tätigkeit einen Begriff von Aufmerksamkeit, Vigilanz, der lediglich aufmerksames Beobachten meint. Vigilanz wird als Fähigkeit zur Entdeckung kritischer Signale verstanden und in diesem Verständnis wird die Bedeutung der Gegenstände der Aufmerksamkeit ausgeklammert. Werden lediglich Signale gekannt, so scheint es einerlei, ob das kritische Signal nun in einem Schmutzpartikelchen oder in dem die Energieversorgung bedrohenden Heißlaufen einer Turbine besteht. Liegt es von der großen Bedeutung der Orientierung mittels der Sinne im täglichen Leben (Holzkamp, 1973) her nahe, Aufmerksamkeit auf die sinnliche Wahrnehmung beschränkt zu begreifen, so muß doch erstaunen, daß die Vigilanzforschung Aufmerksamkeit gerade unabhängig von dieser Orientierungsfunktion betrachtet. Der auf die Straße rollende Ball veranlaßt den Autofahrer zum Abbremsen, bringt er doch zu Recht den Ball in Verbindung mit spielenden Kindern; der unbeweglich in die Ferne schauende Indianer wird unterschiedlich gehandelt haben, ob sich nun an dem Horizont eine Büffelherde oder eine Truppe weißer Soldaten heranbewegten; der Aufmerksamkeitsbeg-

riff der Vigilanzforschung läßt es dagegen unwichtig erscheinen, was von dem „Aufmerken" abhängt. Entscheidet der Anlagenfahrer mit seinem Handeln in Störungsfällen über das Auftreten von Schäden ungeheuren Ausmaßes, so kann sich seine Aufmerksamkeit kaum in der der Entdekkung von kritischen Signalen ohne Bedeutungsinhalt erschöpfen.

Angesichts der verschiedenartigsten Tätigkeiten in der Industrie sieht sich die Vigilanzforschung nun aber dennoch gezwungen, Unterscheidungen zu treffen, nicht zuletzt, um zu sinnvollen, den einzelnen Tätigkeiten angepaßten Vorschlägen zur Aufrechterhaltung der Vigilanzleistung zu gelangen. Hatte sie zuvor mit den Tätigkeiten auch den Unterscheidungsmaßstab, die Art und Weise und den Inhalt der Tätigkeit, ausgeklammert, so muß sie nachträglich wieder ein bestimmtes Unterscheidungsmerkmal an den Tätigkeiten aufsuchen. Den einzigen gegenständlichen Faktor, der in dem Aufmerksamkeitsbegriff der Vigilanzforschung auftaucht, stellen die Signale dar. Die Forschung kann daher nur Unterscheidungen von außen herantragen, indem sie nach der Häufigkeit der kritischen Signale differenziert. Zu einem ersten Typ von Tätigkeiten werden solche gezählt, in denen selten kritische Signale zu beachten sind. Darunter werden alle von Schmidtke als Überwachungstätigkeiten bezeichneten gefaßt, wie Meßwartentätigkeit *und* Radarüberwachungstätigkeiten. Der zweite Typ umfaßt alle Tätigkeiten, in denen häufig auf Signale zu reagieren ist, also die geschilderten Kontrolltätigkeiten am Fließband und die Steuertätigkeiten an teilautomatischen Anlagen. Eine solche Unterscheidung kann den Tätigkeiten gegenüber nur äußerlich sein, da sie getroffen wurde, nachdem das eigentliche Unterscheidungsmerkmal der Tätigkeiten, ihr Inhalt, ausgeklammert wurde, so daß von außen nach der Abstraktion von der Bedeutung nachträglich eine „Bedeutung" hinzugefügt werden muß.

Aufgrund dieses erstaunlichen Unterfangens einer „unterschiedslosen Unterscheidung" kann die Vigilanzforschung nicht zu der Fragestellung gelangen, welche Anforderungen in einer bestimmten Tätigkeit aufgrund eines bestimmten Mensch-Maschine-Verhältnisses gestellt werden und welche Bedeutung dabei die Aufmerksamkeit erhält. Insbesondere ist fraglich, wie die Vigilanzforschung ein Verständnis des eingangs dargestellten Problems in der Meßwartentätigkeit erlangen will, wenn sie nicht den Blick auf die Tätigkeit richtet. Besteht hier das Problem in einer erzwungenen Untätigkeit und einem daraus folgenden Zwang zur Aufrechterhaltung einer ständigen Handlungsbereitschaft, so wäre doch zu untersuchen, für welche Handlungen der Anlagenfahrer sich bereit halten muß und wodurch dieses Bereithalten erschwert wird. Aufgrund dieses Wissens könnten Vorschläge entsonnen werden, die diesen Erschwernissen Abhilfe verschaffen und die eingeschränkten Handlungsmöglichkeiten, die im Sinne einer Unterforderung als Entwicklungshemmung wirken, aufheben zugunsten von solchen Handlungen in der Arbeit, die nicht ein ausschließliches und angestrengtes Bereithalten für produktionsnotwendige Handlungen verlangen. – Die Vigilanzforschung schlägt diesen Weg nicht ein. Stattdessen untersucht sie die Bedingungen der Vigilanzleistung und gelangt dabei zu Ergebnissen, die in der Praxis verwandt werden. Die Auseinandersetzung mit den praktischen Vorschlägen erfordert daher die Überprüfung des Herangehens und Verfahrens

der Vigilanzforschung, mit welchen offensichtlich praktisch bedeutsame Einsichten gewonnen wurden.

II. Der experimentelle Ansatz der Vigilanzforschung

Unter der Annahme einer allgemeinen Leistung „Aufmerksamkeit" versucht die Vigilanzforschung den Ursachen und Bedingungen ihrer Minderung in experimentellen Untersuchungen auf die Spur zu kommen.

Bereits in den Experimenten von Mackworth zu Beginn der fünfziger Jahre finden sich die wesentlichen Grundmerkmale der experimentellen Situation, die über Jahrzehnte hinweg kaum variiert wurden. Die klassische Vigilanzbedingung wurde durch eine Versuchsanordnung erzielt, in der die Versuchsperson einen Uhrzeiger zu beobachten und Unregelmäßigkeiten in der Zeigerbewegung wahrzunehmen hat. Normalerweise rückt der Zeiger in einer Sekunde um einen Teilstrich vor, gelegentlich, für die Versuchsperson nicht vorhersehbar, aber vollzieht er einen Doppelsprung. Hierbei stellen die Einzelsprünge des Zeigers die neutralen Reize dar, der Doppelsprung das kritische Signal, auf das die Versuchsperson reagieren muß. Von diesem Grundversuch ausgehend wurden in der Folge eine Vielzahl von Experimenten durchgeführt, die überwiegend die folgenden Bedingungen enthalten:

Die Versuchsperson hat in der Regel ihre Aufmerksamkeit nur auf *eine* Informations- bzw. Reizquelle zu richten. Die Dauer der Signale bewegt sich meist unterhalb des Zeitraums einer Sekunde, von 0,03 sec angefangen und nur in wenigen Experimenten ausgedehnt auf bis zu 60 sec. Ebenso gering ist die Abhebung der kritischen Signale von dem neutralen Reizhintergrund; daher liegen „Dauer oder Intensität der kritischen Signale ... meist in Schwellennähe (absolute oder relative Diskriminationsschwelle)" (Rehberg und Neumann 1966, S. 63). Die eigentliche Aufgabe besteht für die Versuchsperson darin, aus einem bestimmten kontinuierlichen Reizangebot von neutralen Reizen die kritischen Signale zu entdecken (Detektionsleistung). Die Detektionsleistung bestimmt sich nach der Anzahl der nicht wahrgenommenen Signale oder nach der Dauer der Antwortreaktion. Absolut gesehen treten die kritischen Signale selten auf, Zufallswahrscheinlichkeiten folgend. Relativ zu den neutralen Reizen ist die Häufigkeit der kritischen Signale recht groß. Die Dauer der Vigilanzaufgaben erstreckt sich auf mindestens zwei bis drei Stunden (vgl. zu diesem ersten Überblick genauer Poulton 1973, Davies and Tune 1970).

Die experimentellen Bedingungen entsprechen nach dieser Darstellung dem Aufmerksamkeitsbegriff der Vigilanzforschung, indem der Beobachter die Aufgabe hat, „das Auftreten einer genau beschriebenen Veränderung in der Wahrnehmungssituation anzugeben", indem das Signal über der absoluten Reizschwelle liegt, „ohne die passive Aufmerksamkeit des Beobachters zu erwecken", indem der Augenblick des Signalauftritts nicht bekannt sein darf, und indem die Tätigkeit über eine relativ lange Zeitdauer „ununterbrochen verrichtet werden" muß (zit. nach Sanders 1971, S. 195). Ein Teil der Experimente, die nach diesen Bedingungen gestaltet wurden, untersuchte den Einfluß solcher Faktoren wie reduzierten Schlafs, Tages- und Nachtzeit,

Hitze und Kälte, fieberhafter Krankheiten, jeder Art von Lärm und Geräuschen auf die Entdeckungsleistung (vgl. Poulton 1973, S. 78/79). Diese Faktoren sind gegenüber der Aufgabensituation unspezifisch, während dagegen die hier interessierenden Experimente versuchen, über die Variation bestimmter, die Vigilanzsituation konstituierender Faktoren die Bedingungen der Vigilanzleistung zu analysieren.

Ausgehend von den Problemen der Radarüberwachung wurde zunächst der Einfluß der *Dauer der Überwachungstätigkeit* untersucht. Die erwähnten Untersuchungen von Mackworth u. a. zeigten einen deutlichen Leistungsabfall von der ersten zur zweiten halben Stunde und wiesen „in bemerkenswerter Übereinstimmung (auf) . . ., daß in den nachfolgenden Teilzeiten die Leistung keine nennenswerte Verminderung mehr erfuhr" (Schmidtke 1965, S. 203). Aus diesem Zusammenhang ergibt sich die praktische Bedeutung einer Pausengestaltung: durch einen Wechsel von je 30 min. Beobachtungstätigkeit und Pause pendele sich „der Leistungsverlauf über mehrere Stunden hinweg auf ein annähernd vergleichbares Niveau" ein (ebd., S. 204). Allerdings läßt sich keine eindeutige Empfehlung geben, wie die Pausen zu gestalten sind. Untersuchungen, die nur Pausen von 5 min. vorsahen, wiesen den gleichen Effekt auf. Wäre also die „Unterforderungssituation" der Meßwartentätigkeit durch eine Pausengestaltung aufzuheben? Entsteht diese Situation gerade durch die langen Zeiten der Ereignislosigkeit, in denen sich die Arbeitenden lediglich bereit halten müssen, so scheint dies fraglich.

Untersuchungen zum Einfluß der *Signalhäufigkeit* ergaben nach Schmidtke, daß die Leistung umso schlechter sei, je weniger Signale pro Zeiteinheit dargeboten würden. „Sinkt die Anzahl der kritischen Signale . . . im Durchschnitt unter ein Signal pro Minute, so wird nur die Hälfte der dargebotenen Signale erkannt" (ebd., S. 205). Wenn daher die Häufigkeit erhöht werde auf bis zu 8 Signale pro Minute, steige die Leistung; aber nur so lange, „als die Versuchsperson im Hinblick auf ihre individuelle Leistungskapazität *unterfordert* ist" (ebd.).

Ähnliche Ergebnisse wurden in Experimenten erzielt, die den Einfluß der *Signalwahrscheinlichkeit*, des Verhältnisses zwischen den kritischen und den neutralen Signalen, zum Gegenstand haben. Die Versuche von Colquhoun beispielsweise ergaben eine Steigerung der Leistung, wenn die kritischen Signale eine hohe Wahrscheinlichkeit und die neutralen dementsprechend eine geringe Häufigkeit besitzen (Colquhoun 1961).

Diese Ergebnisse lassen es sinnvoll erscheinen, zur Erhöhung der Vigilanzleistung, „künstlich kritische Signale zu den tatsächlich vorhandenen kritischen Signalen hinzuzufügen" (Sanders 1971, S. 199). Entsprechende Untersuchungen bestätigen diese Vermutung und zeigen eine erhöhte Vigilanzleistung. Allerdings nur, wie einschränkend bemerkt wird, wenn die „wirklichen und die artifiziellen Signale nicht zu unterscheiden" (ebd.) sind. Ist dies der Weg, um die Meßwartentätigkeit von der Unterforderung zu befreien?

Experimente, die den Einfluß der *Signalintensität* zu bestimmen suchten, zeitigten als Ergebnis, daß „bei einem deutlich erkennbaren Signal das Erkennungsniveau zunächst bis zu einer fehlerlosen Anfangsleistung ansteigt

und dann auch der Wachsamkeitsabfall, ..., verschwindet" (ebd., S. 202). Allerdings scheint „die Beziehung zwischen der Signalintensität und dem Abfall der Vigilanzleistung" nicht genügend gesichert, wie Stroh bemerkt (Stroh 1971, S. 16). Vor allem an dem letztgenannten Zusammenhang entzündet sich eine Kritik, die auf den Gegensatz zwischen der Vigilanzaufgabe und den festgestellten leistungsverbessernden Einflüssen der Signalintensität hinweist: „Die allgemeine Forderung in Vigilanzuntersuchungen, schwache Signale zu verwenden, ist unzureichend, da zweifellos ein enger Zusammenhang zwischen Leistung und Intensität bzw. Dauer der Signale ... besteht" (Rehberg und Neumann 1969, S. 65). Es ist daher nicht erstaunlich, wenn innerhalb industrieller Überwachungstätigkeiten Störungssignale „mit hoher Intensität" dargeboten werden, „um die Aufmerksamkeit auf die Störungen des Betriebsablaufs hinzulenken" (Neumann und Timpe 1970, S. 120). Weiterhin spiele die Dauer der Signale nur eine untergeordnete Rolle, bzw. werde durch das Eingreifen des Anlagenfahrers bestimmt, „da die Signaldarbietung prinzipiell bis zur Störungsbeseitigung erfolgt" (ebd.). Untersuchungen, die Belastungsarten in industriellen Überwachungstätigkeiten erheben, kommen zu dem Ergebnis, es sei keineswegs für alle Überwachungstätigkeiten „eine intensive Daueranspannung der Aufmerksamkeit" kennzeichnend (Singer, Rutenfranz und Nachreiner 1970, S. 315). Der Zeitanteil solcher Tätigkeitselemente, die sich mit „Beobachten" und „Steuern" beschreiben ließen, liege unterhalb von 30 %. Dies sei darauf zurückzuführen, daß die meisten technologischen Parameter automatisch geregelt, die meisten Funktionen „durch optisch-akustische Warnanlagen" abgesichert seien, sowie auf die hohe Zuverlässigkeit der technischen Einrichtungen (ebd., S. 317). Erkenntnisse dieser Art deuten daraufhin, daß sich die „spezifischen Bedingungen, wie sie für die Vigilanzsituation angegeben sind, ... nicht in gleicher Weise in der industriellen Überwachungssituation" (Neumann und Timpe 1970, S. 119) finden lassen. Andere Autoren halten die Anforderungen der Vigilanzexperimente für „keineswegs... typisch für die industrielle Überwachungstätigkeit" (Rehberg 1971, S. 136) oder schätzen sie ein als „nicht so unmittelbar anwendbar" auf die Arbeitssituation (Stroh 1971, S. 3).

Auf welche Art werden in diesen Hervorhebungen der Unterschiede nun die Anforderungen in der Meßwartentätigkeit beschrieben? Holland und Wiener bestimmen die Leistung der Anlagenfahrer als Kontrolleure in einem System. „Die Kontrollaufgabe schließt nicht nur die Entdeckung von Zustandsänderungen des Systems, sondern auch Handlungen zur Aufrechterhaltung der bestimmten Zustände ein." Dies sei eine komplexere Aufgabe, als dies gewöhnlich in der Vigilanzaufgabe berücksichtigt werde (Holland and Wiener 1963, S. 218). Ähnlich benennen Rehberg und Neumann die Unterschiede der industriellen Überwachungstätigkeiten gegenüber der Vigilanzbedingung, welche sie für nicht miteinander vergleichbar halten: die wichtigsten Differenzen „liegen in der Komplexität der Anforderungen und der geforderten Antwortreaktionen, der wesentlich größeren Seltenheit auftretender kritischer Signale und schließlich darin, daß nur in wenigen Fällen in der Praxis zwischen kritischen und unkritischen Signalen unterschieden werden muß" (Rehberg und Neumann 1969, S. 66).

Als wesentlicher Unterschied wird die höhere Komplexität angesehen, sowohl in dem Bereich der Informationsaufnahme, als auch in den Handlungsnotwendigkeiten. In einer Reihe von Experimenten wurde nun die Aufgabensituation im Labor derjenigen in der Praxis dadurch angepaßt, daß die Beobachtung von Schaltwänden – also Ausschnitten aus der wirklichen Beobachtungssituation des Anlagenfahrers – gefordert wurde, und bestimmte Verknüpfungs- und Zuordnungsleistungen in der Antwortreaktion herzustellen waren. Unter diesen Bedingungen stellte sich ein Verlauf der Vigilanzleistung ein, der in bemerkenswerter Weise positiv von dem gewohnten typischer Vigilanzaufgaben abweicht. Gleichzeitig gemessene Aktivitätsparameter wie Pulsfrequenz, Hautwiderstand u. ä. nahmen einen der Vigilanzleistung parallelen Verlauf (Nesswetha 1970).

Untersuchungen dieser Art lassen es möglich erscheinen, „den Wachsamkeitsabfall in reizarmen Situationen durch Erhöhung der Situationskomplexität, durch erhöhte kognitive Anforderungen, über einen längeren Zeitraum hinweg zu kompensieren" (Schindler 1971, S. 148). Deutet sich mit diesen Ergebnissen an, auf welcher Ebene die Handlungsangebote zur Beseitigung der Unterforderungssituation liegen könnten, so zeigt der Vorschlag, „erhöhte perzeptive Anforderungen, d. h. ... Erhöhung der Situationskomplexität" (ebd., S. 150) durch „artifizielle Reize" (ebd.) zu schaffen, daß dennoch der von der Meßwartentätigkeit abstrahierende Ansatz der Vigilanzforschung nicht überwunden wird.

Die referierten Experimente geben Aufschluß darüber, welchen Verlauf das Leistungsverhalten unter den verschiedenen außergewöhnlichen Bedingungen der Vigilanzaufgabe annimmt, in denen die Beobachter keine andere Betätigungsmöglichkeit ihrer menschlichen Fähigkeiten besitzen als sie in dem angestrengten und ausschließlichen Beobachten der Reizquellen und dem Entdecken kritischer Signale gegeben sind. Die Experimente sind daher so angelegt, daß sie das Phänomen „Vigilanz" überhaupt erst hervorbringen und durch das Studium des Einflusses verschiedener Bedingungen Vigilanzleistung als Folge äußerer Faktoren darstellen können. Die Kritik einer Reihe von Autoren, welche den Unterschied zwischen den industriellen Überwachungstätigkeiten und der Vigilanzaufgabe hervorheben, macht nun aber deutlich, daß die eingangs dargestellte, durch erzwungene Untätigkeit bedingte Unterforderung der Anlagenfahrer in den Experimenten ersetzt wird durch eine Unterforderung, die eine einseitige Leistung von den Versuchspersonen verlangt. Wenn die Probleme der Aufmerksamkeit in Meßwarten gerade dadurch entstehen, daß tage- und wochenlang keine Ereignisse auftreten, die Eingriffe seitens der Anlagenfahrer notwendig machen, wenn weiterhin solche Ereignisse unüberhörbar und unübersehbar angezeigt werden, dann erscheint es fraglich, daß die experimentelle Anordnung der Vigilanzforschung mit dem Ziele der Analyse der Detektionsleistung die Besonderheiten der Aufmerksamkeitsprobleme in den Überwachungstätigkeiten erfaßt. Unabhängig von der Frage, ob die Arbeitsbedingungen in den Meßwarten überhaupt entsprechend den untersuchten Zusammenhängen gestaltet werden können, scheinen die möglichen Maßnahmen zur Bekämpfung des Sinkens der Vigilanz daher kaum direkt übertragbar. Erst aus theoretischen Versuchen, die Bedingungen von Wachsamkeit zu erklären, könnten

praktische Maßnahmen folgen, die nicht an die Besonderheit der Vigilanzaufgaben gebunden sind.

III. Erklärungsmodelle für das Sinken der Wachsamkeit

Ausgehend von den Experimenten und ihren Ergebnissen wurden in der Arbeitswissenschaft eine Reihe von Wachsamkeitstheorien gebildet. Die in diesen Theorien enthaltenen Erklärungen des Wachsamkeitsabfalls, die Vorstellungen über die Bedingungen der Wachsamkeit, werden die positiven Vorschläge zur Aufrechterhaltung der Wachsamkeit in industriellen Überwachungstätigkeiten wesentlich bestimmen. Die wesentlichen Theorien sollen dargestellt werden unter der Fragestellung, welche praktischen Maßnahmen aus ihnen zu folgern sind.

Auf „neurophysiologischen Entdeckungen über die Funktion der retikulären Formation" (Sanders 1971, S. 219) basiert die sogenannte Aktivierungstheorie. Vor allem von Hebb (Hebb 1955) wurde die doppelte Funktion eines Umweltreizes beschrieben: zum einen löse der Reiz eine Antwortreaktion aus, zum anderen wirke er über afferente Bahnen zur Formatio reticularis geleitet allgemein erregend. „Der Effekt der Aktivierung durch die Formatio reticularis widerspiegelt sich in Veränderungen des Hirnstrombildes und bewirkt bei ausreichender Intensität eine sogenannte ‚Weckreaktion' oder Desynchronisation des EEG-Grundrhythmus, die zu einer erhöhten Sensibilisierung führt und sich in der Verhaltensebene als Zustand erhöhter Aufmerksamkeit manifestiert" (Rehberg 1971, S. 139 f.).

Wenn daher die Reizvariabilität der Umwelt klein ist und die sensorische Stimulation unzureichend wird, sinkt die Wachsamkeit infolge eines niedrigen Aktivierungsniveaus ab, „da eine Stimulation aus dem Bereich des vorsätzlichen Wollens oder innerer Antriebe die äußere Reizarmut nicht kompensieren kann" (Schmidtke und Hoffmann 1964, S. 11). An diese Zusammenhänge knüpft eine Theorie an, die den Wachsamkeitsabfall gerade aus den Anstrengungen der Beobachter erklärt, sich selbst und ihre Aufmerksamkeit wach zu halten. So habe Bakan feststellen können, daß „die Vpn bei ungenügendem Reizangebot in einen schlafähnlichen Dämmerzustand verfallen und als Abwehrmechanismen Tagträume, motorische Aktivitäten und Nebenbeschäftigungen produzieren, die zwar einen gewissen Wachheitsgrad aufrechterhalten, aber die Aufmerksamkeit von der gestellten Aufgabe ablenken" (ebd.).

Diesen Theorien ist gemein, daß sie von einem Zusammenhang zwischen dem Niveau der Wachsamkeit und dem Umfang des Reizangebotes ausgehen, der auch auf der physiologischen Ebene belegt werden kann. Lebewesen und im besonderen Maße Menschen bedürfen eines bestimmten Mindestreizangebotes, um überhaupt ihre durchschnittliche Wachsamkeit aufrechterhalten zu können und auf Grundlage dieser unspezifischen Aktivierung die lebenserhaltenden Aktivitäten vollziehen zu können. (Eindringlich zeigen die Experimente zur sensorischen und perzeptiven Deprivation die Störung psychischer Funktionen und die Zerstörung der Persönlichkeit bei längerer Ausschaltung von Umweltreizen, vgl. exemplarisch Zubek et. al. 1962). Wo immer also ein solches Mindestreizangebot nicht vorhanden ist,

zu denken ist an inhaltslose Tätigkeit monotoniefördernder Art, mag sich anbieten, durch die Einfügung von Reizen aufgabenirrelevanter Art wie Musik als Geräuschkulisse ein durchschnittliches Aktivierungsniveau zu gewährleisten.

Die vor allem von Broadbent formulierte Filtertheorie basiert auf der Annahme eines inneren Selektionsfilters, der nur bestimmte Informationen zum Wahrnehmungssystem passieren lasse. „Es ist unmöglich, angemessen auf mehr als ein Teil der gesamten Reizsituation zur Zeit zu antworten. Ebenso ist wahrscheinlich, daß der Reiz mit der größten physikalischen Intensität, biologischen Bedeutung und Neuigkeit die höchste Wahrscheinlichkeit besitzt, bemerkt zu werden." (Stroh 1973, S. 56). Ein solcher Selektionsfilter könne durch das fortwährende Eintreffen derselben Informationsart eine Sättigung erreichen (Sanders 1971, S. 221). Es würden zwar anfangs in der Beobachtungssituation die aufgabenspezifischen Reize bevorzugt, doch schöben sich mit der Zeit Reize anderer Intensität oder neuartiger Natur vor, die die Aufmerksamkeit von den relevanten Reizen ablenkten und die Reizschwelle für letztere erhöhten (vgl. Schmidtke 1973, S. 297 f.). Die Filtertheorie interpretiert folglich Wachsamkeit als eine Funktion der Neuigkeit der auftretenden Reize und führt den Wachsamkeitsabfall auf eine zunehmende Adaption auf die aufgabenspezifischen Reize infolge des Verlustes des Neuigkeitswertes zurück. In dieser Erklärung erscheint ein Sachverhalt, der sich bereits bei entwickelteren Tieren finden läßt (vgl. Holzkamp-Osterkamp 1975, S. 69 ff); ein unspezifisches Interesse und Bedürfnis nach neuen Reizen und Eindrücken lenkt Aktivitäten auf ebensolche Gegenstände oder Situationen, bewirkt in dieser Hinwendung eine Erhöhung der „Aufmerksamkeit". Aufmerksamkeit ist demnach schon bei Tieren nicht nur abhängig von den äußeren Faktoren sondern auch von den subjektiven Interessen und Bedürfnissen.

Lerntheoretisch orientierte Erklärungsversuche führen das Sinken der Wachsamkeit auf eine „nachlassende Beachtung der kritischen Signale auf Grund ihrer Seltenheit" zurück, also darauf, daß „die Beobachtungstätigkeit wegen Mangel an Erfolg oder Information nicht verstärkt wird und stattdessen andere, nicht-relevante Reize beachtet" werden (Schmidtke und Hoffmann a.a.O., S. 13). Der Mangel an Verstärkungsmöglichkeiten im Sinne des operanten Konditionierens wird für das Absinken der Wachsamkeit verantwortlich gemacht, da die Entdeckung eines Signals als Reinforcement für das Antwortverhalten ‚Beobachten'" (Stroh 1973, S. 55) gelte. „Da aber bei Beobachtungstätigkeiten im allgemeinen keine Informationen darüber vorliegen, ob richtig oder falsch reagiert wurde, kann die mit jeder Signalwiederholung auftretende Reaktionshemmung nicht mehr durch den Verstärkungseffekt von Erfolg oder Mißerfolg kompensiert werden. Die fehlende Verstärkung führt schließlich zum Verlernen der konditionierten Reaktion und so zu einem Leistungsrückgang" (Schmidtke 1973, S. 298). Die Wahrnehmung des Erfolgs oder Mißerfolgs der Beobachtungstätigkeit, welche die Wachsamkeit bestimme, läßt sich begreifen als Wahrnehmung der Bedeutung der Tätigkeit; die vorgestellte Verstärkungstheorie stieße damit auf den Sachverhalt, daß die Wachsamkeit abhängt von den Gegenständen, worauf sich die Tätigkeit aufmerksam richten soll.

Eine Differenzierung der Verstärkungstheorie bildet die Erwartungstheorie, welche sich hauptsächlich auf Untersuchungen von Baker gründet. Es wird vermutet, daß sich in der Beobachtungssituation „erfahrungsabhängige Erwartungsvorstellungen" darüber bilden, „wann mit dem nächsten kritischen Signal zu rechnen ist" (Schmidtke 1973, S. 298). Und diese Erwartung determiniere das „Leistungsniveau des Beobachters" (vgl. Stroh 1973, S. 57). Da in den Beobachtungssituationen die Häufigkeit der Signale sehr gering sei, lerne der Beobachter die Auftrittswahrscheinlichkeit als sehr gering einzuschätzen, so daß sein Wachsamkeitsniveau sinke (Schmidtke 1973, S. 299). Die Wachsamkeit wird in dieser Theorie also mit einer Art „Zeitdiskriminationslernen" in Zusammenhang gebracht. Sie scheint damit nicht nur von äußeren Bedingungen abzuhängen, sondern auch von dem Beobachter gelenkt eingesetzt werden zu können. Nichts anderes bedeutet es, wenn die Auftrittswahrscheinlichkeit der Signale antizipiert und danach die Wachsamkeit ausgerichtet wird.

In den verschiedenen Theorien, die auf den gleichen Gegenstand sich beziehend miteinander um die Erklärung des Wachsamkeitsabfalls konkurrieren, ist es möglich, gewisse experimentelle Befunde vorherzusagen. „Keine Theorie ist jedoch umfassend genug, allen aus der Wachsamkeitsforschung vorliegenden Beobachtungen gerecht zu werden" (Schmidtke 1973,S. 299). Ist aus diesem Befund der Schluß zu ziehen, bei der Wachsamkeit handle es sich nicht um eine einheitliche Variable, wie dies von Schmidtke nahegelegt wird (ebd.)? Überblickt man die unterschiedlichen Wachsamkeitstheorien, so zeigt sich, daß in ihnen offensichtlich jeweils verschiedene Aspekte von menschlicher Aufmerksamkeit erfaßt werden. Zunächst ist mit der Aktivierungstheorie festgestellt, daß der Mensch einer bestimmten sensorischen Anregung aus der Umwelt bedarf, um auf ein Aktivierungsniveau zu gelangen, welches die Funktionstüchtigkeit der psychischen Leistungen wie Wahrnehmung und Denken erst ermöglicht. Weiterhin läßt die Filtertheorie erkennen, daß ein Zusammenhang existiert zwischen der Aufmerksamkeit und den Bedürfnissen und Interessen des Menschen, hier unspezifisch als Bedürfnis nach neuen Reizen beschrieben. Anhand der Verstärkungstheorie ließ sich ein weiterer Aspekt differenzieren; Aufmerksamkeit scheint eingebunden in den Zusammenhang von Tätigkeit und Gegenstand der Tätigkeit und damit auch abhängig von diesem Verhältnis. Mit der Erwartungstheorie wird die Annahme wahrscheinlich, daß Aufmerksamkeit von subjektiven Prozessen, wie Lernen, bewußter Lenkung und innerer Anstrengung beeinflußt und gesteuert werden kann. Den Zusammenhang zwischen diesen verschiedenen Aspekten aufzuweisen, muß die Aufgabe einer wissenschaftlichen psychologischen Theorie sein, die zu einem adäquaten Begriff von menschlicher Aufmerksamkeit verhelfen kann. Dies ist hier nicht zu leisten. Allerdings läßt sich bereits jetzt erkennen, daß ein solcher Begriff sich stützen muß auf umfassende Kenntnis der Gesetzmäßigkeiten menschlicher Tätigkeiten. Wird die Aktivität der Menschen ähnlich wie bei den niedrigsten Lebewesen durch Umweltreize provoziert? Wie die Existenz eines Neugierverhaltens bereits bei höheren Tieren verdeutlicht, ist stattdessen offenbar von inneren Antrieben wie Bedürfnissen und Interessen auszugehen, die zu subjektiv gewolltem Handeln veranlassen. Sind Menschen derart zu „moti-

viertem" Handeln fähig, stellt sich die Frage nach dem Schicksal der Motivation unter Lohnarbeitsverhältnissen, in denen das Interesse „Lohn" zum Arbeitshandeln führt und nicht die Arbeit selbst und ihre gesellschaftliche Bedeutung. Es muß also bestimmt werden, wie unter diesen Verhältnissen überhaupt Aufmerksamkeit im Arbeitshandeln entwickelt werden kann. Weiterhin bedarf der Zusammenhang von Arbeitstätigkeit und Gegenstand der Tätigkeit einer Klärung. Bestimmt sich – wie von der Vigilanzforschung nahegelegt – das Arbeitshandeln durch Reaktionen auf Maschinenimpulse? Der in der Erwartungstheorie angesprochene Sachverhalt einer subjektiv bewußten Steuerung der Aufmerksamkeit spricht vielmehr für eine Arbeitstätigkeit als geplante Handlung zur Erzielung eines bestimmten, gewußten Resultats. Als gegenstandsbezogenes Handeln erfordert die Arbeitstätigkeit anscheinend bestimmte Fähigkeiten, Kenntnisse und Haltungen, mit deren Hilfe der Gegenstand in die gewünschte Gestalt verändert werden kann. Tritt nun Aufmerksamkeit in der Arbeitstätigkeit als isolierte Leistung auf – wie die Vigilanzforschung glauben macht –, oder ist sie eine notwendige Bedingung in der gesamten Arbeitstätigkeit? Im Anschluß an lerntheoretische Erklärungsversuche des Vigilanzabfalls wurde vermutet, daß die Aufmerksamkeit als Bestandteil einer gegenständlichen Tätigkeit sich verändert mit der Art der Tätigkeit; die Vorstellung einer Aufmerksamkeit, die als nur Aufmerksamsein zu keiner Handlung führt, scheint wirklichkeitsfern. – Schon vor Klärung dieser Fragen läßt sich auch aufgrund der verschiedenen von den Wachsamkeitstheorien angesprochenen Aspekten feststellen, daß der Aufmerksamkeitsbegriff der Vigilanzforschung zu kurz greift; lediglich als Entdeckungsleistung gefaßt, klammert dieser Begriff wesentliche Momente menschlicher Handlungen aus.

IV. Die Ergebnisse der Vigilanzforschung in Anwendung

Wie erinnerlich, schlägt die Vigilanzforschung vor, Wachsamkeit durch Einspielen künstlicher kritischer Signale sowie durch Informierung über Erfolg oder Mißerfolg der Entdeckungsleistung herzustellen. Es sei daher zu prüfen, „ob man nicht durch eine Kombination von Spielreizen und einer manipulierten (unregelmäßigen) Rückmeldung ein gewisses ‚spielerisches' Interesse an den entscheidenden Teilhandlungen wachhalten kann" (Kornadt und Bäumler 1964, S. 147). Läßt sich die Arbeit der Anlagenfahrer nach Art eines Glücksspiels organisieren, indem der Spielautomat durch Leuchtzeichen und klingende Münze über Erfolg oder Mißerfolg Auskunft gibt? Ein Meß- und Regeltechniker berichtete, daß mit einem Zufallsgenerator, der in zeitlich unregelmäßiger Folge Störungen simulieren, Meßgeräte zur Abweichung bringen und Störungsalarme auslösen könne, die Möglichkeit bestünde, die Unterforderungssituation des Anlagenfahrers zu durchbrechen und einen Wachhalteeffekt zu erzielen. Man habe nun allerdings ein solches Gerät nicht eingesetzt, da die Anlagenfahrer bereits so umfangreiche Informationen von Instrumenten aufnehmen müßten, daß mit weiterer Information die Gefahr bestünde, daß die Vielzahl durch Oberflächlichkeit im Einzelnen bewältigt werde. Die Gefahr der Oberflächlichkeit scheint darüberhinaus durch die Anzeige simulierter Störungen zu bestehen. Da keine wirklichen Störungen vorliegen, können sich die provozierten Ein-

griffe auch nicht an dem Prozeßgeschehen messen, d. h. die Ursache der Störung ist nicht erkennbar, Gegenschritte sind nicht zu analysieren. Die simulierte Störung wird, zufällig entstanden, auch wieder verschwinden, ohne Auswirkungen auf andere Anlagenteile gehabt zu haben, wie dies bei einer wirklichen Störung der Fall ist. Letztlich, so ist zu vermuten, würden durch den Einsatz eines Zufallsgenerators gegen das Ziel Wachsamkeit ausschlagende Haltungen und Einstellungen provoziert wie Oberflächlichkeit und Desinteresse gegenüber dem Prozeßgeschehen.

In der Meßwarte eines Kraftwerkes wird die folgende Methode zur Erhöhung kritischer Signale angewandt. Jeweils einmal in der Woche werden die Automatiken der einzelnen Regler abgestellt, so daß die Anlagenfahrer die Prozesse „von Hand" steuern und regulieren müssen. Begründet wird diese Maßnahme damit, daß die Anlagenfahrer wieder ein Gefühl für die Bedienung der Regler bekommen sollen. Aufgrund der Fernwirkung solcher Eingriffe werden mit einer kleinen Drehung des Reglerknopfes gewaltige Kräfte und Prozesse ausgelöst, die in keinem Verhältnis zur feinfühligen Handbewegung stehen. Die Anlagenfahrer bedürfen daher einer Vorstellung darüber, was mit der Betätigung des Reglers bewirkt wird, welche Kräfte eingesetzt werden etc.; andererseits erfordert gerade dieses Wissen um das Ausmaß der Prozeßkräfte eine Überwindung von Furcht, Unsicherheit und Hemmung vor dem Eingriff. Zweifellos trägt die Maßnahme des Fahrens von Hand, in dem sie die genannten Anforderungen stellt, zur Herstellung der Handlungsfähigkeit bei. Andererseits werden hier nur Eingriffe und Regulierungen vorgenommen, die von der Steuerungsanlage selbst bereits beherrscht werden; für die Anlagenfahrer handelt es sich also um ein Training von Regulierungsfertigkeiten, in denen ihnen die Maschinerie prinzipiell überlegen ist, während ihre eigentliche Aufgabe in der Bewältigung von Störungen der Maschinerie liegt. Hierzu ist die Fähigkeit zur Bedienung der Regler eine notwendige, aber nicht hinreichende Voraussetzung. Die volle Handlungsfähigkeit in Situationen, die durch ein Versagen der Maschinerie bedingt sind, erfordert zusätzlich und wesentlich Wissen um die Prozeßzusammenhänge, um die Funktionsweise der Anlagen- und Maschinenteile, um die Besonderheiten des Produkts. Durch Routinehandlungen wird sich die Fähigkeit, Spitzenanforderungen zu bewältigen, nicht ausreichend entwickeln können.

Ein Teil der Vigilanzexperimente sowie die Aktivierungstheorie legen die Empfehlung nahe, Wachsamkeit durch Erhöhung aufgabenirrelevanter sensorischer Stimulation zu gewährleisten. Aus Bereichen industrieller Montagetätigkeiten sind vor allem bekannt Musikeinspielungen und farbliche Gestaltung der Arbeitsräume und Maschinen. Aufgrund der wesentlich „reizvolleren" Arbeitsumgebung – erinnert sei nur an die Vielzahl der Meßgeräte – scheinen solche Maßnahmen bei Meßwartentätigkeit nicht zur Anwendung zu gelangen. Das folgende Beispiel zeigt, auf welche Art hier eine notwendige Aktivierung gewährleistet werden soll. Der Meister in der Schaltwarte eines Kraftwerkes erhält als besondere Aufgabe zugewiesen, vor allem nachts Gespräche und Diskussionen unter den Anlagenfahrern in Gang zu setzen über sie interessierende Themen wie „Frauen" und „Fußball". Hierzu ist aus der Monotonieforschung bekannt, daß allein die Anwesenheit ei-

ner weiteren Person Monotoniezustände zum Verfliegen bringen kann (vgl. Gubser 1968, S. 148). Bedürfnisse nach sozialem Kontakt werden berücksichtigt, es wird ihnen Befriedigungsmöglichkeit geschaffen, um die Anlagenfahrer physisch wach zu halten und sie über den „toten Punkt" der Nachtschicht hinwegzuführen.

Eine weitere Möglichkeit wird in der Einführung von Nebentätigkeiten gesehen. „Überwachungstätigkeiten sollten ... die Form einer fortlaufenden, immer kurz unterbrochenen *aktiven* Handlung haben, in der auch keine langen unregelmäßigen Pausen eintreten. Man könnte zum Beispiel Zeiger nachstellen, Lampen regulieren, Kurven in kurzen Abständen nachfahren lassen oder dgl., also laufend Handlung auf Signale verlangen, die dauernd deutlich erscheinen, auch dann, wenn eigentlich kein kritisches Signal gekommen war" (Kornadt und Bäumler 1964, S. 147). Dies scheint der geeignete Weg, die durch erzwungene Untätigkeit bedingte Unterforderung der Anlagenfahrer aufzuheben. Von diesen Vorschlägen seien einige, sofern sie in der Meßwarte vorfindbar sind, herausgegriffen. Bekannt ist beispielsweise, daß Anlagenfahrern die Aufgabe übertragen wird, für die Wartung der Kurvenschreiber Sorge zu tragen. Sicherlich stellt das Auswechseln der Papierrollen einmal am Tage eine Betätigung dar, die auch zu einer kurzfristigen Aktivierung der Anlagenfahrer führt; aber würden sinnvolle Handlungsmöglichkeiten geschaffen, wenn der geringe Zeitanteil dieser Betätigung durch mehrmaliges Rollenwechseln erhöht würde? Keinem Dolmetscher würde es doch wohl einfallen, seine Übersetzungsfähigkeiten durch mehrmaliges Staubwischen der Fremdwörterlexika aufzufrischen und zu vervollkommnen. Dem Mangel einer nur seltenen und nur geringfügig auf die eigentliche Arbeitsaufgabe gerichteten Aktivierung soll anscheinend mit der Anforderung begegnet werden, stündlich eine größere Anzahl von Meßwerten in ein Protokoll einzutragen. In der Praxis führt das Protokollschreiben nun allerdings zu dem Gegenteil des Bezweckten. Dies nicht nur in dem Sinne, daß die Anlagenfahrer die Werte nur ungenau und außerhalb des vorgeschriebenen Zeitrhythmus eintragen, da sie aus dem Wissen heraus, daß die Kurvenschreiber oder auch Datenverarbeitungsanlagen die für Bilanzierungen u. ä. erforderlichen Werte viel genauer festhalten können, ihrer Tätigkeit keinen großen Sinn beimessen können. In Befragungen wird von Vorgesetzten dann auch die Überflüssigkeit und der „beschäftigungstherapeutische Charakter" des Protokollschreibens eingestanden (vgl. Waldhubel 1977, S. 138 f.; aus der gleichen Untersuchung stammen auch die übrigen angeführten empirischen Beispiele). Daß die Konsequenz nicht in einem Zwang zur genauen und pünktlichen Eintragung der Werte liegen kann, zeigen die Gründe, welche in einer Meßwarte eines Chemiebetriebes zur Aufhebung der Pflicht des Protokollschreibens veranlaßten. Indem die Anlagenfahrer nämlich von ihren eigentlichen Aufgaben abgelenkt worden seien und auch bewußt falsche Werte eingetragen hätten, habe es sich als sehr gefährlich herausgestellt. Offensichtlich bewirken Maßnahmen, die zu einer bloßen Beschäftigung der Anlagenfahrer führen, das Gegenteil von Aufmerksamkeit und Handlungsbereitschaft, indem sie bei den Anlagenfahrern Gleichgültigkeit und Desinteresse gegenüber dem sich in den Meßwerten widerspiegelnden Prozeßgeschehen hervorbringen.

Diesen Mängeln soll offenbar die Organisierung einer weiteren Nebentätigkeit begegnen. Es handelt sich um das Erstellen von Kurven, wie es in einer Meßwarte eines Chemiebetriebes praktiziert wird. In regelmäßigen Zeitabständen werden einzelne Meßwerte in ein Diagramm eingetragen, so daß der Verlauf bestimmter Regelungsvorgänge sichtbar wird. Hierdurch werden Möglichkeiten zur Optimierung dieser Regelungsvorgänge erkennbar. Für die Anlagenfahrer bringt diese intensive Beschäftigung mit den Prozessen des Produktionsablaufs eine Intensivierung der Kenntnisse über eben diese einzelnen Regelungsvorgänge mit sich. Insofern scheint die Beschäftigung sinnvoll und zu einer höheren Handlungsfähigkeit beizutragen. Allerdings erstreckt sich diese Tätigkeit jeweils nur auf einen Regelungsvorgang von hunderten, während Störungen, die Eingriffe und damit Handlungsfähigkeiten erfordern, in sämtlichen Bereichen der Anlage auftreten können. In dieser Maßnahme liegt also eine Beschränkung, die dem Ziele der Gewährleistung voller Handlungsbereitschaft und -fähigkeit abträglich ist.

Eine weitere Methode der Bereitstellung von Handlungsmöglichkeiten vereint mehrere der bisher diskutierten in sich. Die Anlagenfahrer einer Bierbrauerei organisieren die Diskussion über aufgetretene Störungen und erfolgte Fehlhandlungen, indem sie vorbereitete Referate zu dem jeweiligen Fall halten und gemeinsam die Probleme durchdringen. Hier wird zunächst eine allgemeine Aktivierung erzielt und darüber hinaus eine intensive Beschäftigung mit den Gegenständen der Meßwartentätigkeit. Mit der Nachbereitung von aufgetretenen Problemen erwerben sich die Anlagenfahrer größere Fähigkeiten, in zukünftigen Störungen sicher und richtig zu handeln, so daß sie diesen Situationen eher gewachsen sein werden. Erhöht also die über die Diskussion erzielte stärkere gedankliche Durchdringung des Prozeßgeschehens die Handlungsfähigkeit der Anlagenfahrer, dann zeichnen sich damit sinnvolle Handlungsmöglichkeiten ab.

In einer anderen Meßwarte wird den Anlagenfahrern die Möglichkeit gegeben, sich während der störungsfreien Zeit mit Fachliteratur zu Elektronik, Meß- und Regelungstechnik u. ä. zu beschäftigen. Es ist zu erwarten, daß die Kenntnisse über die verwandten Arbeitsmittel, über die zu überwachenden Prozesse über bloße Erfahrung hinaus vertieft werden. Inwieweit diese Möglichkeit genutzt wird, konnte nicht geprüft werden. Aber die Tatsache, daß diese Beschäftigung mit Fachliteratur sozusagen ziellos geschehen muß, da mit dem Studium keine bestimmten Produktionsprobleme einer Lösung zugeführt werden sollen, läßt es wahrscheinlich erscheinen, daß aufgrund dieser subjektiven Beliebigkeit das Interesse erlahmt.

In den letztgenannten Beispielen werden sinnvolle Handlungsmöglichkeiten erkennbar. Statt den Vorschlag, die Unterforderungssituation „durch erhöhte kognitive Anforderungen" (Schindler 1971, S. 148) aufzuheben, mittels der Einspielung „artifizieller Reize" (ebd., S. 150) zu realisieren, ergibt sich als Perspektive eine gedankliche Auseinandersetzung mit dem Produktionsprozeß zur Erhöhung der Handlungsfähigkeit. Insgesamt aber scheinen die diskutierten Maßnahmen nicht geeignet, die Unterforderungssituation der Anlagenfahrer grundlegend zu beheben. Es werden durch Protokollschreiben und Wartungstätigkeiten nur ungenügende Handlungsmöglichkei-

ten bereitgestellt, die als reine Beschäftigungsmaßnahmen kaum Elemente von Handlungsanforderungen stellen, deren Ausübung die volle Handlungsfähigkeit in Störungssituationen gewährleisten würde. Im Gegenteil, das Bewußtsein bloßen Beschäftigtwerdens lenkt die Aufmerksamkeit von den eigentlichen Produktionsaufgaben ab und hemmt die Entwicklung der notwendigen Handlungsbereitschaft. Die weiteren Maßnahmen wie Organisierung von Fehlerdiskussionen oder Bereitstellen von Fachliteratur schienen geeigneter zu sein. Aber auch hier wurden Beschränkungen sichtbar; die nachträgliche Vertiefung der Anlagenkenntnisse kann nur in geringem Maße eine in die Zukunft gerichtete Handlungsbereitschaft gewährleisten, und die unbestimmte ziellose Aneignung von Wissen führt nicht zu größerer Handlungsfähigkeit. Besonders an dem Beispiel des Zufallsgenerators wurde die grundsätzliche Beschränktheit solcher Maßnahmen sichtbar, die über ein Arrangement der äußeren Arbeitsbedingungen subjektive Leistungen wie Aufmerksamkeit herstellen wollen. Der notwendige manipulative Charakter solcher Programme steht in krassem Gegensatz zu der Anforderung, die Handlungsfähigkeit und -bereitschaft der Anlagenfahrer zu erhöhen. Müssen sie sich im Störungsfall als bewußt handelnde Subjekte verhalten, so werden sie durch die Arrangements zu reagierenden Objekten reduziert. Die Maßnahme schlägt um in ein Mittel zur Verhinderung des beabsichtigten Ziels der Aufhebung der Unterforderung.

Dies Resultat, die Unzulänglichkeit der Vorschläge seitens der Vigilanzforschung sowie die damit erzielte Verkehrung des Angestrebten, läßt sich in einen Bedingungszusammenhang mit dem Begriff von Aufmerksamkeit bringen, der experimentelles Vorgehen und theoretische Verarbeitung der Vigilanzforschung bestimmt. Ein Zusammenhang ergibt sich aber auch zu dem Lohnarbeiterstatus der betroffenen Anlagenfahrer, den diese Art der Arbeitswissenschaft bewußtlos reproduziert, indem sie keinerlei Anstrengungen unternimmt, das reale Objekt-Sein der Lohnarbeiter in einer von Profitgesetzen beherrschten Produktion sowie die gesellschaftlichen Bedingungen dieser Subjekt-Objekt-Verkehrung wissenschaftlich zu durchdringen. Der Naturhaftigkeit des Objekt-Seins der Lohnarbeiter bleibt die Vigilanzforschung verhaftet, indem Aufmerksamkeit, als Fähigkeit zur Entdekkung kritischer Signale verstanden, sie dazu veranlaßt, die Bedingungen für Aufmerksamkeit in äußeren Faktoren zu suchen und durch deren Variation das gewünschte Verhalten, die ausreichende Wachsamkeit, zu beeinflussen und zu steuern. Wird auf diese Art der Beobachter nicht als handelndes Subjekt, sondern als durch Reize gesteuertes Objekt betrachtet, so muß dieser Mangel auch den aus dieser Herangehensweise folgenden Vorschlägen zur Bewältigung der Unterforderungssituation anhaften. Ein Mangel, der sich nur schädlich und restringierend auswirken kann bei Arbeitstätigkeiten, die eine subjektiv herzustellende Handlungsbereitschaft und -fähigkeit erfordern. Die Kritik der Vigilanzforschung, sowohl ihres wissenschaftlichen Herangehens als auch ihrer Ergebnisse in der praktischen Anwendung, müßte nun folgenlos bleiben, würden sich nicht aus ihr Aufgaben für eine Wissenschaft von der Arbeit ergeben, die Handlungsanweisungen zu geben hat, wie eine „humane" Arbeit beschaffen sein muß und wie sie zu schaffen ist.

Zusammenfassung und Konsequenzen

Stellte die Vigilanzforschung den Arbeiter in der Meßwarte als angestrengten Wahrnehmungsapparat dar, so wiesen empirische Untersuchungen daraufhin, daß in der Arbeitspraxis ein solcher Zwang zur Daueraufmerksamkeit auf rein sinnlicher Ebene nicht gegeben ist, unter anderem wegen der Signalisierung von Störungen über Alarmeinrichtungen. Des weiteren deuten die herangezogenen empirischen Beispiele in die Richtung, daß der Anlagenfahrer zur Erfüllung seiner eigentlichen Aufgabe, der Beseitigung und Vermeidung von Produktionsstörungen, Handlungen ausüben muß, die mit nichts schlechter beschrieben wären als mit blinden Reaktionen. Neben einer Handlungsfähigkeit, die sich aus notwendigen Kenntnissen über die Anlagenzusammenhänge, ihre Bestandteile und Funktionsweisen sowie aus Fähigkeiten zum Eingreifen zusammensetzt, bedarf es einer ständigen Handlungsbereitschaft, welche abhängig ist von Haltungen und Motivationen, also von der Stellung der Handelnden im Produktionsprozeß. Das Bild des von Lampen und anderen unbegriffenen Signalen zu Reaktionen veranlaßten Knöpfchendrückers, wie es durch die Vigilanzforschung geliefert und befestigt wird, bedarf einer offensichtlichen und notwendigen Korrektur. Es gilt, die reduzierende Herangehensweise einer Arbeitswissenschaft zu überwinden, die bewußtlos den Lohnarbeiterstatus reproduzierend Leistungssteigerung bezweckt und Persönlichkeitsentwicklung ignoriert, und damit einen sich ausschließenden Gegensatz beider nahe legt.

Arbeit interessiert die Arbeitswissenschaft als ein „Leistungserstellungsprozeß", in dem die „menschliche Leistung als ein Einsatzfaktor neben anderen" (Kleensang 1974, S. 15) betrachtet wird. Speziell bei automatisierten Arbeitsprozessen geht die Arbeitswissenschaft Problemen der Zuverlässigkeit des Mensch-Maschine-Systems nach (Rohmert 1968, S. 6), indem sie den „Menschen als ‚Funktionsglied' zwischen den Anzeigeinstrumenten und den Kontroll- und Steuerungseinrichtungen der Maschine" (Sanders 1971, S. 4) untersucht. Mit dieser Fragestellung greift die Arbeitswissenschaft eine besondere Beanspruchung z. B. Aufmerksamkeit heraus und untersucht in Experimenten die menschliche Leistungsfähigkeit bei der Entdeckung von Signalen. Die besonderen Tätigkeiten, in denen Aufmerksamkeit erforderlich ist und einen jeweils bestimmten Stellenwert besitzt, werden mit diesem Herangehen ausgeklammert; Arbeit stellt sich somit für die Arbeitswissenschaft nicht als spezifisch menschliche Form der Tätigkeit dar, in der die äußere Natur menschlicher Bedürfnisbefriedigung zugänglich gemacht und die „innere Natur" im Maße der erforderlichen Fähigkeiten entwickelt wird, sondern als ein Prozeß, in dem der Mensch durch die Maschinerie bestimmten Beanspruchungen ausgesetzt ist, die „seiner Natur" nicht zuwiderlaufen sollen, aber auch nicht zu ihrer Entwicklung beitragen, da sie lediglich ewiggleiche menschliche Leistungseigentümlichkeiten, wie sinnliche Wahrnehmung beanspruchen.

Die eingeschränkte Betrachtungsweise menschlicher Arbeit verhalf der Vigilanzforschung zu Einsichten und Vorschlägen zur Lösung des Unterforderungsproblems, die der Bewährung in der Praxis nicht standhielten. Denn Praxis heißt im Falle der Meßwartentätigkeit, daß handelnde Subjekte be-

wußte Anstrengungen unternehmen müssen, die zu überwachenden Prozesse kontrollierend und eingreifend den Produktionszielen entsprechend zu organisieren. Um die Meßwartentätigkeit empirisch untersuchen, die besonderen Tätigkeitsanforderungen erheben zu können, bedarf es deshalb einer Anschauung vom Menschen, die ihn als tätiges, sich entwickelndes Subjekt begreift. Und dies kann nur eine Persönlichkeitstheorie sein, die Arbeit als Grundlage der Persönlichkeitsentwicklung erkennt. Mit dem darin eingeschlossenen Begriff von menschlicher Arbeit wird es möglich, empirische Untersuchungen zu führen, die die Abbildungsweise der Meßwartentätigkeit durch die Vigilanzforschung überwinden, allerdings an andere, außerhalb der Wissenschaftlichkeit der Wissenschaft von der menschlichen Arbeit liegende Grenzen stoßen.

Die Erforschung der Meßwartentätigkeit auf Grundlage der adäquaten Theorie von der Persönlichkeit wird eine Abklärung dessen einschließen müssen, was unter menschlicher Aufmerksamkeit zu verstehen ist. Die Begrenzung dieses Begriffes auf sinnliche Wahrnehmung scheint zu eng. Die empirischen Beispiele zeigten, daß sich die besondere Anforderung an die Anlagenfahrer beschreiben läßt, wenn Aufmerksamkeit als ein notwendiger Begleitfaktor der Tätigkeit begriffen wird. Damit stellt sich die Aufgabe, den Zusammenhang zwischen Handlungen, den erforderlichen Fähigkeiten, einer vorausgesetzten Handlungsbereitschaft und Aufmerksamkeit zu klären. Indem Aufmerksamkeit die Tätigkeit auf ihren Gegenstand hin lenkt und ausrichtet, ergibt sich hier ebenfalls ein Zusammenhang zu den Bedürfnissen und Interessen der Anlagenfahrer. Da unter Lohnarbeitsverhältnissen nicht die Arbeit und ihr gesellschaftlich nützliches Produkt motivierend wirkt, sondern die Notwendigkeit des Lohnerwerbs in die Produktionsstätten treibt, müssen die gesellschaftlichen Arbeitsverhältnisse als mögliche Ursachen des Aufmerksamkeitsproblems in die Untersuchung miteinbezogen werden. Weiterhin ist nach dem Anteil der Verteilungsart von Tätigkeiten, der Arbeitsorganisation, an der Unterforderungssituation zu fragen, indem nämlich für die Anlagenfahrer eingeschränkte Handlungsmöglichkeiten existieren, während gleichzeitig aber Tätigkeiten der Wartung, der Reparatur, der Vorbereitung und der Planung innerhalb eines Produktionsprozesses weiterhin und mit steigender Bedeutung bestehen. Bei der Untersuchung der Aufmerksamkeitsprobleme ist also ein Verständnis der gesellschaftlichen Bedingungen der betrieblichen Arbeitsorganisation erheischt, um erforschen zu können, wie sich betriebliche Herrschaftsformen mit in der Unterforderungssituation niederschlagen und das Aufmerksamkeitsproblem mit bedingen.

Mit der Persönlichkeitstheorie als Grundlage stellt sich weiterhin die Aufgabe, eine wissenschaftlich fundierte Auffassung von „humaner", d. h. persönlichkeitsfördernder Arbeit zu entwickeln, mit welcher es möglich sein wird, Kritik an der Unterforderungssituation in der Meßwartentätigkeit zu üben und Vorschläge zu unterbreiten, die der Persönlichkeitsentwicklung der Anlagenfahrer, d. h. der Entwicklung ihrer Handlungsfähigkeit dienlich sind. Die Kritik wird sich auch auf die gesellschaftlichen Verhältnisse zu richten haben, in denen die Vorschläge der Vigilanzforschung zur Anwendung gelangen können.

Literatur:

Buckner and Mc Grath (ed.): Vigilance: A Symposium. New York 1963.
Colquhoun, W. P.: The effect of „wanted" and „unwanted" signals on performance in a vigilance task. In: Ergonomics 4, 1961.
Davies, D. R. and G. S. Tune: Humane Vigilance Performance. London 1970.
Grün, Max v. d.: Menschen in Deutschland (BRD). Sieben Porträts. Darmstadt und Neuwied 1976.
Gubser, A.: Monotonie im Industriebetrieb. Bern, Stuttgart, Wien 1968.
Hebb, D. O.: Drives and the C. N. S.. In: Psychological Review 62, 1956.
Holland and Wiener: In: Buckner and Mc Grath (ed.) Vigilance: A Symposium.
Holzkamp, K.: Sinnliche Erkenntnis. Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung. Frankfurt/M. 1973.
Holzkamp-Osterkamp, U.: Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung. Band 1. Frankfurt/M. New York. 1975.
Kirchner, J.-H.: Die technische Entwicklung im Hinblick auf den ausführenden Mitarbeiter, In: Rohmert, W. (Hrsg.): Arbeitswissenschaft und Automatisierung.
Kleensang, M. H.: Quantifizierung des menschlichen Arbeitseinsatzes bei hochmechanisierten Mensch-Maschine-Systemen. Schriftenreihe „Arbeitswissenschaft und Praxis" Band 32. Berlin. Köln. Frankfurt/M. 1974.
Klix, F., J. Neumann, A. Seeber und K.-P. Timpe: Psychologie in der sozialistischen Industrie. Berlin (DDR) 1971.
Kornadt, H.-J. und G. Bäumler: Leistungen und Fehler bei Überwachungs-Aufgaben. Teil I: Erwartung und Leistung bei seltenen Signalen. In: Arbeitswissenschaft 4, 1964. Teil II: Vigilanzleistung unter Risiko. In: Arbeitswissenschaft 5, 1964.
Mc Grath, J.: Some Problems of definition and criteria in the study of vigilance performance. In: Buckner and Mc Grath (ed.): Vigilance: A Symposium.
Mickler, O., E. Dittrich und U. Neumann: Technik, Arbeitsorganisation und Arbeit. Eine empirische Untersuchung in der automatisierten Produktion. Frankfurt/M. 1976.
Nesswetha, W.: Physiologische Gestaltung der Arbeitsplätze bei Kontroll- und Steuerungstätigkeiten. In: Arbeit und Leistung 2/3, 1970.
Neumann, J. und K.-P. Timpe: Arbeitsgestaltung. Psychophysische Probleme bei Überwachungs- und Steuerungstätigkeiten. Berlin (DDR) 1970.
Poulton, E. C.:The effect of fatigue upon inspection work. Applied Ergonomics 4, 1973.
Rehberg, R. und J. Neumann: Untersuchungen zur Daueraufmerksamkeit bei Überwachungstätigkeiten. In: Zeitschrift für Psychologie. Band 176, 1969.
Rehberg, R.: Daueraufmerksamkeitsuntersuchungen in industriellen Überwachungssituationen. In: Klix, F. u. a.: Psychologie in der sozialistischen Industrie.
Rohmert, W.: Möglichkeiten der Festsetzung von Stufen der Mechanisierung und Automatisierung. In: Schriftenreihe „Arbeitswissenschaft und Praxis". Band 4. Berlin. Köln. Frankfurt/M. 1968.
Rohmert, W. (Hrsg.): Arbeitswissenschaft und Automatisierung. Schriftenreihe „Arbeitswissenschaft und Praxis". Band 5. Berlin. Köln. Frankfurt/M. 1968.
Rutenfranz, J. und R. Singer (Hrsg.): Aktuelle Probleme der Arbeitsumwelt. Schriftenreihe Arbeitsmedizin. Sozialmedizin. Arbeitshygiene. Band 38. Stuttgart 1971.
Sanders, A. F.: Psychologie der Informationsverarbeitung. Bern. Stuttgart. Wien 1971.
Schindler, R.: Zum Problem der aktivationsfördernden Bedingungen bei Daueraufmerksamkeitsanforderungen. In: Klix, F. u. a.: Psychologie in der sozialistischen Industrie.
Schmidtke, H. und H. Hoffmann: Untersuchungen über die Dauerbeanspruchung der Aufmerksamkeit bei Überwachungstätigkeiten. Köln und Opladen 1964.

Schmidtke, H. und H. C. Micko: Untersuchungen über die Reaktionszeit in Dauerbeobachtungssituationen. Köln und Opladen 1964.
Schmidtke, H.: Die Ermüdung. Bern 1965.
Schmidtke, H.: Leistungsbeeinflussende Faktoren im Radar-Beobachtungsdienst. Köln und Opladen 1966.
Schmidtke, H.: Überwachungs-, Kontroll- und Steuerungstätigkeiten. Frankfurt/M. 1966.
Schmidtke, H.: Wachsamkeitsprobleme. In: Schmidtke, H. (Hrsg.): Ergonomie I.
Schmidtke, H. (Hrsg.): Ergonomie I. Grundlagen menschlicher Arbeit und Leistung. München 1973.
Scholz, J. F.: Arbeitsumwelteinflüsse in automatisierten Produktionsabschnitten. In: Rutenfranz, J. und R. Singer (Hrsg.): Aktuelle Probleme der Arbeitsumwelt.
Scholz, J. F.: Über Fragen der Arbeitsplatzanalyse in automatisierten Produktionsabschnitten. In: Arbeitsmedizin. Sozialmedizin. Arbeitshygiene 12, 1970.
Singer, R.: Der Einfluß von zusätzlichen Signalen auf die Entdeckungsleistung bei einer akustischen Vigilanzaufgabe. Diss. Regensburg 1969.
Singer, R., J. Rutenfranz und F. Nachreiner: Zur Beanspruchung des Menschen bei Überwachungs-, Kontroll- und Steuerungstätigkeiten in der Industrie. In: Arbeitsmedizin. Sozialmedizin. Arbeitshygiene 12, 1970.
Stroh, C. M.: Vigilance: the Problem of Sustained Attention. Oxford 1971.
Ulich, E.: Unterforderung als arbeitspsychologisches Problem. In: Psychologie und Praxis 4, 1960.
Waldhubel, Th.: Empirische Untersuchung über Probleme der „Aufmerksamkeit" bei Meßwartentätigkeiten. Diplomarbeit FB 11, FU Berlin 1977.
Zubek, J. P. et al.: Intellectual and perceptual changes during prolonged perceptual deprivation: Low illumination and noise level. In: Per. and Mot. Skills 15, 1962.

ARGUMENT-SONDERBÄNDE AS

Dezember 1977 erscheint:

AS 19 Projekt Automation und Qualifikation: Entwicklung der Arbeit: Theorie ihrer empirischen Analyse

Fortsetzung der Studie über die Ausbreitung der Automation in der BRD (Argument-Sonderband 7).
In Auseinandersetzung mit bisherigen industriesoziologischen Untersuchungen und Theorien enthält dieser Band den Methodenteil der umfangreichen empirischen Untersuchung von Tätigkeiten und Qualifikationen an automatischen Anlagen in der BRD. Die Entwicklung und Begründung der eigenen Methode stellt zugleich einen Beitrag dar zum aktuellen Problem des Verhältnisses von allgemeiner Theorie und Empirie. Dieses Problem, das sich auch für marxistische Theorie akut stellt, wird hier im besonderen Bereich der Erfassung von Arbeitstätigkeiten exemplarisch zu lösen versucht.
Die Übersetzung allgemeinster gesellschaftswissenschaftlicher und ökonomiekritischer Kategorien in Fragen, die faktische Vorgänge zu erfassen erlaubt, schließt mit der Präsentation des Fragebogens, mit dem das Projekt in den Betrieben gearbeitet hat. So gibt der Band zugleich einen umfassenden kritischen Literaturüberblick und eine Didaktik empirischer Methodologie.
1978 folgt die Auswertung der Untersuchung in 80 Betrieben der BRD und Westberlins)
Adressaten: Soziologen, Psychologen, Ökonomen, Arbeitswissenschaftler, Pädagogen, Techniker

Argument-Verlag Postf. 210730 7500 Karlsruhe

Diskussion der Kritischen Psychologie

Walter Volpert

Rezension von Ute Holzkamp-Osterkamps „Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung“ *

1975 kam ein erster Halbband dieses Werkes heraus, in welchem die Autorin es für erforderlich hielt, „im Betrieb anzufangen“ (I, 13), also bei der Frage nach der Arbeitsmotivation, und für das Ende des 2. Halbbandes eine Klärung dieser Frage versprach. Seit 1976 ist nun dieser 2. Halbband erhältlich; in ihm finden sich einige allgemeine Bemerkungen zur Arbeitsmotivation, doch erfährt man gleich zu Beginn, daß das Gesamtwerk erst mit einem 3., für Ende 1977 angekündigten Band abgeschlossen sein wird. Der Rezensent steht vor einer nahezu unlösbaren Aufgabe: Eine Darstellung und Bewertung des Gesamtwerkes ist noch nicht möglich, schon jetzt machen jedoch die Breite des Ansatzes und die Fülle des verarbeiteten Materials eine Verdichtung ohne arge Verkürzungen zur kaum lösbaren Aufgabe, eine kritische Stellungnahme in wenigen Sätzen ist endlich ganz undenkbar. Er beschließt in dieser Situation, sich auf den ihm zentral erscheinenden Gedankengang – die Entwicklungsreihe hin zur menschlichen Motivation – zu konzentrieren und das Ziel seines Tuns zu spezifizieren: Der Leser der Rezension soll motiviert werden, sich durch das gesamte Werk H.-O.s durchzuarbeiten. Er soll – im Sinne der Autorin – die Relevanz eines solchen Tuns für sich erkennen und die entsprechende Anstrengungs- und Risikobereitschaft aufbringen – wohl wissend, daß die zu erwartende Befriedigung wenig mit Sinnlich-Vitalem zu tun hat.

Im ersten Band zeigt H.-O., wie im Evolutionsprozeß aufgrund biologischer Entwicklungsnotwendigkeiten die „Handlungsstrukturen“ tierischer Organismen zunehmend komplexeren Umweltanforderungen dadurch gerecht werden, daß sie selbst komplexer werden. Zunächst bilden sich aus lebenserhaltenden Einzelaktivitäten „instinkthaft“ festgelegte „Handlungsketten“. Teile davon werden zunehmend durch „Appetenzkomponenten“ ersetzt, welche abhängig von der individuellen Erfahrung modifizierbar sind. Dabei entsteht eine hierarchische Verhaltensstruktur. Diese ist zunächst auf eine instinkthafte „Endhandlung“ ausgerichtet; in der weiteren Folge verselbständigen sich die „Teilhandlungen“, wobei sie sich gleichzeitig immer feiner differenzieren. Das Neugier- und Explorationsverhalten (z. B. in der Form des Spielverhaltens) gewinnt zunehmend an Bedeutung. Auf dieser Grundlage entstehen „Willkürbewegungen“ als hochanpassungsfähige, jederzeit verfügbare Bewegungsfolgen. Damit ist es dem Tier möglich, den Ablauf der Bewegungen zu kontrollieren und ein hohes Ausmaß der Umweltorientierung und -beherrschung zu gewinnen. Dies vollzieht sich wesentlich in einem und durch einen sozialen Verband. – Was nun die „energetischen Voraussetzungen“ (I, 86) tierischer Instinkthandlungen betrifft, so

liegen diese bereits auf einem früheren Entwicklungsstadium nicht in unmittelbaren physiologischen Mangelzuständen, sondern in „aktionsspezifischen Energien" mit unterschiedlicher Auflagegeschwindigkeit ihrer Energiepotentiale. Dieses Modell wird auch auf die verselbständigten „Appetenzhandlungen" und das Neugier- und Explorationsverhalten übertragen, deren Energien aus selbständigen Quellen kommen (I, 110). Dem Stadium der „Willkürbewegungen" und der „Handlungskontrolle" entspricht ein „System der übergeordneten aktionsspezifischen Energien des Ablaufs, der Steuerung, der Kontrolle (von) Teilhandlungen" (I, 134). Emotionen werden als „wertende Vermittlungsinstanzen zwischen Kognition und Handlung" (I, 154) angesehen. Der „Stauung aktionsspezifischer Energiepotentiale" kommt dabei ein „negativer emotionaler Zustandswert" zu (I, 159). Dabei gewinnen Umgebungsbedingungen „emotionale Wertigkeit oder Valenz" (I, 157). Der Verselbständigung aktionsspezifischer Energien entspricht, daß die Ausführung und sogar die Übung gewisser Handlungen als befriedigend oder lustvoll angesehen wird, ohne daß dadurch „aus Gewebedefiziten erwachsene Bedarfszustände" (I, 164) reduziert werden. Als „Motor des Neugier- und Explorationsverhaltens" wird ein „verselbständigter übergeordneter Bedarf nach Umweltkontrolle" angenommen (I, 190), in welches der „Bedarf nach sozialem Kontakt" eingegliedert ist (I, 221). Auch die Objektvalenzen können sich soweit verselbständigen, daß eine befriedigende Aktivität solange zurückgestellt wird, bis ein „geeigneteres" Objekt zur Verfügung steht. Dieses „Bevorzugungsverhalten" gilt als „motivationaler Aspekt" tierischen Verhaltens.

Die Struktur der menschlichen Tätigkeit ist von der auch der höchsten Tiere qualitativ verschieden und dennoch aus letzterer hervorgegangen. „Die ... Entwicklungstendenzen des Neugier- und Explorationsverhaltens einerseits und des ... Sozialverhaltens andererseits ... (sind) in dem gegenständlichen und dem kooperativen Aspekt menschlicher Arbeit aufgehoben" (I, 243). Wesensmerkmal der Lebenstätigkeit wird „die vorausschauende Planung und bewußte Schaffung von künftigen Bedingungen gesellschaftlicher Lebenssicherung" (I, 252). Indem der Mensch die Gesetzmäßigkeit natürlicher (und später auch gesellschaftlicher) Prozesse erkennt, kommt er zu jener Freiheit, die „Einsicht in die Notwendigkeit" ist (I, 253). – In diesem historischen Prozeß wird mit Notwendigkeit auch das Stadium der Klassengesellschaft durchschritten. Die Unterdrückung der ausgebeuteten Klassen ist dabei durch den „Ausschluß von der bewußten Umweltkontrolle und ... Veränderung des gesellschaftlichen Lebens durch die Reduzierung der eigenen Tätigkeit auf die Ausführung des Willens der Produktionsmittelbesitzer" gekennzeichnet (I, 286). Die Beziehung zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten wandelt sich von einem personal-außerökonomischen Zwangsverhältnis (Sklaverei, Leibeigenschaft) in ein ökonomisches (im Kapitalismus), in welchem die Existenz des Arbeiters „vom Bedarf des Kapitals an Arbeitskraft" abhängt (I, 295). Gerade in dieser Verschärfung hat jedoch die gesellschaftliche Produktion ein Stadium erreicht, welches „die Teilhabe aller an der gesellschaftlichen Planung der Produktion bei Aufhebung der Trennung von körperlicher und geistiger Arbeit" (I, 300) ermöglicht. Dies zu erkennen und danach zu handeln ist die aktuell höchste

Form bewußter Umweltkontrolle. – Der neuen Qualität menschlicher Handlung entspricht – wie H.-O. zu Beginn des 2. Bandes darstellt – eine neue Qualität der „subjektiven Bedarfsgrundlage" in Form der „Bedürfnisse". Die Entwicklungslinie des „Bedarfs nach Umweltkontrolle" findet sich in „produktiven" Bedürfnissen wieder, die „auf die Teilnahme an der gesellschaftlichen Lebenssicherung" (II, 19) ausgerichtet sind. Diesen Bedürfnissen untergeordnet bzw. in sie eingeordnet sind die „sinnlich-vitalen" (die organischen und die sexuellen) Bedürfnisse. Die letzteren unterliegen zwar hinsichtlich der Objekte und der Befriedigungsweisen historischer Veränderung, doch bleiben sie immer auf das Individuum rückbezogen und daher „von vornherein und notwendig beschränkt" (II, 38). Die „produktiven" Bedürfnisse weisen hingegen einen „unabgeschlossenen Horizont weiterer Entwicklungsmöglichkeiten" (II, 40) auf und zwar in Richtung auf eine „Erhöhung der Selbstbestimmung auf der einen Seite und ... ständige Erweiterung der kooperativen ... Beziehungen auf der anderen Seite" (II, 43). Sie werden aktualisiert, indem objektive gesellschaftliche Bedeutungen in ihrer persönlichen Relevanz, als „subjektive Bedeutungen" wertend erfaßt werden. Gesellschaftliche Ziele, die dem Individuum zunächst als Anforderungen gegeben sind, stimmen zunächst nicht unbedingt mit seiner aktuellen Bedürfnislage (v. a. im Hinblick auf die sinnlich-vitalen Bedürfnisse) überein. Der Einzelne vermag aber zur Einsicht in die Notwendigkeit zu gelangen, daß diese Ziele verwirklicht werden müssen, wobei die aktuelle Bedarfslage gerade deshalb hintangestellt werden muß, weil sich die Aktivität auf die umfassende gesellschaftliche Vorsorge richtet, das Individuum dadurch erhöhte Umweltkontrolle und vermehrte soziale Integration gewinnt und damit auch zu einer höheren Form der „gesicherten" Befriedigung sinnlich-vitaler Bedürfnisse gelangt. Die aus dieser Einsicht entspringende Anstrengungs- und Risikobereitschaft kennzeichnet menschliches „motiviertes" Handeln. Lassen die objektiven oder subjektiven Bedingungen solches nicht zu, so kommt es zur „Anforderungserfüllung unter äußerem oder innerem Zwang" (II, 66). – Dies ist in einer Klassengesellschaft der Fall. Die emotionale Situation des Lohnarbeiters im Kapitalismus ist durch einen Widerspruch gekennzeichnet: „Die ‚produktive' Motivation ... (wird) einerseits durch die kognitive Erfassung der objektiven gesellschaftlichen Bedeutung der kooperativ anzustrebenden Ziele aktualisiert ..., andererseits durch die Erkenntnis des Ausgeschlossenseins von der kooperativen Planung, der Zielerreichung und gemeinschaftlichen Verfügung über den geschaffenen Reichtum radikal unterdrückt" (II, 89). In dieser Situation ist der Zwang das Moment, das sich durchsetzt. Der Aspekt der „Willentlichkeit" motivierten Handelns verselbständigt sich zum inneren Zwang, „eine Arbeit verrichten zu müssen, zu der weitgehend die Motivation fehlt" (II, 114). Allerdings kündigt sich in der Leistungszurückhaltung bereits eine neue Form „produktiver" Motivation zur solidarischen „Einflußnahme auf die relevanten Lebensbedingungen" (II, 101) an. – Gegen diese Leistungszurückhaltung aber sind die Arbeitswissenschaftler angetreten. Ihre Versuche, die Arbeiter zu „motivieren", sind jedoch grundsätzlich zum Scheitern verurteilt. Dieses „Motivieren" könnte nämlich nur gelingen, wenn den Arbeitern die „Teilnahme an bewußter gesellschaftlicher Realitätskontrolle" ermöglicht würde,

was im Kapitalismus aber „prinzipiell niemals möglich sein kann" (II, 102). Die arbeitswissenschaftlichen Maßnahmen verabsolutieren einzelne Aspekte der Motivation und verfehlen insgesamt das menschliche Niveau solcher Motivation: Die human-relations-Bewegung sieht einseitig nur den sozialen Aspekt und reduziert die entsprechenden Bedürfnisse auf das vormenschliche Niveau der Geselligkeit; die job-enrichment-Bewegung verabsolutiert wiederum den sachlichen Aspekt und beschränkt ihn auf das Niveau der „bloß explorativen und manipulativen Bedürftigkeiten" (II, 103).

Im Anschluß an diese Darlegungen kritisiert die Verfasserin die „Bedarfslehren" von Rubinstein, Leontjew und Sève. Allen dreien wirft sie vor, in individualistischen und damit biologistischen Fehlauffassungen zu verharren. Besonders interessant scheint hier die Kritik an Leontjew, da sie diesem natürlich nicht – wie den beiden anderen Autoren – vorwerfen kann, er wende die logisch-historische Methode nicht an. Da Leontjew die Entwicklungslinie von der selbständigen Bedarfsgrundlage des Explorationsverhaltens hin zu den „produktiven" Bedürfnissen nicht erkannt habe, könne er Bedürfnisse grundsätzlich nur als organische verstehen. Er führe die Motive von Tätigkeiten letztlich auf individuelle, aktuelle Bedürfnisspannungen zurück. Aus diesem Fehler resultierten grundsätzlich falsche Unterscheidungen wie diejenigen von Motiv und Ziel oder von Sinn und Bedeutung. Auch Leontjew könne nicht begreifbar machen, „daß und unter welchen Bedingungen gesellschaftliche Ziele als objektive Bedeutungskonstellationen zum Gegenstand individueller Bedürfnisse werden" – dies sei jedoch das „zentrale Problem der Motivationsforschung" (II, 150).

Soweit – mit vielen Verkürzungen – der dem Rezensenten wesentlich erscheinende Gedankengang des Werkes. Er verdient intensives Nachdenken, das hier nicht geleistet werden kann und soll. Ein möglicher Ansatz der Kritik wäre etwa die Frage, ob der Autorin die von ihr so häufig kritisierte äußerliche Gegenüberstellung von Natur und Gesellschaft nicht selbst unterläuft, wenn sie „menschliches Wesen" und „menschliche Natur" auseinanderreißt (I, 332; II, 27) und den Dual von sinnlich-vitalen und „produktiven" Bedürfnissen setzt. Problematisch scheint auch das Vorgehen bei der Bestimmung des „zweiten Bedarfssystems", von den „aktionsspezifischen Energien" über den „Bedarf an Umweltkontrolle" zu den „produktiven" Bedürfnissen. Die ganze Arbeit durchzieht die Argumentation, um ein bestimmtes Verhalten zu erklären, müsse eine „subjektive Bedarfsgrundlage" angenommen werden, welche dieses Verhalten „absichert", es wäre sonst „unterbestimmt" (vgl. II, 20 u. 32). Der – treffenden – Darstellung von zunehmend komplexeren und allgemeineren Strukturmerkmalen tierischen und menschlichen „Handelns" folgt jeweils ein Kapitel, in dem dem neuen Merkmal eine „Bedarfsgrundlage" hinzugesellt wird, welche unklar bleiben muß, da sie in der Tätigkeitsstruktur und nur in ihr ihre Begründung findet. So werden die entsprechenden Bedarfs-Titel für das vormenschliche Niveau (auf II, 20) als „globale Sammelbezeichnungen für die ‚bedarfsmäßige' Absicherung unterschiedlicher tierischer Aktivitäten" gekennzeichnet, nicht einmal das Merkmal der Intentionalität wird ihnen zugesprochen; an anderer Stelle (II, 55) werden die „produktiven" Bedürfnisse gar zur Merkwürdigkeit einer „generellen potentiellen Handlungsbereitschaft". Was sind diese Titel

mehr als schlichte Verdoppelungen von Merkmalen der „Handlungsstruktur", wie wir dies schon bei diversen psychologischen und soziologischen Definitionen von „Fähigkeiten" kennen? Unvermittelt werden dann solche Gespenster zur „aufgewiesenen" Realität, worauf man anderen Autoren – von Marx (vgl. 2, 32) über Leontjew bis hin zu zweifellos allen bürgerlichen Motivationstheoretikern – um die Ohren hauen kann, sie hätten diese Realität nicht gesehen. Die „produktiven" Bedürfnisse sind – wie H.-O. betont – keine in einem menschlichen Abstraktum „hockenden" Grundantriebe, sondern Ausdruck der Möglichkeit und Resultat eines Prozesses, nämlich des Gewinnens von Einsichten in Notwendigkeiten. Wenn dem so ist, warum dann diese irreführende Begrifflichkeit? Meines Erachtens wird durch sie die von H.-O. richtig benannte Aufgabe nicht gelöst, sondern eher verdeckt: zu klären, wie in der natur- und menschheitsgeschichtlichen Entwicklung objektiver Bedarf, dem „handelnd" begegnet wird, im „Handelnden" widergespiegelt wird. – Die Ausführungen zum Thema „Arbeitszufriedenheit" (II, 99 ff.) scheinen mir ergänzender Hinweise zu bedürfen. Möglichkeit und Wirklichkeit neuartiger „produktiver" Motivation der Lohnarbeiter im Betrieb sind im Text zu eng an das Phänomen der Leistungszurückhaltung gebunden. Sie müssen auf verschiedene Formen kollektiver Einflußnahme auf das Geschehen im Betrieb – insbesondere auf den ständigen Kampf um verbesserte Arbeitsbedingungen – bezogen werden. Die Motivationstechniken der Arbeitswissenschaft werden von H.-O. insofern unterschätzt, als sie nicht auf die „teilautonomen Gruppen" eingeht (die sie in I, 33 noch erwähnt). Hier dürfte in der Tat ein Versuch vorliegen, den sachbezogenen und den sozialen Aspekt der „produktiven" Motivation gemeinsam anzugehen. Dies hebt zwar den (von der Verfasserin richtig dargestellten) Charakter solcher Techniken als „Ersatzmaßnahmen" nicht auf, erfordert aber eine neue Bewertung. Die Gewerkschaften erkennen zur Zeit zunehmend die Problematik, ja Gefährlichkeit derartiger Versuche.

300 Seiten des zweiten Bandes sind einer intensiven Auseinandersetzung mit der Freudschen Psychoanalyse gewidmet. Diese wird ausführlich dargestellt und einer Kritik unterzogen, die dem von Holzkamp entwickelten Argumentationszusammenhang „keine logisch-historische Analyse – individualistisch-abstraktes Menschenbild – Verkennung des spezifisch Menschlichen" folgt und diesen durch den Vorwurf „Nichterkennen des zweiten Bedarfssystems (also der „produktiven" Bedürfnisse)" ergänzt. Darauf aufbauend wird eine „positive Aufhebung psychoanalytischer Erkenntnisse in marxistisch fundierter Psychologie" (II, 194) versucht. Konflikte entstehen dadurch, daß jede Erweiterung der Handlungsfähigkeit durch das Individuum mit einem gewissen Risiko des Scheiterns und damit der Bedrohung der bestehenden Handlungsfähigkeit verbunden ist. In antagonistischen Klassengesellschaften besteht die Gefahr, daß diesem Konflikt mit „Abwehrformen" begegnet wird, welche die Funktion haben, „Kognitionen und damit emotionale Handlungsbereitschaften zu unterdrücken" (II, 290), wobei bewußte Selbstkontrolle zu einer verinnerlichten Zwangsinstanz nach Art des Freudschen Überich deformiert werden kann, welche den „blinden Vollzug der Ge- und Verbote der äußeren Autorität" (II, 349) durchsetzt. Es handelt

sich hierbei um die Abwehr von objektiven Anforderungen der Realität, nicht von Triebwünschen. Gelingt diese Abwehr nicht völlig, so kommt es zu Ersatzbildungen und -handlungen und damit zu „partiellen Suspendierungen der Handlungsfähigkeit" (II, 466), womit die „psychischen Störungen" umschrieben sind. Pädagogisch-therapeutische Maßnahmen sind in diesem Rahmen auf eine Verbesserung der Handlungsfähigkeit, eine „Ausnutzung bzw. Erweiterung der gegebenen Handlungsräume in Richtung auf erhöhte Kontrolle und Integration" (II, 462) auszurichten. Dies beinhaltet die „schrittweise Durchdringung der scheinbaren Privatheit psychischer Schwierigkeiten in Richtung auf die bewußte Erfassung und kooperative Veränderung ihrer objektiven Bedingungen" (II, 457).

Die Kritik und „Rekonstruktion" der Psychoanalyse bedarf der eingehenden Stellungnahme psychotherapeutisch Tätiger; der selbstgesetzte Anspruch größerer Praxisnähe des eigenen Ansatzes (II, 186) ist durch diesen Band allein nicht eingelöst. Insgesamt zeigt sich aber auch und gerade an diesem Kapitel, daß das Konzept von H.-O. einen wesentlichen Fortschritt innerhalb der „Kritischen Psychologie" darstellt. Im Text findet sich eine Fülle fruchtbarer theoretischer Überlegungen und präziser Beobachtungen, die für die Entwicklung einer auf den dialektisch-historischen Materialismus gegründeten Psychologie von großer Bedeutung sind. Diese Aussage ist nicht auf das Problem des Emotional-Motivationalen zu beschränken, sondern betrifft auch grundsätzliche Fragen – wie die nach der onto- und phylogenetischen Entwicklung von Tätigkeitsstrukturen – und unmittelbar praxisbezogene Probleme, z. B. von Sexualität und Partnerbeziehungen in der Klassengesellschaft. Für den, der die Entwicklung einer dialektisch-materialistischen Psychologie befördern möchte, scheint mir die intensive Beschäftigung mit diesem Werk unerläßlich. Sie ist aber auch bedeutsam für jenen, der den Beitrag eines solchen Vorhabens für die Entwicklung der Humanwissenschaften skeptisch einschätzt; gerade dieser Leser sollte sich weder durch die Ablehnung, gar Ignorierung des Ansatzes von Seiten der etablierten Psychologie noch durch gewisse Eigentümlichkeiten der Sprache und der Argumentationsweise der Bücher abhalten lassen. Beiden Arten von Lesern macht es die Autorin allerdings unnötig schwer; es ist zu hoffen, daß es ihr noch gelingt, ihre Konzeption in verständlicherer und komprimierter Form vorzustellen.

* Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung, Band 1. Campus Verlag, Frankfurt/M.-New York 1975 (370 S., br. 22,– DM).

Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung, Band 2: Die Besonderheit menschlicher Bedürfnisse – Problematik und Erkenntnisgehalt der Psychoanalyse. Campus Verlag, Frankfurt/M.-New York 1976 (478 S., br., 24,– DM).

Karl-Heinz Siber

Notiz zu Ute Holzkamp-Osterkamps Konzept der Motivation*

Das Buch ist der zweite Teil einer auf drei Bände angelegten Entfaltung der im historischen Materialismus explizit und implizit enthaltenen Bedürfnis- und Persönlichkeitskonzeption. Diese, von westlich-marxistischer Seite bisher gemiedene, Thematisierung trägt der Einsicht Rechnung, daß individuelles Verhalten nicht kurzschlüssig aus aktuellen „objektiven Lebensumständen und den darin eingeschlossenen Notwendigkeiten der Lebenssicherung" (16) ableitbar ist, sondern daß diese Notwendigkeiten in verhaltensregulierenden Instanzen und handlungsrelevanten Motiven *im Individuum selbst* repräsentiert sein müssen, die ihrerseits mithin eine teils naturgeschichtliche, teils individualgeschichtliche Genese haben. Daher rührt die Notwendigkeit einer Erforschung der naturgeschichtlichen und individuellen Genese menschlicher Bedürfnisse in Ergänzung zu und Ableitung von einer Analyse der historisch wechselnden Bedingungen gesellschaftlicher Daseinserhaltung.

Das Buch erhebt zwar nicht den expliziten Anspruch, eine komplette Theorie der menschlichen Motivation bereitzustellen, reklamiert aber eine höhere wissenschaftliche Legitimation als die bisherigen disparaten „Theorien" über menschliche Motivation, die meist, in Ermangelung eines naturgeschichtlichen Ableitungszusammenhangs, willkürlich durch subjektive Interpretation von Oberflächenerfahrungen zusammengestellte Bedürfnisgarnituren anboten. Ausgenommen von dieser zutreffenden Pauschalkritik und ausführlich besprochen werden die sowjetischen Autoren Rubinstein und Leontjew, der Franzose L. Sève sowie Freud, dem am meisten Raum gegeben wird.

Die Notwendigkeit, die psychoanalytische Theorie Freuds zu rezipieren, ergibt sich aus der Erfahrung, daß der historische, d. h. in diesem Fall naturgeschichtliche Ansatz zwar eine Begründung der spezifisch menschlichen Bedürfnisstruktur in Ableitung von „objektiven Erfordernissen der Daseins- und Arterhaltung" als Resultat phylogenetischer Höherentwicklung zuläßt, andererseits aber die Vermittlung dieser „objektiv notwendigen" Verhaltenstendenz der Daseins- und Arterhaltung durch die individuelle, als „Emotionalität" zutagetretende Bedürfnisstruktur nicht darstellen bzw. erklären kann, da diese Vermittlung ja im individuell-lebensgeschichtlichen Prozeß geschieht, d. h. in jedem konkreten Fall als „subjektiver Bildungsprozeß" erscheint.

Diesem Sachverhalt tragen die bisher vorliegenden vereinzelten marxistischen Ansätze einer Theorie der Bedürfnisse nicht adäquat Rechnung:

Rubinstein vermag die Emotionalität überhaupt nicht als notwendiges Teilmoment der Vermittlung von objektiv lebens- und arterhaltendem und subjektiv „gewolltem" Verhalten zu erfassen; er bringt nur die unmittelbar physischen Bedürfnisse in einen naturgeschichtlichen Ableitungszusammenhang, so daß die eigentlich „produktiven", nicht auf unmittelbare organische Bedürfnisbefriedigung gerichteten Tätigkeiten entweder als bloße Mittel zum letztendlich wieder physischen Zweck (Arbeiten, um zu essen) oder, wo das nicht möglich ist, als „geistige", also immaterielle „Überschußprodukte" des Daseins, „als bloße Epiphänomene der Lebenstätigkeit" (125) verkannt werden.

Leontjew gelangt aufgrund ähnlicher grundsätzlicher Irrtümer zur „idealistischen Fehlannahme einer Losgelöstheit der gesellschaftlich entwickelten Bedürfnisse von ihren biologischen Voraussetzungen (138), also zu einem „spiritualistischen" Verständnis der entwickelten Bedürfnisse. Aufgrund dieser Idealisierung (die ebenso eine „Abwertung" der produktiven Bedürfnisse als ein „nicht lebensnotwendiger Luxus" ist) erscheint bei Leontjew die individuelle physische Bedürfnisbefriedigung als eigentlicher Zweck, die gesellschaftliche kooperative Tätigkeit als lediglich notwendiges Mittel zu ihrer Sicherstellung (ebenso wie auch bei Rubinstein). Die spezifische Qualität der menschlichen Bedürfnisse als von aktuellen organischen Mangelzuständen unabhängiges „motiviertes Verfolgen gesellschaftlicher Ziele" (141) ist damit aber gerade verkannt, eine Qualität, die bereits in den „produktiven" Tätigkeiten höherer Tiere („Neugier- und Explorationsverhalten", „selbständiger Kontrollbedarf") angelegt ist.

Die Ableitung „produktiver" menschlicher Tätigkeit als *Bedürfnis* ist auch bei L. Sève nicht geleistet; daher kann er die Konstituierung der „Arbeit als erstes Bedürfnis" nicht materiell begründen, sondern muß sie durch die abstrakte Forderung nach einer in der kommunistischen Gesellschaft zu erfolgenden „Umstülpung" der menschlichen Bedürfnisse zu einer „radikal neuen Motivationsstruktur" ideell erzeugen (dazu vgl. 170).

Dagegen ist für die Autorin aufgrund der voraufgegangenen naturgeschichtlichen Analyse der Genese tierischer Antriebs- bzw. Motivationsstrukturen eine Kennzeichnung der Spezifik menschlicher Lebenstätigkeit möglich: die Besonderheit menschlicher Bedürfnisse besteht nicht in der Aufhebung aktueller Mangelzustände; dies ist vielmehr in jedem Fall das tierische Bedürfnisniveau, auf das freilich die Menschen in dem Augenblick regredieren müssen, wo die Minimalbedingungen der physischen Existenz nicht mehr sichergestellt sind. Erst auf Grundlage vorsorgender Absicherung der Bedürfnisbefriedigung kann das spezifisch menschliche Bedürfnis nach „Teilhabe an der gesellschaftlichen Realitätskontrolle als Ausdehnung des Einflusses auf die allgemeinen, mithin auch die eigenen Daseinsbedingungen" (S. 170) handlungsrelevant werden, ein Bedürfnis, das also erst aufgrund bewußten Verhaltens zu den eigenen Bedürfnissen und der damit möglichen „Durchbrechung der Unmittelbarkeit zwischen aktuellen (organischen K. H. S.) Bedürfnisspannungen und Handeln" (170) phylogenetisch entstehen konnte.

Aufgrund ihrer analytisch begründeten Position kommt die Autorin zu einer äußerst exakten Beschreibung des Verhältnisses „produktiver" zu „sinn-

lich-vitalen" Bedürfnissen unter einerseits „unmenschlichen", d. h. die vorsorgliche Absicherung von Bedürfnisbefriedigung durch Teilhabe an gesellschaftlicher Realitätskontrolle ausschließenden oder stark einschränkenden Bedingungen (was der objektiven Lage des Lohnarbeiters entspricht), unter andererseits sozialistisch vorweggenommenen (und z. T. natürlich auch real antizipierbaren) „menschlichen" Bedingungen.

Ihr kritisch-psychologischer Ansatz ist meines Wissens der erste Versuch von westlich-marxistischer Seite, eine systematische materialistische Theorie der Bedürfnisse aufzustellen, worin auch und gerade die spezifisch menschliche produktiv-kooperative Tätigkeit als bedürfnismäßig motiviertes Verhalten abgeleitet ist. Ich habe bereits zu Beginn angedeutet, daß eine solche Ableitung 2 Teilschritte erfordert, wovon der erste, die Analyse der naturgeschichtlichen Genese tierischer Antriebsstrukturen in Abhängigkeit von objektiven Notwendigkeiten der Lebenserhaltung, im Ganzen als von Holzkamp-Osterkamp geleistet betrachtet werden kann. Der zweite Schritt muß notwendigerweise der Aufweis der individuell-lebensgeschichtlichen Realisierung der phylogenetisch erworbenen Bedürfnisstrukturen innerhalb der je konkret vorhandenen Umweltbedingungen *als subjektiver Bildungsprozeß*, die synthetische Rekonstruktion empirischer individueller Verhaltensformen sein (deren Gelingen zugleich das Kriterium der wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit der zugrundeliegenden Theorie wäre).

Das Problem der Vermittlung objektiv notwendiger Verhaltensweisen im Sinn der Lebens- und Arterhaltung mit dem subjektiv „gewollten" Verhalten des Einzelindividuums tritt bereits beim Tier auf; das tierische Verhalten erscheint als determiniert im Sinne einer „höheren" Zweckmäßigkeit, deren Inhalt eben die Lebens- und Arterhaltung ist. Diese „Zweckmäßigkeit" hat aber nichts Teleologisches an sich, sondern ist eine durch Selektionseffekte hervorgerufene notwendige objektive Tendenz aller (über)lebenden Organismen. Es ist nun keineswegs trivial, zu fragen, wie es kommt, daß das einzelne Gattungsexemplar dasjenige Verhalten, welches wir als das „artspezifisch sinnvolle Überlebensverhalten" erkennen, tatsächlich realisiert; die objektive Tendenz des gattungsspezifischen Verhaltens ist keine hinreichende Erklärung für das Verhalten des Einzeltiers. Die tierische Verhaltensforschung verschafft zwar Einblicke in die Mechanismen des lebensgeschichtlichen Erwerbs artspezifischer Verhaltensweisen, behandelt aber die Frage der „Motivation" des Einzeltiers nicht systematisch; wo die Frage, warum ein Tier auf bestimmte Weise handelt oder reagiert, überhaupt gestellt wird, begegnet man durchweg Antriebsmodellen aus dem mechanisch-technischen Vorstellungsbereich: etwa, daß im tierischen Gehirn „gespeicherte Verhaltensprogramme auf situative Reize hin „anspringen", oder daß auf Reize hin „aktionsspezifische Energiepotentiale" aktiviert werden und zu entsprechendem Verhalten führen. Holzkamp-Osterkamp macht sich die Annahme der „aktionsspezifischen Energie" für die Erklärung bestimmter Verhaltensautomatismen auf primitiver Stufe zu eigen, verzichtet aber darauf, sie auch für die Erklärung differenzierterer Verhaltensweisen höherer Tiere zu benutzen. Stattdessen führt sie an dieser Stelle ein Konzept ein (vielleicht nur als Hilfsvorstellung), das man als Konzept einer „Aktions- oder Funktionslust" bezeichnen könnte, wobei aber aus der Tatsache, daß die entsprechenden Ter-

mini meist in Anführungszeichen stehen, auf einen gewissen Vorbehalt zu schließen ist, der sich möglicherweise auf den spekulativen Charakter dieser Annahme bezieht. Da die „Motivation" tierischen Verhaltens allerdings vorläufig gar nicht anders als spekulativ angegangen werden kann, besagt dieser Vorbehalt nicht viel. Meines Erachtens ist ein Konzept, das auf „Funktionslust" aufbaut, eine wesentlich tragfähigere Spekulation als eine Vorstellung wie die „aktionsspezifische Energie". Die Annahme, daß beim Tier „die objektiv arterhaltende Funktion bestimmter Verhaltensweisen ... quasi subjektiv als Lustgewinn erscheint" (226) scheint mir von hohem heuristischem Wert zu sein. Empirische, genaue Beobachtungen etwa des Spielverhaltens von Tieren und der dabei gezeigten „Bewegungsausdrücke", sowie der fließende Übergang von Spiel- in sexuelle Aktivitäten machen die Annahme einer maßgeblichen Beteiligung von (in diesem Fall motorischer) Funktionslust m. E. unabweisbar. Es scheint danach so, als würde sich das objektiv arterhaltende (damit auch das individuell lebenserhaltende) Verhalten im Einzeltier mittels handlungsrelevanter Trieb- bzw. Bedürfnisstrukturen „durchsetzen", deren Realisierung subjektiv lustvoll ist. (Ein teleologisches Denken könnte von einer „List der Natur" sprechen.)

Die funktionale Auffassung von der „Lustvermitteltheit" des objektiv arterhaltenden Verhaltens des Einzeltiers (die nicht vorbehaltlos mit Freuds Lustprinzip zu identifizieren ist) wird nun unverständlicherweise von der Autorin in bezug auf das menschliche Verhalten wieder fallengelassen, wobei die Begründung: man könne für das menschliche Verhalten „homöostatisch-physikalische Vorstellungen" (226) völlig aufgeben, am Kern der Sache vorbeigeht und daher nicht stichhaltig ist. Denn das Lustprinzip in adäquater Fassung (im Unterschied zu Freud, wo Lustprinzip = Nirwanaprinzip) ist durchaus keine homöostatische Vorstellung. Daß andererseits „physikalische", d. h. also physische Vorstellungen bei der Erklärung menschlichen Verhaltens nicht in Betracht kommen können, ist nicht begründbar. Im Gegenteil wird durch diese Ausklammerung des Physischen der beanspruchte Materialismus der kritisch-psychologischen Bedürfniskonzeption in Frage gestellt; es ist ein Widerspruch, zunächst die „produktiven" Tätigkeiten als Bedürfnisse in der menschlichen Emotionalität zu verankern, ihnen dann aber keine physische Realität zuzubilligen. Dies läuft ja gerade auf die an Rubinstein und Leontjew kritisierte „Spiritualisierung" der Emotionalität hinaus.

Es bleibt daher unverständlich, weshalb gerade die „ökonomischen" Vorstellungen Freuds, die sich mit der physischen Verankerung der Emotionen beschäftigen, in der Freud-Kritik eliminiert werden; der Fortschritt, der mit der naturgeschichtlichen Begründung der Antriebsstrukturen erzielt war, wird somit wieder relativiert; die Emotionalität ist nun zwar phylogenetisch, d. h. in ihrer objektiven Funktionalität, abgeleitet, aber es bleibt weiterhin völlig im Dunkeln, in welcher Weise sie für das einzelne konkrete Individuum gegeben ist.

Die Aufgabe des „ökonomischen" Gesichtspunkts der Psychoanalyse bei gleichzeitigem prinzipiellen Festhalten daran, daß jedes Verhalten durch subjektive Befriedigung motiviert sein muß, führt U. O.-H. zu einem Rückfall in dualistische bzw. pluralistische Antriebskonzeptionen bis hin zu einer

Wiederbelebung des Konzepts der „aktionsspezifischen Energie"; so konzediert sie (207), daß die kindliche Saugaktivität auf „eine Art aktionsspezifische Energie zurückgeführt" werden könne – mit dem Zusatz: „was eine sexuelle Komponente der dabei erlangten Befriedigung nicht ausschließt". Wie soll nun aber die Befriedigung aus der sexuellen Komponente von der Befriedigung unterschieden werden, die aus der Realisierung des „aktionsspezifischen Potentials" resultiert? Diese Trennung ist sicher weder dem Beobachter noch dem Säugling selbst möglich. Die Einteilung in unterschiedene Bedürfnis- und Befriedigungsquellen ist also für diesen Fall als haltlose Spekulation zu verwerfen, wie es überhaupt schwerfallen dürfte, die verschiedenen empirischen Formen subjektiver Befriedigung kategorisch zu trennen und auf jeweils gesonderte Bedürfnispotentiale zurückzuführen. Den Schwierigkeiten der materiellen Begründung der Bedürfnisse in ihrer individuell-lebensgeschichtlichen Erscheinungsform geht Holzkamp-Osterkamp aus dem Weg, indem sie, wie gesagt, den „ökonomischen Gesichtspunkt" kurzerhand wegfallen läßt. Welche Konsequenzen sich für ihre Freud-Adaption daraus ergeben, kann an dieser Stelle nur schlagwortartig umrissen werden (wird aber in einer größeren Arbeit über den „Materialismus Freuds" von mir ausführlich begründet werden). Hier kann ich nur vorläufig darauf hinweisen, daß durch die Eliminierung des „ökonomischen Gesichtspunkts"

1. die Herkunft und das Wesen der Angst (als psychisch-physisches Phänomen), die in Holzkamp-Osterkamps positivem psychologischen Konzept eine wichtige Rolle spielt, ganz unklar bleibt;
2. die Relativierung der Bedeutung der Sexualität (in der Betonung ihres kompensatorischen Charakters) eine umgekehrt proportionale Relation zwischen produktiver Selbstverwirklichung und sexuellem Anspruchsniveau suggeriert, die empirisch völlig unhaltbar ist;
3. die Neurose nicht in ihrem prinzipiell psychosomatischen Charakter erfaßt wird, daher die kritisch-psychologische Therapiekonzeption sich primär als eine Anleitung zur Beseitigung von Denk- oder Bewußtseinssperren durch Gespräch und aktuelle Lebenshilfe verstehen muß. Es fällt nicht schwer vorauszusagen, daß diese Therapie zwar u. U. durch Bewußtmachung vorhandener Betätigungsmöglichkeiten Handlungsspielräume erweitern oder durch Entscheidungshilfen bzw. materielle Hilfen in Konfliktsituationen reale Lebensverbesserungen vermitteln wird, aber mit Sicherheit keine Neurose heilen kann.

Diese kritische Einschätzung soll im übrigen keinesfalls die eingangs skizzierte positive Leistung dieses Buches in Frage stellen.

* Diese Notiz bezieht sich auf Holzkamp-Osterkamp, Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung, Bd. 2: Die Besonderheit menschlicher Bedürfnisse. Campus Verlag, Frankfurt/M.-New York 1976 (487 S., br., 24,– DM).

Klaus Holzkamp

Rezension von Frigga Haugs „Gesellschaftliche Produktion und Erziehung"

Die *Herausarbeitung der Fragestellung* der Abhandlung im *ersten Hauptteil* basiert auf der Rahmenkonzeption, daß die Eigenart und Funktion von Erziehungsmethoden i. w. S. prinzipiell nur aus Entwicklungsnotwendigkeiten der gesellschaftlichen Produktion adäquat begriffen werden kann: Allein aus der Tatsache, daß das Leben einer Gesellungseinheit auf einer jeweils bestimmten Entwicklungsstufe faktisch erhalten werden konnte, ist abzuleiten, daß die dazu nötigen Qualifikationen und Haltungen durch die Erziehung in dazu hinreichendem Maße erzeugt worden sein müssen; sofern im *Bereich der Erziehung neue Konzepte und Strategien* auftreten, sind sie demgemäß bei ihrer wissenschaftlichen Analyse als der Produktion gegenüber sekundäre Erscheinungen zu betrachten; die Erklärung hat sich an dem regulativen Prinzip zu orientieren, welche *Veränderungen in der Produktion* es sind, die eine Veränderung der Erziehungsmethoden objektiv erforderlich machen; umgekehrt müssen auch *neue Entwicklungen in der Produktion* zu der Frage führen, wie sich der dadurch veränderte Bedarf an Qualifikationen und Haltungen in veränderten Erziehungsstrategien zur Erfüllung dieses Bedarfs niederschlägt. Dieser Zusammenhang ist in dem durch Planung nur nachträglich zu korrigierenden naturwüchsigen Selbstregulationssystem der bürgerlichen Gesellschaft nicht offensichtlich, sondern vielfältig gebrochen und vermittelt und setzt sich im wesentlichen mit vielen Inkonsequenzen und Asynchronien, also mit dem hier zwangsläufig auftretenden Verschleiß an Information und Energie, spontan durch; sekundär können dabei – in Abhängigkeit vom gesellschaftlichen Entwicklungsstand in geringerem oder höherem Maße – von ökonomischen und staatlichen Herrschaftsinstanzen bewußt-intendierte Korrekturen der Erziehungsprozesse erfolgen, wobei aber selbst in solchen Intentionen die Herkunft aus Notwendigkeiten der Produktion wiederum mehr oder weniger verschleiert sein kann. Jede wissenschaftliche Analyse von Erziehung in ihrer gesellschaftlichen Funktion hat den notwendig bestehenden Zusammenhang mit der Produktion durch seine Vermittlungen und Verschleierungen hindurch sichtbar zu machen und dabei auch die wirklichen Zielsetzungen intendierter Sekundärkorrekturen offenzulegen. – Die neue Art von Erziehungsstrategie, deren Bedingtheit durch Veränderungen in der Produktion Frigga Haug nachweisen will, ist das *Rollenspiel* als pädagogische Methode; die neue Entwicklung in der Produktion, aus der nach Auffassung der Autorin dieser Erziehungstrend begreiflich wird, die *Einführung der Automation in den kapitalistischen Ländern.*

Die *automatisierte Produktion* erfordert – wie F. Haug unter Rückgriff auf die Untersuchungen des wesentlich von ihr mitgetragenen Projektes „Automation und Qualifikation" darlegt – eine gegenüber der herkömmlichen industriellen Arbeit neue Qualität von Fähigkeiten und Haltungen. Die Reduzierung des Maschinenarbeiters auf ein immer spezielleres Detailgeschick, damit die immer weitergehende Zerreißung von Hand- und Kopfarbeit, ist hier tendenziell aufgehoben, da der unmittelbare Produzent nicht mehr als unselbständiges Anhängsel der Maschine in den Produktionsprozeß einbezogen ist, sondern diesem als Ganzem in der Funktion des Überwachens und Kontrollierens gegenübersteht, demgemäß nicht mehr die Qualifikation zu sinnentleerten Einzelverrichtungen braucht, (diese Verrichtungen werden jetzt von der Maschine ausgeführt), sondern solche Fähigkeiten und Haltungen, durch welche *mögliche Störungen* des automatisierten Produktionsprozesses optimal erkannt und beseitigt werden können. Benötigt ist, wie F. Haug nachweist, nunmehr eine bestimmte Art von *Übersicht, Flexibilität* und *Kritikfähigkeit* mit gewissen *Einsichten in die Eigenart des gesamten Produktionsverlaufs*, getragen von einer *allgemeinen Verantwortung gegenüber dem Ganzen*, durch welche allein die Motivation entstehen kann, in der Konzentration und Wachsamkeit erfordernden Kontrolltätigkeit Störungen, die den Produktionsprozeß behindern oder gar die Maschine schädigen könnten, nach besten Kräften zu vermeiden. Die hier notwendige Einsicht und Verantwortung gegenüber der Gesamtproduktion sind aber Eigenschaften und Einstellungen, die eine bewußte Beherrschung der Produktion durch die unmittelbaren Produzenten tendenziell implizieren, also quasi im Kapitalismus erforderlich werdende Qualitäten sozialistischer Persönlichkeiten. Dem steht aber die Tatsache gegenüber, daß *unterm Kapitalverhältnis auch der Automationsarbeiter Lohnarbeiter bleibt*, der dem Verwertungsinteresse des Kapitals total unterworfen und von der bewußten Planung der Produktion im allgemeinen, damit seinem eigenen Interesse radikal ausgeschlossen ist. Das Kapital steht hier also vor dem sich immer mehr verschärfenden Widerspruch, daß es seinerseits Arbeiter mit wachsender Übersicht und Verantwortung im Hinblick auf das Ganze benötigt, andererseits aber damit die Fähigkeiten der Arbeiter, die Überfälligkeit der kapitalistischen Form der Produktion und die Notwendigkeit ihrer Überwindung zu erkennen und zu entsprechender Praxis zu kommen, sich erhöhen, also die Kapitalherrschaft bedroht wird. Das Kapital braucht also im wachsenden Maße Arbeiter mit Übersicht über das Ganze, die aber *an den Schranken der kapitalistischen Produktionsweise Halt macht*, mit Kritikfähigkeit, die aber *nicht bis zu den wesentlichen Zügen der gegenwärtigen Produktionsverhältnisse vordringt*, mit Verantwortung für den Produktionsprozeß, die aber die *Grenze zur gesamtgesellschaftlichen Verantwortung für das Allgemeininteresse* nicht überschreitet, mit einer Grundhaltung, in welcher sie sich so verhalten, *als ob* sie selbstbestimmt über den Produktionsprozeß verfügen könnten, *ohne diese Selbstbestimmung aber tatsächlich anzustreben*. Die Erfüllung dieses Bedarfs an solchen in sich zutiefst widersprüchlichen Qualifikationen und Haltungen wird, wie die Autorin zeigt, teilweise durch entsprechende betriebliche Strategien in Angriff genommen, wobei aber notwendigerweise generell neue Erziehungsstrategien entstehen müssen, durch welche auch im Repro-

duktionsbereich, in der Kleinkindererziehung, im Kindergarten und in der Schule, die zur Entwicklung der Produktivkräfte bei Erhaltung des kapitalistischen Systems benötigten Eigenschaften und Einstellungen der eingeschränkten Übersicht, zurückgenommenen Kritik, fingierten Gesamtverantwortung erzeugt werden können. Eine wesentliche unter derartigen Erziehungsstrategien ist nach F. Haugs These das *Rollenspiel als Erziehungsmethode,* dessen enorme und immer wachsende Verbreitung sich mithin daraus erklären ließe, daß es die geschilderten, für die automatisierte Produktion benötigten widersprüchlichen Qualifikationen und Haltungen zu fördern imstande ist.

Im *zweiten Hauptteil* ihrer Arbeit geht F. Haug daran, diese These durch *kritische Analyse des vorliegenden Materials über Rollenspiel* zu explizieren und zu begründen. Sie belegt zunächst mit ausführlichen Daten ihre Auffassung, daß das Rollenspiel als pädagogisches Mittel gegenwärtig zu den verbreitetsten und in weiten Bereichen mit Selbstverständlichkeit als nützlich betrachteten Erziehungsmethoden gehört. Sie diskutiert weiterhin die theoretischen Voraussetzungen des Rollenspiels, sowohl die rollentheoretischen wie spieltheoretischen Vorannahmen. Mit besonderer Ausführlichkeit werden dabei fortschrittlich gemeinte Funktionsbestimmungen des Rollenspiels kritisch analysiert, wie die von Krappmann und die Versuche von Psychologen in der SU und DDR, das Rollenspiel als eine Methode zur Erziehung sozialistischer Persönlichkeiten auszuweisen. Nach Behandlung von Konzeptionen über das spontane Rollenspiel wird das angeleitete Rollenspiel, also Rollenspiel als bewußt eingesetzte pädagogische Strategie im Vorschulbereich und im Bereich der schulischen Institutionen ausführlich erörtert. – F. Haug läßt sich in diesem Abschnitt voll in die Widersprüchlichkeit und Heterogenität der theoretischen Vorstellungen, Funktions- und Zielbestimmungen im Hinblick auf spontanes und angeleitetes Rollenspiel ein. Sie zeigt, daß es praktisch kein Erziehungsziel gibt, das nicht von irgendeinem Verfechter des Rollenspiels als mit diesem Verfahren erreichbar betrachtet wurde, wobei auch die politischen Implikationen das gesamte Spektrum von totaler Anpassung bis Erziehung zur Revolution enthalten. Detailliert werden dabei die Oberflächlichkeit und Begriffslosigkeit gegenwärtiger Theorie und Praxis des Rollenspiels dargelegt. Die Autorin zeigt in jedem einzelnen Fall, wie die Rollenkonzeption einerseits gewisse fortschrittliche Momente enthält, indem an die Alltagserfahrungen angeknüpft wird und eine gewisse Lebendigkeit und Flexibilität bei den Kindern erzeugt werden kann, wie aber durch die Eigenart der zugrunde liegenden Vorstellungen von der Gesellschaft als Rollenspiel, vom Rollenmenschen etc. eine Durchdringung der Oberfläche unreflektierten Sich-Einrichtens in unbegriffener Wirklichkeit nirgends möglich ist, sondern im Gegenteil der Schein der Naturhaftigkeit und Unveränderlichkeit der bestehenden Verhältnisse durch das Rollenspiel gefestigt wird. Weiterhin wird aufgewiesen, daß die häufig vertretene Annahme einer motivierenden Wirkung des Rollenspiels, also seine Brauchbarkeit, als Mittel zur Überwindung der „Motivationskrise", auf unangemessenen Voraussetzungen beruht, da der Zusammenhang zwischen den zu verfolgenden Zielen und den eigenen Interessen, der allein zu motiviertem Handeln führen kann, hier bestenfalls vorgetäuscht ist: Subjektive Bedeu-

tung für das Kind und den Jugendlichen kann nur die Beteiligung an wirklich nützlichen gesellschaftlichen Aufgaben gewinnen, nicht aber die Teilnahme an fiktiven Interaktionen unter Eliminierung der „dritte Sache" im Allgemeininteresse liegender Aufgaben. Frigga Haug kann stringent zeigen, daß der fortschrittliche und emanzipatorische Anspruch von Verfechtern des Rollenspiels weitgehend auf Mißverständnissen beruht, und daß auch eine sozialistisch gemeinte Rollenspiel-Theorie in ihren wesentlichen Momenten in affirmativen Vorstellungen der Anpassung des Kindes an jeweils bestehende Verhältnisse befangen bleiben muß. (Die Vielfalt von F. Haugs kritischen Einzelanalysen kann hier nicht annähernd wiedergegeben werden.) – Schon hier wird in mannigfachen Zusammenhängen der widersprüchliche Charakter des Rollenspiels, gleichzeitig Entfaltungsmöglichkeiten zu geben und wieder zurückzunehmen, was die Autorin als „gefesselte Freisetzung" bezeichnet, deutlich.

Im *dritten Hauptteil* der Arbeit löst sich F. Haug von der Heterogenität und Widersprüchlichkeit des durchgearbeiteten Materials und weist in Zusammenfassung und Verallgemeinerung der vorhergehenden Einzelanalysen die *wesentlichen Züge der gesellschaftlichen Funktion einer Erziehung durch Rollenspiel in der bürgerlichen Gesellschaft* auf. Dabei wird etwa eindrucksvoll dargelegt, wie im Rollenspiel die *Oberfläche gesellschaftlicher Wirklichkeit nicht durchdrungen, sondern lediglich verdoppelt* wird; die Autorin bringt überzeugende Belege dafür, wie der Mensch durch seine unmittelbaren Erfahrungen unbelehrbar sein kann, und wie im Rollenspiel eine Konstellation besteht, in welcher man aus Erfahrungen gerade *nichts* lernt. Weiterhin wird gezeigt, daß im Rollenspiel die Tatsache der Abhängigkeit des Menschen durch das *Angebot von Freizügigkeit statt wirklicher Freiheit* verschleiert wird: Jeder kann die Welt verändern, indem er eine neue Krawattenmode initiiert: die Fiktion wird erzeugt, der Mensch könne seine Lage durch *Veränderung von Verhaltensweisen ohne Veränderung der Verhältnisse* verbessern. F. Haug verdeutlicht, wie im Rollenspiel die Auffassung vorgetäuscht wird, man könne, wie im Spiel, so auch in der gesellschaftlichen Wirklichkeit, die Regeln im Konsens festsetzen und ändern: eine private Norm-Rebellion soll an die Stelle kollektiver Veränderung gesellschaftlicher Lebensbedingungen gesetzt werden: „... um ein zeitgemäßes Beispiel zu bringen, scheint es z. B. einem Teil der Frauenbewegung, daß alle Unterdrückung vom Mann herrühre, weil dies in der häuslichen Sphäre der einzelnen Frau so aussieht. Folgerichtig wird der Widerstand in der Küche ausgerufen, der Kampf dort geführt – und gewonnen ... Auch die bloße Erscheinungsform wesentlicher Verhältnisse läßt sich flicken, reparieren, verschlechtern oder verbessern." In umfassenderer Analyse arbeitet F. Haug heraus, wie gerade in den emanzipatorisch gemeinten Ansätzen der Rollenpädagogik der Marxsche Satz geradezu umgekehrt wird: Es kommt nicht darauf an, die Welt zu verändern, sondern sie richtig zu interpretieren. Die Fähigkeit zur „Rollendistanz" ist z. B. die *Möglichkeit zur Uminterpretation von Regeln gemäß den eigenen Bedürfnissen*. In der „Einfühlung" braucht das Individuum nicht mehr betrogen zu werden, sondern deutet die Welt von selbst in der gewünschten Weise. In der einfühlenden Übernahme der Rolle des anderen wird vorgetäuscht, jeder könnte einmal Arbeiter, einmal Unternehmer sein, wie man

mal Vater, mal Arbeiter, mal Fußballspieler ist. Aber Herr X. ist nicht einmal Arbeiter, einmal Urlauber, einmal Mieter, sondern Urlauber und Mieter *als* Arbeiter. Im durch Rolleneinfühlung verinnerlichten Pluralismus (Tucholsky: „Jeder hat ja so recht") wird quasi jeder sein eigener Gegner, da er auch für den Standpunkt dessen, der ihn unterdrückt, „Verständnis" aufbringen wird, da von *dessen* Standpunkt natürlich sein Verhalten verstehbar ist. Wenn Konflikte ohne Kampf und ohne Beseitigung der Ursachen entschieden werden sollen, dann muß jeder dem anderen unter die Haut schlüpfen. Hier tritt Verständnis an die Stelle des Verstandes. Alle Leute, auch diejenigen, die mich ausbeuten und unterdrücken, sind gleich und in ihren Taten immer mir „verständlich". Aber: Nicht Menschen, sondern Zusammenhänge sind zu verstehen, wenn man die Leiden der Menschen enden will. Brecht: „Die Leiden machen den Kranken nicht zum Heilkundigen." Weder die eigenen Leiden, noch die Einfühlung in die Leiden der anderen bringt die Erkenntnis der Mittel, die zur Überwindung des Leidens notwendig sind. Frigga Haug verallgemeinert diese Analysen in Anknüpfung an ihre Ausgangsthese über die Funktionalität des Rollenspiels für die Erzeugung von Eigenschaften und Haltungen, wie sie in der automatisierten Produktion unterm Kapitalverhältnis nötig sind, zu der Auffassung, im Rollenspiel würden die Menschen *auf ein Allgemeines in einer Gesellschaft verpflichtet, in der es kein Allgemeininteresse* gibt. Gemeinsamkeit würde hier lediglich fingiert, indem man die Sicht auf die *scheinhafte Freiheit und Gleichheit im Bereich bloßer Interaktion* einschränkt, die Produktionsverhältnisse unterschlägt und dem Individuum vortäuscht, die *Ursache und die Überwindungsmöglichkeit aller Schwierigkeiten liege in der bloßen „Zwischenmenschlichkeit"*, wo jeder, wenn er seine Bedürfnisse artikuliert und die der anderen „versteht", zur Entfaltung seiner Lebensmöglichkeiten kommen kann. Diese Sichtweise wird hier, wie F. Haug nachweist, auf das Bild von der Art und der Überwindung gesellschaftlicher Interessengegensätze ausgeweitet. Die Veränderung gesellschaftlicher Bedingungen wird nach dem Modell der *„Bürgerinitiative"* verstanden, für die es kein Allgemeininteresse gibt, dem partikuläre Interessen widersprechen könnten, sondern nur *verschiedene private Interessen, zu deren Durchsetzung gegenüber anderen sich mehrere Private* zusammenfinden. Auch auf dieser Ebene wird die Widersprüchlichkeit der im Rollenspiel erzeugten Haltungen deutlich: Man kann durch gemeinsame Aktivitäten gesellschaftliche Bedingungen ändern, dies aber in einem Rahmen, in dem eine Veränderung der Produktionsverhältnisse selbst gar nicht in den Bereich des Möglichen rücken kann; so entsteht partikuläre Übersicht und gebremste Kritik und der Schein, man selbst sei an der Gestaltung der Bedingungen unter denen man lebt, beteiligt, also fiktive Verantwortung für ein Ganzes, das einem diese Möglichkeiten zu geben scheint. Nach einer Zuspitzung der im Rollenspiel liegenden Widersprüche, die den Widersprüchlichkeiten der Qualifikations- und Haltungsanforderungen in der kapitalistischen Automation entsprechen, weist F. Haug in bestimmter Negation ihrer bisherigen Kritik die *emanzipatorischen Möglichkeiten auf, die in einer angemessenen Einführung von Spielhandlungen in den pädagogischen Prozeß* liegen könnten. Voraussetzung ist wirkliches Wissen über die wesentlichen Züge der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse, die als wider-

ständiger Rahmen der Spielhandlung vorgegeben sein müssen, und in denen beim Spielenden unter Umständen Bewußtseinsprozesse erzeugt werden können, die denen der subjektiven Umsetzung objektiver gesellschaftlicher Bedingungen ähnlich sind. „Im Beispiel vorgeführt werden könnte etwa ein Arbeiter, der die heimliche Absprache der anderen Arbeiter, sich nicht vollkommen abzuhetzen, damit die Normvorgabe nicht heraufgesetzt wird, dafür benutzt, für sich einen Zusatzverdienst herauszuarbeiten. D. h., er hält sich nicht an die Abmachung, er arbeitet schneller". Die subjektive Verfassung dieses Arbeiters wäre quasi doppelt gehetzt, „die Schnelligkeit seiner Arbeitsbewegungen jagt ihn, aber auch die Furcht, die anderen könnten seine Schnelligkeit bemerken. Er arbeitet gegen die anderen, aber indem es dies tut, arbeitet er auch gegen sich und seine Kräfte. Man kann dies schon in seiner Arbeit zeigen, noch bevor die notwendige Konsequenz dieses Verhaltens, die allgemeine Normheraufsetzung, eintritt". Auch die Gründe, aus denen der Arbeiter hier zum Normbrecher wird, besonders häusliche Not oder ähnliches, wären in eine solche Spielhandlung mit fixiertem Rahmen und improvisierter Ausführung einzuführen, etc.

Der Nutzen dieses Buches liegt sowohl in wesentlichen theoretischen Erhellungen über die erziehungsunterstützte Persönlichkeitsentwicklung in der bürgerlichen Gesellschaft wie in der Herausarbeitung der wirklichen gesellschaftlichen Funktion einer gängigen pädagogischen Praktik, damit der Möglichkeit ihrer Verbesserung im wirklichen Interesse der betroffenen Kinder. Die Untersuchung ist sowohl methodisch stringent und akribisch in den Analysen wie voller verdichtender Bildhaftigkeit und aufklärerischer Kraft. Sie macht deutlich, daß wissenschaftliche Strenge der politischen Wirkung nicht entgegensteht, sondern dafür vorausgesetzt ist.

* Frigga Haug: Gesellschaftliche Produktion und Erziehung. Kritik des Rollenspiels. Campus-Verlag, Frankfurt/M.-New York 1977 (264 S., br., 19,– DM).

Karl-Heinz Braun

Die philosophische und psychologische Diskussion um Lucien Sèves Persönlichkeitstheorie

„Marxismus und Theorie der Persönlichkeit" von Lucien Sève erschien erstmalig 1968 in Frankreich und bei uns 1972 in der Übersetzung der 2. Auflage. Es hat zu einer ausführlichen und grundlegenden internationalen Diskussion relevanter Fragen einer materialistischen Persönlichkeitstheorie geführt und bei uns besonders die Arbeiten der Holzkamp-Schule erheblich befruchtet (vgl. Holzkamp [43] 22 f.); zugleich ist gegen viele grundlegende

und einzelne Aspekte dieses Ansatzes von verschiedenster Seite Kritik geübt worden. Der folgende Beitrag hat sich daher ein dreifaches Ziel gesetzt: a) Durch die systematische Darlegung der Sève-Rezeption die außerordentlich theoretische Bedeutung dieses Buches zu belegen; b) durch die Konfrontation mit kritisch-psychologischen Forschungsergebnissen einer *unreflektierten* Rezeption gewisser Theorieteile, besonders der Hypothesen, vorzubeugen; c) die in der vielschichtigen Diskussion deutlich werdenden Umrisse der „Kritischen Psychologie als materialistischer Persönlichkeitstheorie" zu skizzieren.

1. Der wissenschaftliche Sozialismus: Wissenschaftlicher Humanismus oder theoretischer Antihumanismus?

Im Konzept des wissenschaftlichen Sozialismus als wissenschaftlichem Humanismus liegt für Sève die Begründung der Möglichkeit und Notwendigkeit einer materialistischen Persönlichkeitstheorie. Ausgangspunkt ist für ihn dabei die 6. These über Feuerbach, in der es u. a. heißt: „Aber das menschliche Wesen ist kein dem einzelnen Individuum inwohnendes Abstraktum. In seiner Wirklichkeit ist es das ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse" (Marx, MEW 3,6; vgl. Sève [84] 90)[1]. Die Frage nach der „Humanität" bedeutet für Sève: „Das Paradoxon der Humanität läßt sich so formulieren: Jedes Individuum, so scheint es, ‚hat an und für sich die Gestalt des Menschenverstandes', wie Montaigne sagt. Jedes Individuum ist ein einmaliges Exemplar der Humanität im allgemeinen: Und doch wissen wir seit Marx, daß diese Humanität im allgemeinen, die umfassend verstandene Humanität, der Sachverhalt des Menschseins, das menschliche Wesen an und für sich nicht die Gestalt der Individualität, nicht psychologische Gestalt hat. Es ist die historisch veränderliche und konkrete Summe der Produktivkräfte, der gesellschaftlichen Verhältnisse, der kulturellen Errungenschaften usw. *Die Humanität hat dem Wesen nach nicht Menschengestalt.* Und doch erhält jedes Individuum gerade durch dieses Wesen, das nicht Menschengestalt hat, seine Individualitätsform, seine menschliche Gestalt... Dieses Paradoxon ist im Grunde nichts anderes als das hochwichtige epistemologische Paradoxon des *konkreten Wesens*" (Sève [82] 260 f.; vgl. ders. [84] 96 ff.). Dies impliziert die Einsicht, daß Individuum und Gesellschaft eine widersprüchliche Einheit darstellen, daß sie zusammenhängen, aber nicht zusammenfallen[2]. Der spekulative Humanismus wie der Antihumanismus verfehlen gleichermaßen – wenn auch in entgegengesetzter Weise – dieses Verhältnis. „Das Reduzieren des Juxtastruktur-Verhältnisses des Individuums mit der gesellschaftlichen Basis auf ein bloßes Verhältnis äußeren Zusammenhangs ist der Grundweg des spekulativen Humanismus und der gewöhnlichen Psychologie. Umgekehrt ist das Zusammenwerfen dieses Verhältnisses mit einer Beziehung vom Überbautyp mehr oder minder insgeheim bei jedem Antihumanismus in der einseitigen Deutung des Phänomens der Mittelpunktsverschiebung des menschlichen Subjekts enthalten" (Sève [82] 163).

Diese Marx-Interpretation ist von der französischen Althusser-Schule energisch bestritten worden, welche sich sowohl als authentische Interpretation des Marxschen Werkes als auch als Alternative zur stalinistischen Phi-

losophie begreift (vgl. Althusser [3] 193 f.; ders./Balibar [6] 189 ff.; Buci-Glucksmann [21])[3]. – Schon 1963, also fünf Jahre bevor „Marxismus und Theorie der Persönlichkeit" geschrieben wurde, stellte Althusser klar: „Unter der straffen Beziehung der Theorie kann man und muß man dann offen von einem *theoretischen Anti-Humanismus von Marx* sprechen und in diesem *theoretischen Anti-Humanismus* die Bedingung absoluter (negativer) Möglichkeit der (positiven) Erkenntnis der menschlichen Welt selbst sehen. An den Menschen etwas *erkennen* kann man nur unter der absoluten Bedingung, daß der philosophische (theoretische) Mythos vom Menschen zu Asche reduziert wird. Dann wäre jedes Denken, daß sich auf Marx beruft, um auf die eine oder andere Weise eine theoretische Anthropologie oder einen theoretischen Humanismus wiedereinzuführen, *theoretisch* nur Asche. Aber praktisch könnte es ein Denkmal prämarxistischer Ideologie errichten, das die wirkliche Geschichte belasten würde und Gefahr liefe, sie in Sackgassen zu ziehen" (Althusser [3] 179). Althusser hat dies versucht mit der Entwicklung vom frühen zum reifen Marx zu belegen: „Von 1845 an bricht Marx radikal mit jeder Theorie, die die Geschichte und die Politik auf ein Wesen vom Menschen begründet. Dieser einzigartige Bruch enthält drei theoretisch voneinander nicht zu trennende Aspekte: 1. Bildung einer auf völlig neuen Begriffen begründeten Geschichtstheorie: die Begriffe Gesellschaftsformation, Produktivkräfte, Produktionsverhältnisse, Überbau, Ideologien, Bestimmung in letzter Instanz durch die Ökonomie, spezifische Bestimmung der anderen Ebenen etc. – 2. Radikale Kritik der *theoretischen* Ansprüche jedes philosophischen Humanismus. – 3. Definition des Humanismus als *Ideologie*" (a.a.O., 176)[4].

Obwohl Sève eine sehr ausführliche Kritik an dieser Position geübt hat, verbunden mit einer Diskussionsaufforderung (vgl. Sève [82] 75 ff., 280 f.), hat Althusser sehr lange geschwiegen und auch jetzt nur beiläufig auf Sève hingewiesen, wenn er schreibt: „Für die marxistische Philosophie kann es kein Subjekt als Absolutes Zentrum, als Tiefsten Ursprung, als Einzige Ursache geben. Und man kann sich nicht, um sich aus der Affäre zu ziehen, mit einer Kategorie begnügen wie der ‚*Ex*-Zentrierung des Wesens' (L. Sève), denn das ist ein untauglicher Kompromiß, der hinter der falschen ‚Kühnheit' eines in seiner Wurzel durch und durch konformistischen *Wortes (Ex-Zentrierung)*, die Nabelschnur zwischen dem Wesen und dem Zentrum beibehält und demnach Gefangener der idealistischen Philosophie bleibt: da es kein Zentrum gibt, ist jede Ex-Zentrierung überflüssig oder irreführend" (Althusser [5] 91; vgl. Thévenin [97] 68 ff., 72 ff.). Die Radikalität dieses theoretischen Anti-Humanismus ist oft scheinbar gebrochen: es gibt eine Reihe von Bemerkungen bei Althusser, in denen er Sève's Position zu teilen scheint (vgl. z. B. Althusser [3] 196 f.; ders./Balibar [6] 223 f.; ders. [4] 65 ff.); dennoch verbleibt er letztlich bei seiner Auffassung vom wissenschaftlichen Sozialismus als theoretischem Anti-Humanismus, was er jetzt nochmals unterstrichen hat (vgl. Althusser [7] 65 ff.; ders. [8] 26 ff.). – Gegen diese Marx- und Sève-Interpretation müssen nun sowohl sachliche als auch hermeneutische Einwände erhoben werden.

Das *sachliche* Problem liegt darin, daß mit dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft zugleich eine bestimmte Auffassung von gesellschaftli-

chen Verhältnissen verbunden ist: daß sie nämlich sowohl *Voraussetzung* als auch *Resultat* menschlichen Handelns sind. Indem Althusser stets nur den Voraussetzungsaspekt betont (erkenntnistheoretisch: den Weg von den Kategorien zum empirischen Material), gerät der Resultatcharakter aus dem Blickfeld (erkenntnistheoretisch: der Weg vom empirischen Material zu den Kategorien), womit die gesellschaftlichen Verhältnisse naturalisiert werden (erkenntnistheoretisch: die Kategorien führen ein selbstbegnügsames Eigenleben oberhalb des empirischen Materials bzw. der Realität). Dadurch, daß Althusser einen legitimen gesellschaftstheoretischen bzw. erkenntnistheoretischen Aspekt *verabsolutiert*, schlägt seine berechtigte Kritik an spekulativ-humanistischen Marx-Deutungen[5] um in einen folgenreichen theoretischen und praktischen Irrtum, der im Grundsatz mit der Theorie und Praxis des wissenschaftlichen Sozialismus nicht vereinbar ist.

Mit Bezug auf das *hermeneutische* Problem bei Marx kommt Sève zu folgendem, insgesamt sehr überzeugenden Resultat: „Dieser Bruch mit dem *unmittelbaren* Nachdenken über das menschliche Wesen – das noch in den *Manuskripten* von 1844 im Vordergrund stand – ist eine wesentliche und notwendige Etappe der Marxschen Gedankenarbeit. 1844 ist die Psychologie, eine noch spekulative Psychologie, um so mehr ausgebaut, als sie in der Konfusion vielfach *an die Stelle* der ökonomischen und historischen Analyse tritt. Deshalb sind die Manuskripte von 1844, was die Koppelung zwischen Marxismus und Psychologie angeht, das verlockendste und zugleich das trügerischste Marxsche Werk. Von den *Thesen über Feuerbach* an wird diese Psychologie 1844 prinzipiell verworfen, wird die Ausarbeitung der ökonomischen und historischen Wissenschaft als unabhängige und gegenüber jeder Betrachtung über den individuellen Menschen absolut primäre Aufgabe gefaßt. Aber die *Deutsche Ideologie* gibt gerade als Abrechnung mit der spekulativen Auffassung vom Menschen den Problemen der Persönlichkeit beträchtlichen Raum... Von der *Deutschen Ideologie* zu den *Grundrissen*, von *Zur Kritik* zum *Kapital* extrapoliert er immer weniger auf den Bereich der Theorie des konkreten Individuums, während er zugleich die Theorie der Formen der Individualität als integrierenden Bestandteil der ökonomischen Wissenschaft immer mehr vertieft... Aus dem Bruch mit den spekulativen Illusionen über die Möglichkeit einer *unmittelbaren* Psychologie darf nicht auf eine Disqualifizierung aller Psychologie durch Marx geschlossen werden, wenn doch dieser Bruch gerade die Entdeckung des theoretischen Umwegs ist, der es endlich ermöglicht, den wirklichen Status der Psychologie der Persönlichkeit gedanklich zu fassen" (Sève [82] 152 f.).

Der theoretische und theoriegeschichtliche Wert dieser Kontroverse, liegt allgemein darin, daß die notwendige Abgrenzung und Grenzziehung des wissenschaftlichen Humanismus gegenüber sowohl dem spekulativen Humanismus als auch dem Antihumanismus deutlicher und bekannter geworden ist; dies heißt konkret für die marxistische Psychologie: die Notwendigkeit und Möglichkeit einer marxistischen Persönlichkeitstheorie kann heute nur noch schwerlich bestritten werden. (Vgl. insbes. Holzkamp, 44 a)

2. Die Einheit von Natur-, Sozial- und Individualgeschichte

2. 1. Materialistische Dialektik und Theorie der Persönlichkeit: das Wesen als Prozeß

Die traditionelle bürgerliche Psychologie scheitert im Kern daran, daß sie die verschiedenen Momente ihres Gegenstandes in einem rein äußerlichen Verhältnis zueinander sieht und so zu unüberwindbaren Dichotomien gelangt, die den Weg zur inneren Logik des Prozesses von allem Anfang an versperren. Sève vermeidet diesen Irrweg wie folgt: 1. „Anstelle eines bewegungslosen inneren Wesens und lebendiger äußerer Verhältnisse entdeckt die materialistische Dialektik das Leben der Verhältnisse im Inneren des Wesens, und die abstrakte Allgemeinheit erweist sich als bloß äußeres, unwesentliches, lebloses Inbeziehungsetzen" (Sève [82] 272). 2. „Das Wesen als Verhältnis – und folglich die im Verhältnis stehenden Dinge, in ihrer äußeren Unbeweglichkeit genommen, als unwesentlich – begreifen heißt jedoch das Verhältnis als Übergang vom einen zum anderen, als Bewegung hervorbringen, kurz, als *erzeugenden Prozeß,* als konstruktive Selbstbewegung begreifen. Das ist das zweite, nur zu oft am wenigsten begriffene Hauptmoment der Marxschen dialektischen Methode" (a.a.O., 273). 3. „Diese Zirkulation, dieses Umschlagen der Verhältnisformen ineinander, das das tiefere Leben des Wirklichen ausmacht, bezeugt, daß die wesentlichen inneren *Verhältnisse Triebkräfte* sind; diese Gleichsetzung hat die Dialektik in der Grundkategorie des *Widerspruchs* vollzogen" (ebenda). Zusammengefaßt: „Das Wesen wird hier nicht mehr als allgemeiner *Gegenstand,* sondern als *Entwicklungslogik des realen Gegenstands begriffen*" (ebenda; vgl. ders. [92] 75 ff.)[6].

Das in letzter Zeit stark diskutierte Verhältnis von Historischem und Logischem[7] ist bei diesem Ansatz unschwer lösbar, denn die *logischen* Entwicklungsnotwendigkeiten sind in letzter Instanz die *historischen* Entwicklungsnotwendigkeiten. „Wenn von einem beschränkten Gesichtspunkt aus logische Ordnung und chronologische Ordnung auseinanderfallen, ja sogar sich gegenüberstehen, so fallen sie vom Gesamtgesichtspunkt aus im Gegenteil wesentlich zusammen, da die logische Ordnung letzten Endes nur die abstrakte und korrigierte Widerspiegelung der historischen Bewegung selbst ist, die lediglich ihrer historischen Form und störender Zufälle entkleidet ist" (Sève [94] 139, vgl. 137 ff.; ders. [93] 110 ff.).

2. 2. Zum Problem der „menschlichen Natur"

Mit Bezugnahme auf die 6. Feuerbachthese polemisiert Sève an vielen Stellen seines Buches zu Recht gegen die Auffassung von einer unveränderlichen „menschlichen Natur", die in ideologischer Weise das Interesse der Herrschenden an der gegenwärtigen Gesellschaftsverfassung zum Ausdruck bringt (vgl. auch Sève [88]). Problematisch wird es allerdings, wenn er versucht, positiv zu bestimmen, welche Bedeutung die biologische Organisation des Menschen für die Theorie der Persönlichkeit hat: „Das Problem steht also wie folgt: Zum einen kann es absolut keine Psychologie als Wissen-

schaft von irgendeinem substantiell von der Nerventätigkeit verschiedenen Ding mehr geben, denn so ein *Ding* gibt es nicht. Und doch hat man, wenn das menschliche Wesen tatsächlich etwas ganz anderes ist als das tierische Wesen, nach Abzug alles dessen, was uns die Neurophysiologie vom Verhalten der Menschen sagen kann, die Untersuchung seines spezifischen *Wesens* noch längst nicht erschöpft; in gewissem Sinn hat man es noch nicht einmal berührt" (Sève [82] 182 f.). Daraus wird als Ausgangsthese gefolgert: „Als Wissenschaft von einem Lebewesen, dessen Wesen das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse ist, hat die Psychologie der Persönlichkeit nicht die Behandlung der *psychischen Verhaltensweisen* zum Gegenstand – das ist Sache der Neurophysiologie –, sondern die Behandlung der *Verhältnisse*, die ihnen im konkreten Leben der Persönlichkeit *zugrunde liegen*, von in letzter Instanz *gesellschaftlichen* Verhältnissen, die aber stets an Verhaltensweisen *gebunden* sind und *als Verhaltensweisen erscheinen*" (a.a.O., 183). Daher werden die menschlichen Lebensäußerungen als dem Inhalt nach sozial und der Form nach biologisch verstanden (vgl. a.a.O., 215) und die Psychobiologie nicht im Kernbereich der psychologischen Wissenschaft verortet (vgl. a.a.O., 298). In dieser Auffassung von der menschlichen Natur liegt ein doppeltes Problem: 1. Das naturwissenschaftliche Erkenntnisinteresse wird bei Sève reduziert auf Fragen des Verhaltens und der Physiologie (ohne beides deutlich zu unterscheiden). Darin liegt ein aus bestimmten Varianten der Biologie und bürgerlichen Psychologie bekannter Reduktionismus, denn der naturgeschichtliche Prozeß wird durch *drei* Kausalebenen bestimmt: a) die Verhaltensebene, worunter alle äußeren Reaktionen des Körpers verstanden werden; b) die physiologische Ebene, welche die Bewußtseinsstrukturen des zentralen Nervensystems analysiert; c) die genetische Kausalebene als die wichtigste, weil sie a) und b) beeinflußt (vgl. Schurig [81] 6 f.; ders. [80] 166 ff.). Bei Sève werden nicht nur diese drei Ebenen nicht strikt getrennt (die genetische fehlt sogar), sondern es gelingt ihm auch nicht – entgegen seinen Ausführungen über den Begriff des Wesens in der materialistischen Dialektik – diese verschiedenen Momente in einem umfassenden *naturgeschichtlichen* Prozeß zu integrieren und damit zu erklären.

2. Für Sève hat die biologische Organisation des Menschen nichts Menschenspezifisches: „Die ganze moderne Anthropologie bestätigt die Thesen von Marx und bestreitet diese Ideologie von der menschlichen ‚Natur'. Bei der Geburt ist das menschliche Individuum – psychologisch gesehen eine Frühgeburt – nur ein Anwärter auf Menschlichkeit" (Sève [89] 48). Und an anderer Stelle: „Aber die Individuen, sie müssen immer wieder beim ursprünglichen Tierischen *anfangen*, da die gesellschaftliche Vermenschlichung sich außerhalb der Organismen vollzieht" (Sève [86] 177). Dagegen heißt es bei Holzkamp: „Der Mensch verfügt als einziges Lebewesen über die *‚artspezifischen' biologischen Potenzen* zur *vergegenständlichenden Naturveränderung durch gesellschaftliche Tätigkeit*, damit zur *individuellen Teilhabe an gesellschaftlicher Kontrolle menschlicher Lebensbedingungen durch Aneignung vergegenständlichter, historisch kumulierter Erfahrung*, womit er *gleichzeitig an der Schaffung und Verbesserung der Bedingungen für seine eigene Existenzsicherung teilzuhaben vermag*" (Holzkamp [42] H. 1, 17; vgl. H.-Osterkamp [46] 304 ff.).

2. 3. Gesellschaftsformation und Persönlichkeitsstruktur

Wenn man von den eben genannten Kritikpunkten absieht, so liegt das besondere Verdienst von Sève darin, die Bedeutung der menschlichen, gesellschaftlichen *Arbeit* für die Psychologie hervorgehoben zu haben, also die Tatsache, daß die Menschen die Gesellschaft und damit sich selbst aufgrund ihrer materiellen, bewußten Tätigkeit verändern können und müssen (vgl. Sève [82] 166 ff.). Die Bedeutung der Arbeit für die Persönlichkeitsentwicklung herauszustellen ist in der gegenwärtigen Situation von vierfacher Aktualität: 1. In den Strategien des Kapitals zur „Humanisierung der Arbeit" ist der Versuch zu sehen, die menschliche Arbeitskraft noch intensiver den Profitinteressen dienbar zu machen (vgl. Volpert [100]; Preiß [69]). 2. Die persönlichkeitszerstörenden Folgen der anhaltenden Arbeitslosigkeit machen deutlich, wie die Arbeit trotz aller negativen Konsequenzen durch die kapitalistische Formbestimmtheit als unabdingbare Grundlage einer gelungenen Persönlichkeitsentwicklung anzusehen ist[8]. 3. Die wieder verstärkt propagierte Ideologie von der „Frau am Herd" macht in negativer Weise die Bedeutung der Arbeit für die Emanzipation der Frau deutlich (vgl. Koch [54] 70 ff.). 4. Sie ermöglicht eine folgenreiche Kritik sowohl an konservativen Ansätzen, die die Persönlichkeitsentwicklung auf die „Freizeit" beschränkt wissen wollen als auch links-spontaneistischen, reaktionär-romantischen Richtungen, die im Fernbleiben vom Arbeitsplatz eine fast revolutionäre Tat sehen.

Eine weitere Stärke liegt darin, daß mit der von Sève entwickelten Kategorie der „Individualitätsform" das *wie* des Wechselverhältnisses von Individuum und Gesellschaft faßbarer wird, wo es darum geht, „die Natur der Funktionaldeterminationsprozesse zu begreifen, durch welche die konkrete Persönlichkeit in gesellschaftlichen Realitäten, die eben nicht ihre *Gestalt* haben, *ihre Gestaltung erfährt*" (Sève [82] 265). Was sich vom Standpunkt der Gesellschaft als notwendig zur Reproduktion ihrer selbst darstellt, sind für die Individuen *„notwendige* Aktivitätsmatrizen, die den Individuen *objektiv bestimmte gesellschaftliche Charaktere* aufprägen" (a.a.O., 267). Daher kann das Wesen der konkreten Individuen „nur auf der Grundlage einer Theorie der *allgemeinen* Formen der Individualität in einer gegebenen Gesellschaftsformation" (a.a.O., 267) erforscht werden. Allerdings bleibt dabei die innere Abhängigkeit der Persönlichkeitsentwicklung von der Gesellschafts*formation* mit ihren *spezifischen* Entwicklungs- und Systemgesetzen noch undeutlich. Zunächst heißt es über die Individuen in der bürgerlichen Gesellschaft richtig: „Die Spaltung zwischen konkreter Persönlichkeit und abstrakter Persönlichkeit bringt die psychologische Aktivität in Gegensatz zu sich selbst und zwingt ihr eine Entwicklungsweise auf, die sie in unüberschreitbare Grenzen einschließt. Daher haben alle auf der Grundlage kapitalistischer Verhältnisse herausgebildeten Persönlichkeiten eine gemeinsame Topologie, jedoch mit einer unerschöpflichen Vielfalt von konkreten Äußerungsbedingungen und widersprüchlichen Entwicklungsformen" (Sève [82] 349)[9]. Aber an vielen Stellen (IV. Kapitel) werden dann allgemein-menschliche und diese gesellschaftsformationsspezifischen Merkmale bruchlos nebeneinander gestellt.

Der sich dabei andeutende Individualismus wird offensichtlich bei der inhaltlichen Bestimmung von abstrakter und konkreter Persönlichkeit. „Die konkrete Persönlichkeit erscheint zunächst als Gesamtheit von nichtentfremdeten persönlichen, ja auch interpersonellen Aktivitäten, die sich als Selbstbetätigung entfaltet; doch auch abgesehen davon, welcher geschichtliche Weg ihr seine Male hinterlassen hat, ist der Regelfall der kapitalistischen Gesellschaft, daß diese konkrete Persönlichkeit von der gesellschaftlichen Arbeit getrennt und zugleich wesentlich unter deren Produkte subsumiert ist, also unter die abstrakte Persönlichkeit...

Die abstrakte Aktivität dagegen erscheint gleich als entfremdete Aktivität, die der äußeren Notwendigkeit unterworfen und den Bestrebungen der konkreten Persönlichkeit mehr oder minder fremd ist; und doch hat das Individuum gerade in der abstrakten Aktivität Kontakt mit den entwickelten Produktivkräften und gesellschaftlichen Verhältnissen...; das heißt, in *dieser* Aktivität müßte sich das Individuum tatsächlich das menschliche Wesen aneignen können" (a.a.O., 349 f.). Während mit dem Begriff abstrakte Aktivität/ abstrakte Persönlichkeit u. U. die Entfremdung von den herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen, konkret im kapitalistischen Arbeitsprozeß gefaßt werden kann, scheint gerade die Sinnentleerung individueller Tätigkeiten bei scheinbarer Sinnerfüllung durch den Begriff *konkret* für eben diese Tätigkeiten nicht fassbar zu sein. Dies zeigt sich sogleich, wenn etwa die Handlungsregulationen der „abstrakten Persönlichkeit" als bewußt und die der „konkreten" als spontan gekennzeichnet werden (a.a.O., 359 f.). Hier ist der bei Kosik ([55] 7 ff.) entwickelte Begriff des „Pseudo-konkreten" für die individuellen Tätigkeiten, welcher die Perspektive auf den Anspruch eines sinnerfüllten Lebens nicht verstellt, vorzuziehen. (vgl. auch Holzkamp [40] 391 ff.).

Während Sève die Abhängigkeit der Persönlichkeitsentwicklung von den materiellen Bedingungen, besonders von der Klassenstruktur, gut herausarbeitet, wird deren Abhängigkeit vom gesellschaftlichen Überbau nur sporadisch behandelt (dies geht sogar in die Begriffsbestimmung der Juxtastruktur als von der Seite in die *Basis* hineinversetzt ein [vgl. Sève [82] 162]). Damit wird aber die individualgeschichtliche Bedeutung der Teilnahme an politischen Kämpfen (worin die ökonomischen Interessen ja ihren konzentriertesten Ausdruck finden) ausgeblendet (vgl. Eichhorn [24] 78).

Kehren wir zum Ausgangspunkt dieses Abschnittes zurück, der Einheit von Natur-, Sozial- und Individualgeschichte. Während Sève auf der methodischen Ebene diese Frage glänzend behandelt, zeigt seine real durchgeführte Analyse sowohl hinsichtlich der Vermittlung von Natur- und Sozialgeschichte als auch von Sozial- und Individualgeschichte und damit auch von Natur- und Individualgeschichte erhebliche Schwächen, die er streckenweise spekulativ, verbunden mit richtigen politischen Auffassungen bzw. allgemein verbreiteten Erfahrungen, aufzuheben versucht. Dies ist in der Sève-Rezeption häufig übersehen worden und hat daher zur unreflektierten Übernahme gewisser Theorieteile geführt (vgl. z. B. Hermsen u. a. [36] 76 f.).

3. Der Gegenstand der materialistischen Psychologie: Die konkrete, einmalige Persönlichkeit als Ganzheit

Auch wenn mit der Interpretation des wissenschaftlichen Sozialismus als wissenschaftlichem Humanismus Möglichkeit und Notwendigkeit einer materialistischen Psychologie innerhalb der marxistischen Theorie begründet ist, so ist damit über den konkreten Gegenstand noch recht wenig gesagt. Für Sève geht in diese Begründung nicht nur die Differenz von menschlichem Wesen und konkretem Individuum ein, sondern ebenfalls die Einmaligkeit und Ganzheit der Persönlichkeit. Dies ist noch deutlicher bei Georges Politzer (den die deutschen Faschisten 1942 standrechtlich ermordet haben), auf dessen Vorarbeiten aus dem Jahre 1929 sich Sève neben den systematischen Arbeiten von Marx und Engels hauptsächlich stützt. Politzer geht von der Frage aus, „ob es tatsächlich eine Gruppierung von wirklichen Sachverhalten gibt, welche die Einführung einer neuen Wissenschaft in den Kreis der Humanwissenschaften rechtfertigt" (Politzer [67] 27), und er sieht die Notwendigkeit einer konkreten, positiven, materialistischen Psychologie wie folgt: „Es ist leicht zu sehen, daß das Drama zwei Grundcharakteristika besitzt: seine Ereignisse sind einmalig ‚in Raum und Zeit'; erfaßbar sind sie nur in bezug auf Individuen, wenn sie in ihrer einzigartigen Einheit genommen werden... Allgemein gesehen ist der *psychologische Sachverhalt immer ein Segment des Lebens eines besonderen Individuums.* Jede andere Sehweise zerstört seine Realität" (a.a.O., 45; vgl. ders. [68] 78 ff., 88 ff.). Die beiden Momente „Einmaligkeit" und „Einheit" sollen hier analytisch getrennt diskutiert werden.

3. 1. Die Einmaligkeit der Persönlichkeit

Daß die Menschen einmalig sind, aber auch die einzelnen Exemplare einer Tiergattung, ja sogar alle anderen natürlichen und gesellschaftlichen Erscheinungen und Ereignisse, wird wenig bestritten und ist auch von der traditionellen bürgerlichen Psychologie durchaus anerkannt (häufig dient es dort als „Beweis" der Nichtexistenz sozialer Gesetze). In der marxistischen Literatur wird diese Frage neuerdings auch stärker diskutiert (insofern bilden Eichhorn [24] und Klix [53] bei ihrer Sève-Diskussion eine Ausnahme), wobei von allem Anfang an klar ist, daß Vergesellschaftung und Vereinzelung zwei Seiten des einheitlich-widersprüchlichen Aneignungs- und Vergegenständlichungsprozesses sind (vgl. z. B. Meier [62] 83 ff; Krjazew [57] 81 f.), daß es sich also um ein *notwendiges* Merkmal handelt. Dies wird von Sève besonders eindrucksvoll mit dem Hinweis auf die gesellschaftliche Arbeitsteilung begründet: „Die Teilung der menschlichen gesellschaftlichen Arbeit, mit dem Ensemble ihrer Konsequenzen, ist die tiefste und allgemeinste *gesellschaftliche* Grundlage der *Individuation* beim Menschen, die als Konsequenz des allem vorangehenden Sachverhalts der – auf die Individuen bezogen – gesellschaftlichen Äußerlichkeit des menschlichen Wesens erscheint... Und je mehr sich das menschliche Sozialerbe entwickelt, je mehr sich das gesellschaftliche System der Teilung der Arbeit kompliziert und

vermannigfacht, desto stärker werden die gesellschaftlichen Grundlagen der psychologischen Individuation" (Sève [82] 285). Kontrovers hingegen ist der *Stellenwert* der Einmaligkeit. Für Sève ist sie konstitutiv, das Individuum als Individuum auszeichnend. „Jedes Individuum ist *einmalig*, folglich ist die individuelle Einmaligkeit ein *allgemeiner*, ein gesellschaftlicher Sachverhalt. Aber dieser *gesellschaftliche* Sachverhalt besteht in der von Grund auf gegebenen Unterschiedlichkeit der *Individuen*. Zudem ist, da jedes Individuum nur insofern Individuum ist, als es einmalig ist, die Einmaligkeit *wesentlich* für die Individualität; da aber die Individualität ein gesellschaftlicher und allgemeiner Sachverhalt ist, erscheint die Einmaligkeit des Individuums darin als *unwesentlich*... Dieses Paradoxon ist im Grunde nichts anderes als das hochwichtige epistemologische Paradoxon der *Wissenschaft vom Individuellen*" (a.a.O., 260; vgl. a.a.O., 236 f.). Drei Einwände stellen sich sofort: 1. Man kann doch wohl nicht davon ausgehen, daß das Sozialerbe schon in den frühsten Stadien der Sozialgeschichte einen derartigen Umfang hatte, daß es eine so weit entwickelte Arbeitsteilung notwendig machte, daß jedes Individuum vereinzelt wurde. Hermeneutisch muß darauf hingewiesen werden, daß entsprechenden Stellen von Marx, auf die sich Sève stützt, sich auf die *bürgerliche* Gesellschaftsformation beziehen. (vgl. z. B. a.a.O., 243 f.). – 2. Die sozialhistorische Tendenz zur Herausbildung einmaliger, unverwechselbarer Persönlichkeiten steht gerade unter den Bedingungen der antagonistischen Klassengesellschaften die Tendenz zur Konformität und Eintönigkeit in den unterdrückten und ausgebeuteten Klassen entgegen; sie hat ihre Ursache in dem herrschaftsbegründeten Interesse am möglichst weitreichenden Ausschluß vom menschlichen Sozialerbe[10]. Erst in der vollentfalteten sozialistischen Gesellschaft wird diese Mauer abgetragen sein, erst hier wird die einmalige, unverwechselbare Persönlichkeit ein allgemeiner Sachverhalt sein, ein Aktivitätserfordernis gegenüber *allen* Mitgliedern der Gesellschaft. In antagonistischen Klassengesellschaften kann die Tendenz zur Einmaligkeit nur durch den *klassenspezifischen* Zugang zum Sozialerbe gestärkt (aber im Kapitalismus nicht voll durchgesetzt) werden; dieser Zugang besteht besonders im organisierten ökonomischen und politischen Kampf (vgl. H.-Osterkamp [46] 312 ff.; Asseln/Braun [10] These 3). – 3. Aus beidem ergibt sich das dritte Problem, das Verhältnis von der Theorie der Individualitätsformen und der Theorie der Persönlichkeit. „Aber die Theorie der Individualitätsformen ist ganz und gar noch nicht die Theorie der Persönlichkeit. Die erstgenannten sind allgemein und abstrakt, vielen Individuen gemein und vom Standpunkt des Studiums der Persönlichkeiten aus nicht erschöpfend. Die Persönlichkeit dagegen ist das *Gesamtsystem der* Aktivität *eines Individuums*, das nur insofern Individuum ist, als es sich von anderen unterscheidet" (Sève [82] 238). Kurz und knapp: „Denn die Persönlichkeit ist in ihrem Wesentlichsten *konkret* und *einmalig;* anders gibt es sie nicht" (ebenda). M. E. ist aber die Differenz von menschlichem Wesen und konkreter Persönlichkeit für die Gegenstandsbestimmung einer Theorie der Individualitätsformen bzw. der Theorie der Persönlichkeit notwendig und *hinreichend* (so in etwa auch Holzkamp [44] 18 ff.); die Einmaligkeit ist eine *zusätzliche* Begründung, die nur eine sozialhistorisch beschränkte Gültigkeit beanspruchen kann.

3. 2. Die konkrete Persönlichkeit als Ganzheit

Zum Einstieg nochmals Politzer: „... die Ganzheit des Individuums darf nicht Abschluß und Krönung der Forschung sein, sondern ihre Ausgangshypothese. Es ist unnötig, aus der Ganzheit ein besonderes Thema zu machen" (Politzer [67] 47). Nun läßt sich gegen das Erkenntnisinteresse, die verschiedenen Momente der Persönlichkeitsentwicklung in ihrer Einheit zu betrachten, gewiß nichts einwenden. So hat etwa auch Leontjew bedauert, daß gerade dies gegenwärtig außerordentlich schwierig ist; Keiler stellt als Überlegenheit des Aneignungskonzepts gerade diese prinzipielle Fähigkeit heraus (vgl. Leontjew [61] 682; Keiler [52] 62).

Aber wie ist dieses Problem *konkret* zu *bewältigen?* Sève versteht unter Persönlichkeit zunächst ein „lebendiges System von gesellschaftlichen Verhältnissen zwischen den Verhaltensweisen" (vgl. Sève [82] 194) und hat mit der „Wissenschaft von der Biographie" den hypothetischen Versuch unternommen, diese Ganzheit spezifischer Ordnung (vgl. a.a.O., 264) näher zu bestimmen; es geht darum, „im wesentlichen die Strukturen, die Widersprüche, die Dialektik des persönlichen *Lebens* zu erfassen, die Dialektik der Herausbildung und Wandlung der einmaligen Persönlichkeit und der Entfaltung der Aktivität: Quantitative und qualitative Entwicklung des Grundfonds der Fähigkeiten; Infrastrukturen der Aktivität, allgemeines Produkt/Bedürfnis-Verhältnis und Zeitplan; Suprastrukturen und Bewußtseinsformen; innere Momente der notwendigen Übereinstimmung zwischen Fähigkeiten und Zeitplan, Widersprüche mit den äußeren gesellschaftlichen Notwendigkeiten und den Individualitätsformen; Hauptresultanten der Widersprüche in jeder Etappe unter Berücksichtigung der gesellschaftlichen Lage, in der sich das studierte Leben abspielt; periodische Zeitplankrisen, eventuelle Wandlungen der allgemeinen Entwicklungslogik" (a.a.O., 393). Hier wird, entsprechend der oben kritisierten Trennung von Natur- und Individualgeschichte der Persönlichkeitsbegriff beschränkt auf seinen *gesellschaftlichen* Aspekt, wird die „Natur des Menschen" ausgeklammert (vgl. Kossakowski [56] 99 ff., bes. 102 f; Röhr [72] 134 ff.). Sève hat diese Kritik akzeptiert und folgende Korrektur angeboten: „Der Persönlichkeitsbegriff ist... seiner Wurzel nach durchaus ein *spezifisches* Konzept, das dem der naturwüchsigen Individualität *entgegentritt,* und in diesem Sinn ist die *Theorie der Persönlichkeit* wie die ihr entsprechende experimentelle Wissenschaft nur *ein Teil* der *Psychologie des konkreten Individuums* – allerdings ihr zentraler Teil" (Sève [87] 160; vgl. 161 ff.). Eine solche Trennung kann ihre forschungsstrategischen Vorteile haben, aber eben nur, wenn der *Teil* sich auch analytisch als dieser Teil ausweist. Die *Ganzheit* des Individuums wird bei Sève *gesetzt* und nicht als *entwicklungslogische Notwendigkeit* abgeleitet; und diese Ableitung wäre in doppelter Weise notwendig: Einerseits allgemein sozialhistorisch in dem Sinne, daß zu zeigen wäre, daß unter allen gesellschaftlichen Verhältnissen die Individuen eine solche einheitliche Persönlichkeit ausbilden *müssen,* um den an sie gerichteten gesellschaftlichen Anforderungen gerecht zu werden. Andererseits muß diese Ganzheit auch als *individualgeschichtliches Resultat* angesehen werden, also als Ergebnis des Aneignungsprozesses mit den inhaltlich bestimmten Stufen Kind-Jugendlicher-Erwach-

sener und der darin liegenden Entwicklung vom Niederen zum Höheren (vgl. H.-Osterkamp [47] 329 ff.). In diesem Zusammenhang wäre auch zu präzisieren, ob „Einheit" hier als Persönlichkeitssystem aufgefaßt wird, in dem die verschiedenen Momente in einem relativ zufälligen Verhältnis zueinander stehen oder ob es eine konkrete Totalität eigener Art sein soll, in der die verschiedenen Elemente in einem *lebensnotwendigen* Zusammenhang stehen.

4. Die Binnenstruktur der Persönlichkeit

Während im vorigen Abschnitt der Gegenstand der materialistischen Psychologie diskutiert wurde, geht es jetzt um die inhaltlichen Aussagen über diesen Gegenstand, also die Binnenstruktur der Persönlichkeit, womit sich Sève im IV. Kapitel seines Buches beschäftigt.

4. 1. Zur methodischen Problematik der Hypothesen

Sève legitimiert sein Befassen mit genuin psychologischen, für ihn als Philosophen also fachfremden Fragestellungen, indem er diese Ausführungen als Hypothesen bezeichnet und darauf verweist, daß „die folgenden Hypothesen zwar logisch mit den allgemeinen Thesen des vorigen Kapitels verbunden (sind), aber keineswegs daraus *hergeleitet;* gewiß ließen sich andere daraus herleiten. Sie wurden vielmehr sowohl auf dem Wege theoretischer Mutmaßung, als auch auf dem Wege halbempirischer Praxis aufgestellt" (Sève [82] 307). Zwar ist die Hypothesenbildung ein notwendiger Bestandteil jeder Forschungspraxis und daher in der marxistischen Wissenschaftstheorie unbestritten (vgl. Berger/Jetzschmann [13 a] 127 ff.), aber sie müssen aus dem vorhandenen theoretischen und empirischen Material *abgeleitet* werden, denn nur so nimmt man ihnen die *Beliebigkeit* und macht sie zu einem *systematischen* Bestandteil des Forschungsprozesses.

Eine weitere Kritik ergibt sich aus der Parallelisierung/Analogisierung von Kategorien der politischen Ökonomie (des Kapitalismus) und der Persönlichkeitstheorie. Auf diese Kritik hat Sève in doppelter Weise geantwortet: 1. „... wenn die *6. These über Feuerbach* wirklich zutrifft, reflektieren die Grundstrukturen der Persönlichkeit notwendigerweise in psychologisch transponierten Gestalten die objektiven gesellschaftlichen Strukturen; auch hier handelt es sich nicht um Parallelisierung, sondern um *Funktionalzusammenhang*" (Sève [87] 163). Dem kann schwerlich widersprochen werden. 2. „... haben Marx und Engels beim Aufbau der Wissenschaft von der Geschichte eine materialistische Dialektik von universeller objektiv-logischer Bedeutung herausgearbeitet; es ist also ganz natürlich, daß die Theorie der Persönlichkeit schließlich *dialektische Elemente* übernimmt, deren Musterbild die marxistische politische Ökonomie liefert. Das ist der Fall bei Konzepten wie notwendige Übereinstimmung, organische Zusammensetzung, tendenzieller Fall der Fortschrittsrate..." (ebenda). Hier wird davon abstrahiert, daß die Kritik der politischen Ökonomie einzelwissenschaftlicher Konkretisierung und Spezifizierung bedarf. – Dabei enthält auch dieses Kapitel Überlegungen, die für eine Theorie der Persönlichkeit wichtig sind.

4. 2. Einzeldiskussion der Hypothesen

4. 2. 1. Handlungen und Fähigkeiten

Die Handlungen, und mit ihnen verbunden die Fähigkeiten, bilden den Ausgangspunkt der persönlichkeitstheoretischen Überlegungen. Sie sind das Vermittlungsglied zwischen Individuum und Gesellschaft. „Unter Handlungen wollen wir jedes Verhalten eines Individuums – gleich auf welcher Ebene – verstehen, das nicht bloß als Verhalten, das heißt *auf das Psychische* bezogen, sondern als konkrete Aktivität betrachtet wird, das heißt *auf eine Biographie* bezogen. Anders gesagt, Handlung, als (eventuell) eine bestimmte Anzahl von *Resultaten* produzierend, nicht bloß unmittelbar für das Individuum selbst, sondern für die Gesellschaft unter ihren konkreten Bedingungen, von Resultaten, die (eventuell) durch mehr oder minder komplexe objektiv-gesellschaftliche Vermittlungen zu dem Individuum zurücklaufen. *Die Handlungen sind die wesentlichen Elemente des theoretischen Bereichs der Biographie.* Eine Persönlichkeit konkret kennen heißt zunächst die Gesamtheit der Handlungen kennen, aus denen sich ihre Biographie zusammensetzt" (Sève [82] 316). Bei der Analyse der Handlungen muß also deren zeitliche Dimension berücksichtigt werden. „Jede entwickelte menschliche Persönlichkeit erscheint uns gleich als *enorme Anhäufung verschiedenster Handlungen in der Zeit*" (a.a.O., 308). – Fähigkeiten sind in diesem Zusammenhang *Handlungspotentialitäten* (vgl. a.a.O., 318).

Hiergegen läßt sich auf dieser Abstraktionsebene wenig einwenden, allerdings scheinen wesentliche Momente unberücksichtigt: „1. Aus der Ausklammerung der „Verhaltensweise" aus dem Bereich der Psychologie ergibt sich ein Verzicht auf die Mikroanalyse, die detaillierte Untersuchung der Prozeßstruktur der Handlung. 2. Die Beschränkung auf ein zweidimensionales, flächenhaftes Prozeßmodell macht die Annahme hierarchischer Strukturen übereinander gelagerter Handlungsebenen unmöglich. . ." (Volpert [102] 108 f.). Dadurch wird ausgeklammert, daß das menschliche Handeln, welches hierarchisch-sequentiell organisiert ist, als bewußte, zielgerichtete Veränderung mit Einschluß einer Zielantizipation und der kontinuierlichen Rückmeldung zwecks Vergleich verstanden werden kann, als auch eine Ziel-Aktionsprogramm-Hierarchie beinhaltet (vgl. a.a.O., 130 ff.; ders. [101] 2. Kap.). Diese Vereinfachung „rächt" sich bei der Hypothese vom „tendenziellen Fall der Fortschrittsrate", die nicht nur zur Analyse der Verknöcherung der Persönlichkeit im Kapitalismus dienen soll, sondern aus der für eine sozialistische/kommunistische Gesellschaft die Forderung abgeleitet wird, den Individuen einen ständigen Wechsel ihrer Aufgaben- und Tätigkeitsbereiche zu ermöglichen, damit so der *Zuwachs* (Differenz zwischen vorhandenen und erworbenen Fähigkeiten) hoch bleibt (vgl. Sève [82] 379 f.). Entgegen Klix, der dies für einen banalen Tatbestand hält (vgl. Klix [53] 90), wäre daran mit Volpert zu kritisieren: „Auch hier bietet ein hierarchisches Modell bessere Erklärungsmöglichkeiten: Lernen ist nicht einfach ein Erwerb neuer Fähigkeitspartikel, die, bezogen auf den bereits vorhandenen ‚Haufen' immer geringer werden. Auch und gerade auf hohem Fähigkeitsniveau kann es zu hierarchisch hochstehenden und qualitativ neuen Einsichten kommen, die – wollte man sie quantifizieren – zweifellos großen

Fortschritt in geringer Zeit bedeuteten... In einem hierarchischen Modell wäre also der Wechsel in neue Tätigkeitssektoren kein Sprung aus der Langeweile, sondern Konsequenz einer *in einem Gebiet zentrierten ‚allseitigen Entwicklung'*" (Volpert [102] 110).

4. 2. 2. Infrastrukturen und Suprastrukturen

Infrastruktur und Suprastruktur sind die französischen Worte für Basis und Überbau; um deren Bedeutung für die Persönlichkeitstheorie zu verstehen, muß man auf Sève's Basis-Überbau-Verständnis zurückgehen. Er unterscheidet zweierlei Fassungen des Überbau-Begriffs bei Marx und Engels: 1. im Sinne von juristischen und politischen Institutionen *(ausschließlich* der Ideologien); 2. als allgemein-historischer Begriff „bezeichnet er jede Formation, die auf der Basis einer anderen und ihrer inneren Widersprüche erscheint; die von ihnen funktional determiniert wird und umgekehrt ihnen gegenüber eine Regierrolle spielt, zugleich aber neue Aspekte und eine relative selbständige Entwicklungsweise zeigt" (ebenda). Letztere Interpretation geht in die Begriffe Infrastrukturen/Suprastrukturen ein, wobei die Infrastruktur identisch ist mit dem Zeitplan: „Wenn die Infrastruktur der Persönlichkeit als Struktur einer Aktivität aufgefaßt wird, heißt das jedoch notwendig, daß sie als Struktur mit *Zeit*substanz aufgefaßt wird, als *zeitliche Struktur,* denn nur eine zeitliche Struktur kann der inneren Logik der *Aktivität* eines Individuums, ihrer *Reproduktion* und ihrer *Entwicklung* gleichgeartet sein" (a.a.O., 340). Daraus folgt: „Die entscheidende Frage für die Theorie des Zeitplans ist also zunächst die Bestimmung der psychologischen Aktivitäten, die als objektiv infrastrukturell zu betrachten sind. Ich formuliere die Hypothese: Dies sind *alle psychologisch produktiven Aktivitäten,* wobei ich darunter die Gesamtheit der Aktivitäten verstehe, die die Persönlichkeit produzieren und reproduzieren, gleich in welchem Sektor" (a.a.O., 343). Während unter Infrastruktur die persönlichkeits*konstituierenden* Prozesse verstanden werden, bilden die persönlichkeits*regulierenden* Prozesse die Suprastruktur. „Unter psychologischen Suprastrukturen wird hier die Gesamtheit jener Aktivitäten verstanden, die nicht unmittelbar zur Produktion und Reproduktion der Persönlichkeit beisteuern, sondern in bezug auf diese eine *Regierrolle* spielen" (a.a.O., 358).

Der Kern des Einwandes hiergegen richtet sich gegen die inhaltliche Bestimmung des Basis-Überbau-Theorems: Auch wenn zugestanden werden soll, daß es in der Entstehungsphase der marxistischen Theorie unklare Begriffsfassungen gegeben hat, so muß doch auch festgehalten werden, daß sie beim späten Marx und besonders in den berühmten Altersbriefen von Engels im Sinne von materiellen bzw. ideellen gesellschaftlichen Verhältnissen gefaßt werden; dies ist spätestens seit Lenin völlig eindeutig (vgl. Lenin, LW I, 142 f.; allgemein hierzu Bauer u. a. [13] 13 ff.). Wenn man daraus wie Sève das Verhältnis von Konstituierendem und Regulierendem macht, eliminiert man den analytischen Stellenwert dieses Theorems, nämlich Konkretisierung und Spezifizierung der Grundfrage der Philosophie zu sein; demgegenüber ergibt sich aus dieser veränderten Inhaltsbestimmung m. E. kein Erkenntnisgewinn.

Allerdings läßt sich diese Kritik positiv wenden und zwar dadurch, daß man mit Infrastruktur die materiellen und mit Suprastruktur die ideellen Prozesse der Persönlichkeitsentwicklung faßt; genauer: die Handlungen und Fähigkeiten einerseits und das individuelle Bewußtsein andererseits. Dann läge die gleiche Argumentationsrichtung vor wie in der *kulturhistorischen Schule,* deren methodisches Grundkonzept von Leontjew so gekennzeichnet wurde: „Unsere allgemeine Methode verfolgt das Ziel, die menschliche Tätigkeitsstruktur zu finden, die unter den gegebenen konkret-historischen Bedingungen entstanden ist, und, davon ausgehend, die wesentlichen psychischen Besonderheiten der entsprechenden Bewußtseinsstruktur aufzuspüren" (Leontjew [60] 224).

Dann allerdings wird ein neuer Mangel sichtbar: die Fragen des individuellen Bewußtseins und in diesem Zusammenhang die Bedeutung der Sprache, kurz: die ganze Widerspiegelungstheorie wird bei Sève ausgeklammert (vgl. Jantzen [50] 197). Zwar ist es von der Herangehensweise durchaus richtig, die Suprastrukturen als Handlungsregulationen zu fassen, aber damit ist über deren Form und Inhalt noch recht wenig gesagt[12]. Sève hat diesen Mangel jetzt auch zugestanden und die Bedeutung der Analyse der geistigen Biographie der Persönlichkeiten hervorgehoben (vgl. Sève [87] 166).

4. 2. 3. Die Bedürfnisse

Die Frage der Bedürfnisse ist nicht nur theoretisch bedeutsam, sondern auch politisch brisant, weil die – jetzt wieder erstarkenden – spontaneistischen Bewegungen sich u. a. dadurch auszeichnen, daß sie die Bedürfnisbefriedigung zur Grundlage ihres politischen Handelns machen (wollen). Sève geht es von allem Anfang darum, den *gesellschaftlichen* Charakter der Bedürfnisse herauszustellen. „Im Vergleich zum primär-organischen Bedürfnis zeichnet sich das entwickelte menschliche Bedürfnis nicht einfach durch eine *an zweiter Stelle kommende Sozialisierung* aus, sondern durch eine *allgemeine Umstülpung seiner ersten Merkmale,* durch eine Wesensumkehrung. Die gesellschaftliche Menschwerdung äußert sich nicht durch bloße Verbesserung oder Zusätze an einem wesentlich unveränderten Bedürfnismodell, sondern durch die Produktion einer radikal neuen Motivationsstruktur" (Sève [82] 323). Kann man bis hierher zustimmen, so wird die Fortführung des Gedankengangs zweifelhaft: „Das Wichtigste ist, daß das elementar-organische Bedürfnis *nötigend, innerlich* und *homöostatisch,* das entwickelte menschliche Bedürfnis dagegen mehr oder minder weitgehend ausgezeichnet ist durch seinen *Toleranzbereich* selbst gegenüber fortgesetzter Nichtbefriedigung, seine *Mittelpunktsverschiebung* und seine *erweiterte Reproduktion* ohne innere Schranken" (a.a.O., 323 f.). Es erhebt sich die Frage, kann denn das Toleranzkriterium, welches völlig unabgeleitet gesetzt wird[13], anders als in dem Sinne interpretiert werden, daß die Menschen sich bewußt zu ihren Bedürfnissen verhalten können? (vgl. H.-Osterkamp [47] 71 f., 155). Auch durch die „Mittelpunktsverschiebung" (und damit im Zusammenhang auch durch die „erweiterte Reproduktion") können die *spezifisch menschlichen* Bedürfnisse nicht charakterisiert werden, weil schon „in der phylogenetischen Entwicklung sich soziale Lebensformen der Tiere herausbilden, die auf hö-

heren Stufen mit dem Neugier- und Explorationsverhalten zu verselbständigten sozialen Bedürftigkeiten führen und daß diese sozialen Grundtendenzen zur Naturgrundlage des kooperativen Moments produktiver Bedürfnisse gehören" (a.a.O., 157 f.). Um diese Kritik an Sève etwas deutlicher zu machen, seien hier die drei Kerngedanken des kritisch-psychologischen Bedürfniskonzepts von Holzkamp–Osterkamp thesenartig vorgestellt. Der Ausgangspunkt ist: „Bedarfszustände, die im Zusammenhang der Aktivitäten zu gesellschaftlicher Lebenssicherung stehen bzw. auf gesellschaftlich produzierte Objekte oder gesellschaftlich geprägte Situationen gerichtet sind und deswegen nur durch die Produktion und deren Resultate befriedigt werden können, werden von uns ‚Bedürfnisse' genannt. ‚Bedürfnisse' sind also Bedarfszustände in ihrer gesellschaftlichen, d. h. ‚menschlichen' Spezifik, in denen ihre unspezifisch biologischen Charakteristika aufgehoben sind" (a.a.O., 18 f.). Hieraus leitet sich die Unterscheidung von produktiven und sinnlich-vitalen Bedürfnissen ab. Erste „sind auf den Erwerb der Kontrolle über die relevanten Lebensbedingungen gerichtet und umfassen alle Tendenzen zur Ausdehnung bestehender Umweltbeziehungen, somit also auch der sozialen Beziehungen, und zwar in ihrem Doppelaspekt: als Teil der zu erkundenden Umwelt, aber auch als über die Kooperationsbeziehung ermöglichte Erweiterung der Basis dieser Umweltbegegnung und Erhöhung der damit verbundenen Erlebnisfähigkeit" (a.a.O., 23). Dem stehen die sinnlich-vitalen Bedürfnisse gegenüber, „in denen sich die individuellen Mangel- und Spannungszustände selbst ausdrücken, für deren Reduzierbarkeit durch die Teilhabe an gesellschaftlicher Realitätskontrolle vorgesorgt werden soll. . ." (ebenda). Hierbei werden nochmals organische und sexuelle Bedürfnisse unterschieden (vgl. a.a.O., 23 f.). Von diesem sehr differenzierten Konzept aus, das sich einer konsequent und konkret durchgeführten logisch-historischen Analyse verdankt, läßt sich auch der Tatbestand erklären, den Sève „Kampfbedürfnis" nennt (vgl. Sève [82] 324 ff.): es handelt sich dabei nicht um eine „bewußte Mittelpunktsverlagerung", sondern eben um die höchste Ausprägungsform der produktiven Bedürfnisse unter den Bedingungen der bürgerlichen Gesellschaft.

5. Resümee

Dieser Versuch, in systematischer Weise auf die philosophische und psychologische Diskussion um Sève's Begründung einer materialistischen Persönlichkeitstheorie einzugehen, sollte mehrfaches deutlich machen: 1. Daß es sich hier um eines der wichtigsten Bücher der internationalen marxistischen Diskussion der letzten Jahrzehnte handelt (was in der Literatur in vielfacher Weise hervorgehoben wurde)[14]. 2. Daß es sich im wesentlichen um eine *philosophische* Arbeit handelt, die sich daher wesentlich dem Nachweis der Möglichkeit und Notwendigkeit einer materialistischen Persönlichkeitstheorie im Rahmen des wissenschaftlichen Sozialismus widmet. 3. Daß es seine größten Schwächen dort hat, wo es auf konkrete, einzelwissenschaftlich-psychologische Fragen eingeht (hier ist mehr problematisch als überzeugend)[15]. Diese Mängel können allerdings kaum anders als kollektiv bewältigt werden[16].

Anmerkungen

1 W. F. Haug hat darauf hingewiesen, daß man die Interpretation der Feuerbachthesen nicht denen überlassen darf, die Marx gegen den Marxismus „verteidigen" wollen (vgl. Haug [35] 669); Sèves Buch ist auch dazu ein gelungener Beitrag.

2 Sève spricht davon, daß die Individuen gewissermaßen *von der Seite* in die gesellschaftliche Basis hineinversetzt werden und nennt diesen spezifischen Wesenszusammenhang „Juxtastruktur", was in etwa „abhängige Nachbarstruktur" bedeutet (vgl. Sève [82] 161 f).

3 Die Arbeiten von Louis Althusser und anderen, seiner Marx-Interpretation verpflichteten Autoren, stellen ein äußerst komplexes Gebilde dar, welches in seiner Gänze an dieser Stelle nicht gewürdigt werden kann und soll, zumal die jetzt in der BRD und Westberlin aufgenommene Diskussion sich noch in vollem Gange befindet (vgl. als ersten „Zwischenbericht" jetzt Sandkühler [76]). Im Zentrum des Interesses hat dabei in der Regel die Erkenntnistheorie gestanden, und weniger die Frage des „theoretischen Anti-Humanismus", auf die ich mich hier beschränke (vgl. allerdings dazu Sandkühler [74] 161 ff.; Müller [64] 88 ff.; Jaeggi [49] 962 ff.; Tomberg [98]).

4 Das Theorem von der „Diskontinuität in der Wissenschaftsgeschichte" übernimmt Althusser aus der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie des Naturwissenschaftlers Gaston Bachelard (vgl. Bachelard [11] 200 ff.).

5 An dieser Stelle wäre besonders auf Alfred Schmidt zu verweisen, den ich in Anm. 3 nicht erwähnt habe, weil er den „theoretischen Anti-Humanismus" von Positionen eines spekulativen Humanismus aus kritisiert. (vgl. Schmidt [78] 202 ff.; ders. [79] 76 ff.); zur Kritik vgl. allgemein Tomberg [99]; zum Humanismus-Problem Braun [18] 38 ff.; ders. [20] 472 ff.).

6 W. Volpert verweist auf eine unveröffentlichte Arbeit von Tomberg, in der dieser kritisiert, daß die Verneinung eines „inneren Wesens" die Dialektik von Marx und Hegel verkürze (vgl. Volpert [102] 100). Da mir diese Arbeit nicht vorliegt, kann ich diesen Einwand hier nicht prüfen; allerdings sei darauf verwiesen, daß A. Cornu diese Auffassung offensichtlich nicht teilt (vgl. Sève [84] 98 f.; in ähnlicher Weise wie Sève argumentiert auch Hahn [27] 90 ff.).

7 Vgl. besonders die Kontroverse zwischen Holzkamp (41) und Bischoff (14).

8 Vgl. Wacker (103); diese Arbeit von Wacker ist dadurch problematisch, daß sie sich theoretisch am „Freudomarxismus" orientiert und praktisch-politisch linkssektiererische Tendenzen aufweist (vgl. auch Wacker [104]) – aber sie ist eben fast das Einzige, was gegenwärtig zur Verfügung steht. – Allerdings hat eine Gruppe Kritischer Psychologen in Amsterdam eine große empirische Untersuchung dazu durchgeführt, die in nächster Zeit veröffentlicht werden soll.

9 Ob man tatsächlich diesen Widerspruch von abstrakter und konkreter Persönlichkeit als Grundwiderspruch der Individuen in der bürgerlichen Gesellschaft ansehen darf, müßte an anderer Stelle ausführlich diskutiert werden (einen interessanten Versuch, dieses Kategorienpaar für die Analyse behinderter Persönlichkeiten einzusetzen, hat Jantzen [50] 200 ff. unternommen). – Haugs Überlegungen zur Warenästhetik scheinen mir in ähnliche Richtung zu gehen (vgl. Haug [30] [32]). Bestimmt falsch ist es allerdings, wenn in der DDR-Diskussion sowohl Meier (63) 110 f. als auch Röhr (72) 130 f. diesen Grundwiderspruch auch für die Individuen in der sozialistischen Gesellschaft fundierend ansehen (ähnlich den Auffassungen Hirdinas (36 a) zur sozialistischen Warenästhetik), denn bei der sozialistischen Warenproduktion ist die Grundform nicht mehr die Wertform, sondern der Wirtschaftsplan (vgl. Haug [34] 107 f.; ders. [32]).

10 Auch bei Sève, wenn auch ohne Konsequenzen, erwähnt (vgl. Sève [82] 345 ff.; ders. [88] 91 f.; ders. [89] 51 ff.).

11 Ich gehe davon aus, daß der Tätigkeitsbegriff und der Handlungsbegriff sich im Prinzip auf gleiche psychologische Sachverhalte beziehen; zu ihrer Vermittlung vgl.

Suckert-Wegert u. a. (96) 2. u. 3. Kap. – Hier sei auch darauf verwiesen, daß das menschliche Handeln schon auf der Handlungsebene spezifisch menschlich ist, und daß es sich nicht – wie der Tendenz nach bei Gleiss (25) 448 f., 451 versucht – durch seine Bewußtheit definieren läßt; das menschliche Bewußtsein hat dieses menschliche Handeln zu seiner Voraussetzung.

12 Wenn man bedenkt, daß Sève sowohl bei der Gesellschaftsanalyse den Überbau, als auch bei der Persönlichkeitstheorie das Bewußtsein und die Sprache ausklammert, dann scheint es mir doch berechtigt, von einem „schleichenden Ökonomismus" zu sprechen; dieser ist um so bedauerlicher und gefährlicher, als er den (offenen oder versteckten) Gegnern der marxistischen Theorie immer zum Beweis der Notwendigkeit metaphysischer Konzeptionen gedient hat, wie man schon den Worten Politzers von 1929 entnehmen kann: „Angesichts der gegenwärtigen Offensive des Spiritualismus und allgemein des Idealismus kann es nicht darum gehen, für eine Renaissance jener unvollständigen Positionen zu arbeiten, die wohl im Augenblick ihres Entstehens der materialistischen *Intention* als Ausdrucksmittel haben dienen können, die aber *in Wirklichkeit* unfähig gewesen sind, den Spiritualismus niederzuschlagen, und die heute jenen ‚demonstrativen' Materialismus ausmachen, dessen sich der Spiritualismus bedient, um periodisch seine Unbesiegbarkeit zu zeigen" (Politzer [68] 79).

13 Diese Auffassung entstammt eigentlich der Psychoanalyse, wo etwa zwischen dem Hunger als notwendigem Lebensbedürfnis und der Libido, deren Befriedigung ohne unmittelbare Existenzgefährdung aufgeschoben werden kann, unterschieden wird (vgl. Bally [12] 30). In der recht unkritischen Übernahme dieses Theorems wird dem konkreten, positiven Gehalt der Psychoanalyse, bei ansonsten sehr scharfer philosophischer und gesellschaftstheoretischer Kritik (vgl. Sève [90]) m. E. ein ungebührlich hoher Stellenwert eingeräumt.

14 Eine einzigartige Ausnahme in dieser Einschätzung bildet die Auffassung von Laufenberg u. a., die Sève zwar ein ganzes Buch widmen, aber schreiben: „Er glaubt, komplexe Probleme dadurch lösen zu können, indem er an die Stelle des zur Lösung des Problems notwendigen Wissens die Phrase setzt. Mit einer solchen Argumentationsweise lassen sich die tollsten Thesen aufstellen und über mehrere hundert Seiten problemlos aufrechterhalten" (Laufenberg u. a. [59] 24). Ich bin auf dieses Buch hier nicht eingegangen, weil einerseits die permanenten Text- wie Sinnverfälschungen eine ausführliche hermeneutische Rekonstruktion des Sève-Textes notwendig gemacht hätten und weil andererseits die sporadischen sachlichen Einwände an anderer Stelle vorgetragen worden sind (vgl. Braun [18] 52 ff.; Keller [52] 68 ff.).

15 Der in diesem Zusammenhang u. a. von Volpert (102) erhobene Vorwurf, daß Sève die Arbeiten zur materialistischen Psychologie in den sozialistischen Ländern nicht rezipiert habe, ist zwar richtig, aber zu abstrakt, weil er nicht beachtet, daß diese Arbeiten fast überhaupt nicht in französischer Sprache vorliegen (vgl. Sève [87] 166).

16 Dies bestätigt in positiver Weise die umfassende, kollektive Forschungsarbeit am „Holzkamp-Institut".

Literaturverzeichnis

(1) L. Althusser, Für Marx, Frankfurt/M 1968.
(3) L. Althusser, Marxismus und Humanismus, in: Althusser (1).
(4) L. Althusser, Antwort an John Lewis, in: H. Arenz u. a. (9).
(5) L. Althusser, Bemerkung zu einer Kategorie: Prozeß ohne Subjekt und ohne Ende/Ziel, in: Arenz u. a. (9).
(6) L. Althusser/E. Balibar, Das Kapital lesen, 2 Bde, Reinbek 1972.
(7) L. Althusser, Elemente der Selbstkritik, Westberlin 1975.
(8) L. Althusser, Ist es einfach, in der Philosophie Marxist zu sein? in: SOPO 34/35. 1976, H. 1.

(10) H. Assein/K.-H. Braun, Die kämpferische Persönlichkeit als Paradigma des politischen Individuums, in: Holzkamp/Braun (45).
(11) G. Bachelard, Epistemologie. Ausgewählte Texte, Frankfurt-Berlin-Wien 1974.
(12) G. Bally, Einführung in die Psychoanalyse Sigmund Freuds, Reinbek 1971.
(13) A. Bauer u. a., Basis und Überbau der Gesellschaft, Frankfurt/M 1974.
(13 a) H. Berger/H. Jetzschmann, Der soziologische Forschungsprozeß, Berlin 1973.
(14) J. Bischoff, Gesellschaftliche Arbeit als Systembegriff, Westberlin 1973.
(16) K.-H. Braun, Die gegenwärtige Lage der Kritischen Psychologie, in: Demokratische Erziehung: 1977, H. 4.
(17) K.-H. Braun (Hrsg.), Beiträge zur Kritischen Psychologie, Bd. II: Persönlichkeitstheorie (2), Marburg 1976.
(18) K.-H. Braun, Zur Verteidigung des realen Humanismus gegen seine pseudomarxistischen Verächter, in: Braun (17).
(19) K.-H. Braun (Hrsg), Beiträge ..., Bd. III: Kontroverse um Sève, Holzkamp und Leontjew (1), Marburg 1976. (Bezug: K.-H. Braun, Schwanallee 22 a, 3550 Marburg/L.)
(20) K.-H. Braun, Aufgaben eine politischen Psychologie, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 1977, H. 4.
(21) Chr. Buci-Glucksmann, Über Stalinismus-Kritik von links, in: Cohen u. a. (23).
(23) F. Cohen u. a., Freiheit der Kritik oder Standpunktlogik. Diskussion in der KPF, Westberlin 1976. (Titel und redaktionelle Vorbemerkung haben mit dem *Inhalt* des Buches nichts gemein!)
(24) W. Eichhorn I, Einführende Bemerkungen zur Diskussion des Buches von L. Sève, in: Braun (19).
(25) I. Gleiss, Verhalten oder Tätigkeit?, in: Das Argument 91, 1975, H. 5/6.
(27) E. Hahn, Historischer Materialismus und marxistische Soziologie, Berlin 1968.
(30) W. F. Haug, Kritik der Warenästhetik, Frankfurt 1971.
(31) W. F. Haug (Hrsg.), Warenästhetik. Beiträge zur Diskussion, Weiterentwicklung und Vermittlung ihrer Kritik, Frankfurt/M 1975.
(32) W. F. Haug, Exkurs über die ökonomische Ableitung und Widersprüchlichkeit von Warenästhetik, in: Haug (31).
(33) W. F. Haug, Gibt es eine sozialistische Warenästhetik? in: Haug (31).
(34) W. F. Haug, Vorlesungen zur Einführung ins „Kapital", Köln 1976.
(35) W. F. Haug, Wider den bloß verbalen Materialismus, in: Das Argument 92, 1975, H. 7/8.
(36) H. Hermsen u. a., Zur Entwicklung der marxistischen Persönlichkeitstheorie, in: facit 32, Dez. 1973.
(36 a) H. Hirdina, Rezension der Kritik der Warenästhetik in den Weimarer Beiträgen, in: Haug (31).
(40) K. Holzkamp, Sinnliche Erkenntnis – Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung, Frankfurt/M 1973.
(41) K. Holzkamp, Die historische Methode des wissenschaftlichen Sozialismus und ihre Verkennung durch J. Bischoff, in: Das Argument 84, 1974, Heft 1/2.
(42) K. Holzkamp, Die Überwindung der wissenschaftlichen Beliebigkeit psychologischer Theorien durch die Kritische Psychologie, in: Zeitschrift für Sozialpsychologie, 1977, H. 1 u. 2.
(43) K. Holzkamp, Interview über Kritische Psychologie, marburger blätter, 1977, H. 3/4.
(44) K. Holzkamp, Kann es im Rahmen der marxistischen Theorie eine Kritische Psychologie geben? in:Argument 103, 1977, Heft 5/6.

(45) K. Holzkamp/K.-H. Braun (Hrsg.), Kritische Psychologie, Köln 1977 (Kongreßprotokoll, erscheint im Herbst; die Beiträge werden hier nach den Einzelmanuskripten zitiert).
(46) U. Holzkamp-Osterkamp, Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung 1, Frankfurt/M 1975.
(47) U. Holzkamp-Osterkamp, Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung 2. Die Besonderheit menschlicher Bedürfnisse – Problematik und Erkenntnisgehalt der Psychoanalyse, Frankfurt/M 1976.
(49) U. Jaeggi, Theorie der Geschichte: Geschichte der Theorie? in: Das Argument 94, 1975, H. 11/12.
(50) W. Jantzen, Biographie, Zeitplan und schlechte Individuation. Versuch einer kritischen Anwendung von (Sèves) materialistischer Persönlichkeitstheorie auf die Analyse der sozialen Karrieren verhaltensgestörter Kinder und Jugendlicher, in: H. Blankertz (Hrsg.), Interaktion und Organisation in pädagogischen Feldern, Zeitschrift für Pädagogik, 13. Beiheft, Weinheim und Basel 1977.
(52) P. Keller, Die entwicklungspsychologische Konzeption Leontjews als Gegenstand marxistischer und bürgerlicher Interpretation, in: SOPO 34/35, 1976, H. 1.
(53) F. Klix, Aspekte der allgemein-psychologischen Würdigung des Buches von L. Sève, in: Braun (19).
(54) R. Koch, Berufstätigkeit der Mutter und Persönlichkeitsentwicklung des Kindes, Köln 1975.
(55) K. Kosik, Die Dialektik des Konkreten, Frankfurt/M 1973.
(56) A. Kossakowski, Gedanken zu „Marxismus und Theorie der Persönlichkeit" von L. Sève, in: Braun (19).
(57) P. E. Kryazew, Persönlichkeitsbildung als sozialer Prozeß, in: Braun (17).
(59) H. Laufenberg u. a., Sève's Theorie der Persönlichkeit, Westberlin 1975.
(60) A. N. Leontjew, Probleme der Entwicklung des Psychischen, Frankfurt/M 1973.
(61) A. N. Leontjew, Einige aktuelle Aufgaben der Psychologie, in: Sowjetwissenschaft – Gesellschaftswissenschaftliche Beiträge, 1968, H. 7.
(62) A. Meier, Soziologie des Bildungswesens, Köln 1974.
(63) A. Meier, Thesen über Sève, das Verhältnis von Psychologie und Soziologie der Persönlichkeit betreffend, in: Braun (19).
(64) U. Müller, Althussers strukturalistische Umdeutung des ‚Kapitals', Das Argument 89, 1975, H. 1/2.
(66) G. Politzer, Kritik der klassischen Psychologie, Köln 1974
(67) G. Politzer, Mythologische Psychologie und wissenschaftliche Psychologie, in: Politzer (66).
(68) G. Politzer, Wohin treibt die konkrete Psychologie? in: Politzer (66).
(69) Chr. Preiß, Humanisierung der Arbeitswelt, Köln 1977.
(72) W. Röhr, Diskussionsbeitrag, in: Braun (19).
(74) H. J. Sandkühler, Praxis und Geschichtsbewußtsein, Frankfurt/M 1973.
(76) H. J. Sandkühler (Hrsg.), Betrifft: Althusser, Kontroversen über „Klassenkampf in der Theorie", Köln 1977.
(78) A. Schmidt, Der strukturalistische Angriff auf die Geschichte, in: ders. (Hrsg.), Beiträge zur marxistischen Erkenntnistheorie, Frankfurt/M 1969.
(79) A. Schmidt, Geschichte und Struktur. Fragen einer marxistischen Historik, München 1971.
(80) V. Schurig, Naturgeschichte des Psychischen, Bd. 2: Lernen und Abstraktionsleistungen bei Tieren, Frankfurt/M 1975.
(81) V. Schurig, Der Gegenstand der Psychologie als historisches Verhältnis von Natur und Gesellschaft, in: Holzkamp/Braun (45).
(82) L. Sève, Marxismus und Theorie der Persönlichkeit, Frankfurt/M 1972.
(84) L. Sève, Humanismus, Entfremdung, Klassenkampf, in: Cohen u. a. (23).

(86) L. Sève, Für eine materialistische Theorie der menschlichen Individualität, in: H. Arnaszus u. a., Materialismus – Wissenschaft und Weltanschauung im Fortschritt, Köln 1976.
(87) L. Sève, Zu einigen Kritiken an „Marxismus und Theorie der Persönlichkeit", in: Braun (19).
(88) L. Sève, Kampf der Begabungsideologie, in: Demokratische Erziehung, 1975, H. 1.
(89) L. Sève, Die marxistische Kritik an der Schule und deren Karikatur von ‚links', in: SOPO 29, Juni 1974.
(90) L. Sève, Psychoanalyse und die illusionäre Konzeption der „menschlichen Natur", in: Marxismus-Digest 16, 1973, H. 4.
(91) L. Sève, Über die materialistische Dialektik, Frankfurt/M. 1976
(92) L. Sève, Widerspruch-Antagonismus-Explosion, in: Sève (91).
(93) L. Sève, Aktuelle Probleme der Dialektik, in: Sève (91).
(94) L. Sève, Die Dialektik als Methode der ökonomischen Wissenschaft, in: Sève, (91).
(96) K. Suckert-Wegert u. a., Prozeßanalyse von Sprechhandlungen in der Gesprächspsychotherapie, Forschungsbericht, Münster o. J.
(97) N.-E. Thévenin, Über die „Antwort an John Lewis" oder die Augen und die Erinnerung, in: Cohen u. a. (23).
(98) F. Tomberg, Louis Althussers antihumanistische ‚Kapital'-Lektüre, in: Sandkühler (76).
(99) F. Tomberg, Von der „Kritischen Theorie" zur wissenschaftlichen Weltanschauung. Zur Problemlage bei A. Schmidt und W. F. Haug (I), in: Das Argument 97, 1976, H. Mai/Juni.
(100) W. Volpert, Die „Humanisierung der Arbeit" und die Arbeitswissenschaft, Köln 1974.
(101) W. Volpert, Handlungsstrukturanalyse als Beitrag zur Qualifikationsforschung, Köln 1974.
(102) W. Volpert, Die Lohnarbeitswissenschaft und die Psychologie der Arbeitstätigkeit, in: P. Großkurth/ders., Lohnarbeitspsychologie, Frankfurt/M 1975.
(103) A. Wacker, Arbeitslosigkeit. Soziale und psychische Voraussetzungen und Folgen, Köln 1976.
(104) A. Wacker, Überlegungen zum Begriff der Aneignung bei Leontjew, in: Psychologie und Gesellschaft, 1977, H. 1.

Kritik psychologischer Theorien

Michael Jäger

Eine Psychologie der Persönlichkeit und ihre Rechtfertigung durch die Analytische Wissenschaftstheorie

Auseinandersetzung mit Theo Herrmann

1. Fragestellung

Theo Herrmann, der Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, ist ein herausragender Wissenschaftler unter den nichtmarxistischen Psychologen, da er eine theoretische und empirische Wissenschaftspraxis, die in ihrer Art repräsentativ ist für eine breite, unten noch näher zu kennzeichnende Strömung in der Persönlichkeitsforschung (seinen zweiten Arbeitsschwerpunkt bilden psycholinguistische Fragestellungen), verbindet mit *wissenschaftstheoretischen Begründungsversuchen* auf einem untypisch hohen Niveau, das den Diskussionen der professionellen Wissenschaftstheoretiker in nichts nachsteht. Eine Auseinandersetzung mit seinem Werk scheint daher aus der Perspektive eines marxistischen Forschungsprogramms – unsere Überlegungen sind ein Beitrag im Rahmen der „Kritischen Psychologie" – lohnend, zumal es auch angebracht ist, frühere Kontroversen wiederaufzunehmen und weiterzuführen (vgl. Herrmann 1971). Wenn ohnehin alle wechselseitige Kritik, die marxistische und bürgerliche Psychologen aneinander üben, notwendig – falls sie überhaupt „rational" ist, d. h. sich nicht auf „wissenschaftsexterne" Zuordnungen beschränkt[1] – (auch) wissenschaftstheoretischen Charakter trägt, dann müssen diejenigen Kontroversen besonders fruchtbar sein, bei denen die wissenschaftstheoretischen Implikationen des fremden *und* des eigenen einzelwissenschaftlichen Tuns von jedem Kontrahenten so weit wie möglich expliziert werden, eine Bedingung, die hier gegeben ist.

Die Kategorien seiner Begründungsversuche bezieht Herrmann von der Analytischen Wissenschaftstheorie[2]. Gegen diese ist das Hauptbeweisziel unserer folgenden Darlegung gerichtet, das wir vorläufig in zwei (eher vage formulierten) Thesen zusammenfassen wollen: 1. daß die Analytische Wissenschaftstheorie der Psychologie nichts „nützt", sondern ihr „schadet" – genauer: daß dies gerade auch für diejenige Psychologie gilt, die ihren Orientierungen folgt oder zu folgen versucht –, und 2. daß dies nicht nur gegen eine bestimmte Art von Psychologie spricht, sondern auch die Analytische Wissenschaftstheorie selbst, ihren Begriff von Wissenschaftlichkeit falsifiziert. Selbstverständlich bezwecken wir mit unserer Kritik die Positionsverbesserung von theoretischen Alternativen, nämlich der Kritischen Psychologie und des Marxismus.

Einen Beweis oder eine Bewährung unserer Thesen im strengen Sinne kann die Untersuchung eines exemplarischen wissenschaftlichen Werks natürlich nicht erbringen. Gleichwohl wird sie mehr sein als die Auswertung einer Zufallsstichprobe. Man mag sie als ein Stück Hypothesenentstehung ansehen, wobei diese Hypothese – unser obiges „Hauptbeweisziel" – so weit immerhin begründet sein wird, daß Gegenbehauptungen ebenfalls mit Gründen vorgebracht werden müssen; das weitere muß dann die Fortsetzung der Kontroverse zeitigen.

Herrmann ist Schüler von A. Wellek, dem Repräsentanten der ehemaligen „Leipziger Schule" der Ganzheitspsychologie. 1957 veröffentlicht er, preisgekrönt von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, die Arbeit „Problem und Begriff der Ganzheit in der Psychologie", die

> „zu einer, wie wir meinen, gesäuberten, verengten und geklärten Fassung des Ganzheitsbegriffs"

führen soll (1957; 102) auf Grundlage einer nahezu noch selbstverständlichen Zustimmung zu diesem psychologischen Paradigma, die sich aus der

> „seltenen (wenn auch nicht ganz ausnahmslosen) Einhelligkeit der wissenschaftlichen Lehrmeinung vor allem in deutschsprachigen Ländern", dem „Fehlen erklärter Gegnerschaft"

ableitet (1957; 5). Als Ausnahme in der „Einhelligkeit" wird bereits Eysenck am Horizont sichtbar (ebd.), der zehn Jahre später neben Cattell und Guilford zu den Vorbildern von Herrmanns Persönlichkeitsforschung zählen wird. Vorerst weist Herrmann den „Positivismus" von sich:

> „Wer infolge eines anderen wissenschaftstheoretischen Standorts nicht ‚verstehen' will, wird – das wurde schon mehrfach angedeutet – keine ganzheitliche Methode betreiben können – und wollen." (1957; 95)

(Heute unterstellt Herrmann diese seine vergangene Haltung zum Verstehen und Nichtverstehenkönnen dem Marxismus; vgl. seine Thesen zur Podiumsdiskussion im demnächst erscheinenden Kongreßbericht „Kongreß Kritische Psychologie".) – In den folgenden Jahren bis ca. 1961 führt Herrmann empirische Untersuchungen im Rahmen des Gestaltparadigmas durch. Die Gestaltgesetze erscheinen als Beispiel für

> „ein *Selegieren* und *Kodieren*, ein Organisieren des Erfahrungsmaterials nach quasisyntaktischen Regulationsprinzipien";

damit ist eine von drei Beschreibungsmerkmalen der „kognitiven Ordnungsbildung" konstituiert (1965; 283); die beiden übrigen sind „Sinngebung" und „motivationale *Bedeutsamkeit* des Erfahrungsgutes" (ebd.). Auf die psycholinguistischen Aspekte dieser Thematik kommt Herrmann nach 1970 zurück, dann freilich unter ganz veränderten wissenschaftstheoretischen Vorzeichen. Anderes, etwa Untersuchungen zur Kontext-Einordnung sinnloser Wörter, bleibt in der sich unmittelbar anschließenden Phase verwendbar, in der Herrmann sich der Persönlichkeitsforschung zuwendet. In dieser Zuwendung vollzieht er einen Bruch mit seiner ganzheitspsychologischen Vergangenheit: in den folgenden Veröffentlichungen, besonders im „Lehrbuch

der empirischen Persönlichkeitsforschung" (1969), figuriert der Lehrer Weiek stets als abschreckendes Beispiel der Unwissenschaftlichkeit (z. B. 1969; 34 f.), ein Urteil, das unvermeidlich auch die eigenen frühen Versuche trifft. An die Stelle des Ganzheitsparadigmas tritt das faktorenanalytische[3]. In dessen Rahmen bewegen sich die empirischen Arbeiten nach 1961, die hauptsächlich dem Bereich familialer Sozialisation gelten, von ihm ist auch die Konzeption des erwähnten „Lehrbuchs" geprägt, wo sich allerdings im Vorwort schon die Erwägung findet, die Faktorenanalyse werde demnächst wohl ihre zentrale Stellung in der Methodik der Persönlichkeitsforschung verlieren (1969; 9). Nach dem Lehrbuch über empirische Persönlichkeitsforschung schreibt Herrmann eines über Sprachpsychologie (1972). Beide Bereiche gehen in die Überlegungen seines Buchs über „Persönlichkeitsmerkmale" (1973) ein, das eine weitere Phase in der Entwicklung des Autors eröffnet. Der „Kanon der empirischen Psychologie", im „Lehrbuch" noch mit quasi dezisionistischer Radikalität als gültig unterstellt[4], erscheint jetzt als begründungsbedürftig. Die „Persönlichkeitsmerkmale" und mehr noch das 1976 erschienene Buch „Die Psychologie und ihre Forschungsprogramme" stellen den Versuch dar, die Forschungspraxis des empiristischen Psychologen wissenschaftstheoretisch zu rechtfertigen. Mit diesem Versuch werden wir uns auseinandersetzen.

Aus der Entwicklung von Herrmanns Auffassungen greifen wir nur diejenige Etappe heraus, die mit dem klaren Bekenntnis zum Empirismus beginnt und mit den zuletzt erwähnten problematisierenden Arbeiten (vorläufig) aufhört. Hauptgegenstände unserer Analyse werden daher das „Lehrbuch der empirischen Persönlichkeitsforschung" und „Die Psychologie und ihre Forschungsprogramme" sein. Um die letztere Studie zu würdigen, müssen wir außerdem in einem Exkurs die Methodologie der Forschungsprogramme von Imre Lakatos, auf die Herrmann in bestimmter Weise bezugnimmt, für sich kennzeichnen.

2. Theo Herrmanns Psychologie der Persönlichkeit

2.1. „Persönlichkeitstheorie nach dem faktorenanalytischen Ansatz" – ein Widerspruch in sich?

Herrmann läßt sich seit den 60er Jahren von einer weit verbreiteten Persönlichkeitstheorie orientieren, derjenigen nach dem faktorenanalytischen Ansatz, aus dem Eigenschaftenverzeichnisse der Persönlichkeit hervorgehen. Der faktorenanalytische „Trend" gilt inzwischen als „verebbt" (Maschewski 1977; 111). Das ist aber nicht so zu verstehen, als wären die persönlichkeitstheoretischen Implikationen und Folgerungen in den Arbeiten der Blütezeit der Faktorenanalyse einer offenen oder stillschweigenden Kritik unterzogen worden, sondern so, daß das Forschungsinteresse sich von jenen Eigenschaftenverzeichnissen auf die Frage nach der *Determination* dieser Eigenschaften verschiebt, und damit auf experimentelle Techniken und deren mathematisch-statistisches Korrelat, die Varianzanalyse. Der Ausgangspunkt des Verständnisses von Eigenschaften, die die Persönlichkeit habe, bleibt dabei natürlich erhalten.

Die Faktorenanalyse ist ein statistisches Verfahren zur Auswertung von Test- (vorwiegend Fragebogen-) Ergebnissen; deren Korrelationen werden nach dem Grad der „Nähe" zueinander eingeteilt, so daß mehrere „Korrelations-Bündel" sich herausschälen: die „Faktoren". Diese werden als Beschreibungsmerkmale für Mengen von Individuen interpretiert. Die *Bezeichnung* solcher Faktoren durch *Umgangswörter* scheint die Objektivität dieses auf Empirie und mathematischer Behandlung beruhenden Verfahrens in keiner Weise zu mindern, da sie bloß „Ordnungsschemata" sind, nach denen das Beobachtete „theoretisch ‚organisiert' werden" kann (Herrmann 1969; 42). Eigentlich könnte man auch *Zahlen* zur Bezeichnung verwenden; jedoch:

> „Benennen wir beispielsweise das Konstrukt ‚Angst' mit dem Symbol ‚32' und das Konstrukt ‚Ehrlichkeit' mit dem Symbol ‚17', so können die Symbole ‚17' und ‚32' leicht verwechselt werden, was bei den Bezeichnungen ‚Angst' und ‚Ehrlichkeit' weniger leicht unterläuft. Die umgangssprachlichen Bedeutungsanklänge der Konstrukt-Namen dienen also der Gedächtnis- und Verständigungs-Ökonomie." (91)

Die Bezeichnungen dürfen dann aber auch nicht umgangssprachlich *verstanden* werden; sie bezeichnen nicht mehr und nicht weniger als das, was tatsächlich empirisch vorliegt, gemessen und statistisch behandelt worden ist[5]; an das Konstrukt „Angst" z. B. muß man demnach mit Hörmann so herangehen:

> „Von einem bestimmten Test behauptet man, er diagnostiziere Angst. Was hier mit dem Wort ‚Angst' gemeint ist, . . ., das erfahre ich, wenn ich höre, daß dieser Test positiv korreliert mit der Geschwindigkeit, mit der ein bedingter Vermeidungsreflex gelernt wird" etc. (vgl. 32 f.).

Die faktorenanalytischen Untersuchungen bestechen durch den Anschein, nur das untersuchte Phänomen selbst bestimme ihre Ergebnisse. Sie scheinen sogar imstande, den Oberflächenschein der Persönlichkeit zu durchbrechen. Cattells Unterscheidung von surface und source traits (traits = Persönlichkeits-Züge) zielt auf die Ausschaltung von Mehrheiten von Verhaltensweisen, die untereinander eng korrelieren, *ohne* deshalb auch, wie es scheint, eine *echte* faktorielle Beschreibungsdimension zu bilden.

> „So scheinen für den vorwissenschaftlichen Betrachter beispielsweise ein großer Vokabelschatz, mathematische Kenntnisse, historisches Wissen usf. eine Verhaltenseinheit zu bilden. In Wahrheit handelt es sich hier um einen surface trait, in dem mindestens drei source traits involviert sind: Erziehungs- und Bildungsintensität, Intelligenz und Strebsamkeit." (129)

Bei solch hoher Objektivität der Untersuchungsmethoden scheint sich die Frage nach der Persönlichkeitstheorie Herrmanns und derer, die Herrmanns „Lehrbuch" repräsentiert – an der Spitze Cattell, Eysenck, Guilford –, zu verbieten. Die Untersuchungsmethoden sollen das Erfordernis, mit allemal „spekulativen" Persönlichkeitstheorien an die Forschung heranzugehen, ja gerade erübrigen (30 f.). *„Persönlichkeit* ist *kein* empirischer Sachverhalt" (31), sondern nur ein erfundenes Konstrukt, und zwar ein extrem allgemeines, dessen jetzige sinnvolle Verwendung als Ordnungsschema für gemesse-

ne Phänomene offenkundig nicht möglich ist. Näher liegt es, die Persönlichkeits-*Merkmale* wie Neurotizismus, Leistungsmotivation usf. erst einmal zu untersuchen (32), wobei es selbst z. B. bei der Leistungsmotivation durchaus unklar ist, ob es sich bei ihr überhaupt um einen source trait handelt (129); es steht sogar dahin, „ob Motive überhaupt geeignete Konstrukte sind" (215). Kurz, die Formulierung „Persönlichkeitstheorie nach dem faktorenanalytischen Ansatz" scheint eine contradictio in adjecto.

Jedoch kommt auch der rigideste Empirist und Faktorenanalytiker nicht umhin, nach den Merkmalen zu *fragen*, die er zwecks Auffindung geeigneter Beschreibungsdimensionen der Persönlichkeit untersuchen will. Fragen haben bekanntlich selbst schon einen „theoretischen" Inhalt. Wenn sich Herrmann in anderem Zusammenhang die Frage stellt, welche vernünftigen Gründe sich dafür finden lassen, daß „der Psychologe" ein Persönlichkeitsmerkmal wie „Intelligenz" üblicherweise so definiert, daß schon in der Definition *Zeitunabhängigkeit* unterstellt ist, *obwohl* weder Beobachtung noch Formallogik diese Unterstellung nahelegen (1973; 117), so drückt er damit selbstverständlich eine theoretische Annahme aus. Sonst wäre ja unverständlich, weshalb er nicht beispielsweise das Gegenteil fragte: welche vernünftige Definitionsform sich finden läßt, durch die man Veränderungsprozesse ausdrücken kann. Diese Annahme ist aber, da als Frage formuliert, ins Belieben des Fragenden gestellt. Es scheint so, als ob jede beliebige Frage erlaubt sein müsse, ist man auch sonst gnadenlos rigide bezüglich der Regeln zur Bildung von *Aussagen*, damit nur ja kein Dogmatismus entstehe. Indessen besteht jedenfalls kein Anlaß, Fragen anders zu behandeln als Aussagen, wenn man erkennt, daß jene sich von diesen nur durch die *Form* unterscheiden, nicht durch den Inhalt. Fragt man z. B., ob es eine faktorielle Beschreibungsdimension „allgemeine Ehrlichkeit" gibt (1969; 59), so ist dies eben die *Form des Infragestellens* der *Aussage:* „Es gibt eine Beschreibungsdimension allgemeine Ehrlichkeit". Ohne die Aussage könnte die Frage gar nicht erst entstehen. Wir müssen sogar noch einen Schritt weitergehen. Selbst der Formunterschied wird *irrelevant*, wenn wir das Gebiet des Alltagsdenkens verlassen und zusehen, wie sich der Sachverhalt in der Wissenschaft darstellt. (Irrelevant natürlich nur in bezug auf die „Rechtfertigungs-Verpflichtung", die wir hier betrachten. Abgesehen davon schöpft die Wissenschaft fast alles, was sie zur Wissenschaft macht, gerade aus diesem Formunterschied.) In der Wissenschaft gelten bekanntlich alle Aussagen als hypothetisch, m. a. W. als stets infragegestellt. Der Unterschied von Aussage und Frage *in der Wissenschaft*, bzw. allgemeiner: bei wissenschaftlicher Denkweise, ist somit lediglich der, daß hier die Infragestellung „unsichtbar", dort „sichtbar", d. h. schon in der Form manifest ist. Die Schlußfolgerung ist unabweislich: zu dem Postulat, alle Aussagen als infragegestellt (hypothetisch, fehlbar) zu betrachten, gehört das Komplementärpostulat, *in allen Fragen Aussagen zu sehen.* Nicht nur müssen Aussagen stets problematisiert werden, sondern *Fragen müssen stets „gerechtfertigt" werden können.* Erfüllen die Vertreter einer Konzeption diese notwendige Forderung nicht von selbst, so muß eben der Kritiker sie nach dieser Seite – um überhaupt zu wissen, *was* er beurteilt – vervollständigen.

Die Formulierung ‚Persönlichkeitstheorie nach dem faktorenanalytischen Ansatz' ist also zulässig und notwendig. Das Konstrukt „Angst" mit seinen „umgangssprachlichen Bedeutungsanklängen" ist nicht erst *nach* diesen Erhebungen vorhanden, wo dann seine Bezeichnung ausgetauscht werden könnte gegen „17", sondern steckt offensichtlich bereits in den Fragen, die *zu* der Erhebung *führen;* dort konkurriert es kaum, darin ist wahrscheinlich auch Herrmann mit uns einig, mit Zahlwörtern. Nun kann eingewandt werden, daß die Persönlichkeitstheorie, die in den Fragen der Faktorenanalytiker steckt, durch die sich an die Fragestellung anschließenden empirischen und mathematischen Verfahren ja gerade zum Verschwinden gebracht werden soll, so daß letztlich doch nur übrigbleibt, was die Verfahren selbst erbracht haben. Formuliert man diesen Einwand in abgeschwächter Form – ‚das Vorverständnis wird durch die empirische Arbeit mindestens modifiziert, so daß die Resultate der empirischen Arbeit wenigstens teilweise auf ihren objektiven Gegenstand zurückgeführt werden können' – so ist er zweifellos berechtigt. Damit wäre immerhin auch anerkannt, daß die *Wissenschaftlichkeit der faktorenanalytischen Resultate* sich nicht (nur) daran bemißt, daß sie aus empirischer und mathematischer Untersuchung hervorgehen, sondern (auch) an Art und Umfang ihrer *Differenz zum Vorverständnis.* Die erwähnte Unterscheidung von surface traits und source traits scheint ein Schritt des Bemühens um Wissenschaftlichkeit in diesem Sinne zu sein.

Die Frage ist nur, ob er weit genug geht. Bei Popper hängt Wissenschaftlichkeit davon ab, und insoweit ist ihm zuzustimmen, daß unser jeweiliges Vorverständnis auf methodisch kontrollierte Weise widerlegbar ist, sich als falsch herausstellen kann. Dies scheint bei Vorannahmen über Persönlichkeitsmerkmale auch dann nicht gewährleistet, wenn sie empirischen und statistischen Verfahren ausgesetzt werden, denn da von ihnen keine streng logische Form verlangt wird – wird doch nicht einmal ihre Existenz erwähnt! –, können aus dieser Form auch keine logischen Implikationen abgeleitet werden, darunter Falsifikationsbedingungen. Keine Vorannahme und auch kein surface trait kann deshalb im Sinne Poppers „gesprengt" werden, sie kann sich nur „auflösen", zerfallen in Unter-Merkmale. Allenfalls mag sich dann herausstellen, daß es *keine allgemeine* „Ehrlichkeit" gibt, sondern *mehrere spezielle* (53), nicht eine Leistungsmotivation, sondern zwei („Hoffnung auf Erfolg" und „Furcht vor Mißerfolg", vgl. 218), u. dgl. m. Die Persönlichkeitstheorie, die sich in den Vorannahmen kristallisiert, ist dabei wirksam geblieben.

2.2. Der Oberflächenschein der Persönlichkeit und der „Kanon der empirischen Psychologie"

Wenn in der Physik theoretische Annahmen formuliert, in die Form einer experimentellen Fragestellung gebracht und anschließend empirisch geprüft werden, dann sind diese Annahmen in ihrer ‚Richtung' weithin festgelegt durch das *theoretische Problem,* das sie zu lösen versuchen, etwa durch den zutagegetretenen Widerspruch früherer Annahmen mit einem deviant case; euphorisch ausgedrückt, stellen hier schon die Vorannahmen „kühne

Schlußfolgerungen aus der Wissenschaftsgeschichte" dar und sind entsprechend „qualifiziert". Dagegen haben die Annahmen über Persönlichkeitsmerkmale, mit denen wir es zu tun haben, keine wissenschaftliche Vorgeschichte: faktorenanalytische Untersuchungen beginnen in aller Regel am wissenschaftlichen Nullpunkt (mag sein, daß deshalb die Existenz der Annahmen so leicht übersehen wird). Es gibt jedoch bekanntlich keinen absoluten Anfang; kommen die Annahmen über Persönlichkeitsmerkmale nicht aus der Wissenschaftsgeschichte, so müssen sie anderswoher kommen. Offenbar aus dem sogenannten Alltagsbewußtsein[4]. Dessen Erkenntnisgegenstand sind, wie auch mit der Begriffsbildung „surface traits" anerkannt ist, die *Oberflächenformen.* Von einer Persönlichkeitstheorie, die dem Alltagsbewußtsein entstammt, muß man befürchten, daß sie „oberflächlich" ist und bleibt. Sehen wir zu, was tatsächlich geschieht: sind sich die Faktorenanalytiker der Gefahr bewußt, einem Oberflächenschein zu verfallen – vergleichbar dem Anschein, die Sonne drehe sich um die Erde –, und setzen sie Verfahren ein, um ihr zu entgehen? Das ist nicht der Fall.

Die Frage der Vorannahmen wird z. B. von Cattell unter dem Gesichtspunkt reflektiert, daß es zwecks Repräsentativität des empirischen Fundaments für die Konstruktion von Persönlichkeitsmerkmalen vermieden werden müsse, wichtige Verhaltensaspekte im Forschungsprogramm unberücksichtigt zu lassen. Das Problem der Vorannahmen stellt sich ihm bloß quantitativ als Vollständigkeitsproblem. Die Lösung sucht er im Lexikon der Eigenschaftsnamen von Allport und Odbert aus dem Jahr 1936, wobei er den dort enthaltenen ca. 4500 Namen weitere psychiatrische und psychologische Ausdrücke hinzufügt. Die sich anschließende empirische und faktorenanalytische Arbeit stellt sich dann als eine Art Ausleseprozeß dar, an dessen Ende ein Inventar von zwölf bipolaren Faktoren der Persönlichkeit steht, wie z. B. „leichtlebig, heiter versus unbeugsam, kalt", oder „intelligent, verläßlich versus dumm, unbesonnen", oder „abenteuerlustig, sorglos versus reserviert, vorsichtig". Er ist der Meinung, die Persönlichkeit auf diese Weise total erfaßt zu haben, weil, wie Herrmann zitiert,

> „die Gesamtheit der Namen, mit denen er seine Untersuchung begann, als das Ergebnis eines jahrhundertelangen Prozesses aufgefaßt werden muß, in dem jeder mögliche Aspekt menschlichen Verhaltens mit einem Symbol belegt' worden sei" (95).

Über die schon formallogische Unhaltbarkeit dieser Begründung braucht man kein Wort zu verlieren. Herrmanns Hinweis, daß Cattells Faktoren-System immerhin

> „voraussetzungsexplikativ und im Sinne des Kanons der empirischen Psychologie anhand von objektiven und zuverlässigen Meßoperationen überprüfbar ist" (ebd.),

bietet nur schwachen Trost: es reicht nicht, Voraussetzungen nur zu explizieren; willkürliche und „oberflächliche" Voraussetzungen muß man *ersetzen* durch andere. Ein Kanon der empirischen Psychologie, der von Voraussetzungen nur fordert, daß auf ihrer Basis Meßoperationen eingeleitet werden können, mögen sie sonst so unqualifiziert sein wie sie wollen, ist allem

Anschein nach ein zu wenig strenger, ein zu unkritischer, zu stumpfer Kanon. Das Resultat ist entsprechend: um zu glauben, daß „Unbesonnenheit dumm ist" (oder, mit der obligaten wissenschaftlichen Vorsicht gesprochen, daß „die Eigenschaften unbesonnen und dumm stark korrelieren"), hätte es keiner Wissenschaft bedurft. Auf diesem Weg wird man nicht einmal die Gerichtspsychologie der Verbrechen „aus niedrigen Motiven" korrigieren.

Eysencks Beschreibungsdimension „introvertiert vs. extravertiert" hat eine andere Vorgeschichte. Der Psychoanalytiker C. G. Jung hatte sie gebildet aus Hinweisen, die er in der philosophischen, wissenschaftlichen und schöngeistigen Literatur vieler Jahrhunderte, z. B. in Schillers Unterscheidung des naiven und sentimentalischen Dichters zu finden glaubte. Er sah im Extravertierten eine Persönlichkeit, die sich der Umwelt zuwendet, aus sich herausgeht, offen, empfänglich, zugänglich und freundlich wirkt, dagegen im Introvertierten eine, die ihr Dasein bewältigt, indem sie sich abgrenzt, sich entzieht, sich verteidigt, die oft verschlossen, scheu, schwer zu durchschauen ist. Einige Jahrzehnte später ist Eysenck immer noch der Auffassung, daß die Extravertierten geselliger, impulsiver, sorgloser, aber auch anmaßender, aktiver und von größerer Selbstbehauptung sind als die Introvertierten (253 f.). Es ist eigentlich insofern kein Erkenntniszuwachs vorhanden. Dennoch gibt es eine mühsame faktorenanalytische Forschungsgeschichte. Auf Basis eines unentwickelten Stadiums von Faktorenanalyse wurde die „I vs. E-Theorie" in den dreißiger Jahren nach empirischen Untersuchungen als widerlegt betrachtet. Mit einem komplizierteren faktorenanalytischen Verfahren (schiefwinklige Rotation von Faktoren erster Ordnung nach dem Prinzip der Einfachstruktur) kam Eysenck, der die Frage von neuem aufnahm, später jedoch zu einem positiven Befund; ebenso Cattell. Erstaunlicherweise ist „I vs. E" nun zu einem Konstrukt geworden, das

> „gewissermaßen erst dann ‚sichtbar' wird, wenn man vom *konkreten Verhalten* (durch zweimalige Faktorenanalyse!) *sehr stark abstrahiert*" (251).

Herrmann stellt den Sachverhalt mit dieser Bemerkung auf den Kopf: in Wahrheit hat sich an den Urteilen, die C. G. Jung aus Literatur-Erlebnissen schöpfte, *trotz* zweimaliger Faktorenanalyse *nichts* verändert.

Die beiden Beispiele demonstrieren, daß inhaltliche Ansprüche an Entstehung oder Rechtfertigung der Vorannahmen, die der Gefahr ihrer „Oberflächlichkeit" entgegenwirken könnten, nicht erhoben werden. Es gibt jedoch formale Kriterien; das wichtigste ist die *Merkmals-Stabilität*. Aber gerade hier, wo einmal die Vorannahmen kontrolliert werden, führt dies zur Befestigung, anstatt zur Vermeidung des Oberflächenscheins. Warum wird überhaupt Stabilität der Merkmale gefordert? Das ist eine reine Dezision.

> „... instabile Persönlichkeitsmerkmale sind, wie schon vermerkt, freilich vorhanden; es ist nur die Frage, ob diese ein legitimer Gegenstand der Persönlichkeitsforschung sind. Wir neigen zu der Auffassung, daß sich Persönlichkeitsforschung mit relativ *stabilen* Beschreibungsdimensionen zu befassen hat." (155; vgl. auch 1973; 118 und 1972 a; 19 f.)

Herrmann verleiht ihr auf einer merkwürdigen Ebene Plausibilität, wenn er hinzufügt, die Gewinnquote im Zahlenlotto sei beispielsweise ein extrem instabiles Persönlichkeitsmerkmal, „aber schon die Gewinnquote beim Skatspiel könnte unter Umständen als Indikator für ein Persönlichkeitsmerkmal dienen" (1969; 155). Der abseitige Charakter dieser und anderer „Beispiele" – vgl. auch die Diskussion über das Persönlichkeitsmerkmal „Benutzer konvexer Zahnbürsten" (156) – rührt daher, daß sie das allein methodologische Motiv jener Dezision: Voraussagbarkeit, schon voll befriedigen bzw. seine Nichtbefriedigung hinreichend demonstrieren. Es bleibt jedoch nicht bei „Glücksspielen". Diese Beispiele sind insofern quasi noch harmlos, als sie nur den Schaden ahnen lassen, der entsteht, wenn die Wissenschaft lediglich die stabilen, aber nicht die instabilen Merkmale zum Untersuchungsgegenstand macht. Die Wissenschaft bleibt dabei nicht stehen, sondern untersucht *auch* die instabilen Merkmale *insofern, als* sie stabil sind.

> „Bloom weist nach, daß die Merkmalsänderungen, die in der mangelnden Merkmalsstabilität sichtbar werden, insbesondere auf den Einfluß der Umwelt zurückzuführen sind. Solche Umwelteinflüsse haben ihre stärksten modifizierenden Wirkungen in der Periode schneller Merkmalsänderung", z. B. beim „Anstieg intellektueller Leistungen während der Kindheit". Wenn die modifizierende Wirkung der Umwelt minimal geworden ist, ist nach Bloom „das Merkmal maximal stabil (d. h. maximal vorhersagbar) geworden" (154 f.).

Sollten wir zufällig in einer Gesellschaftsordnung leben, die ihre Mitglieder *gezielt daran hindert,* ihre Merkmale nach Abschluß der „Sozialisation" noch zu verändern, obwohl sie ein vernünftiges, durch Veränderung der Gesellschaftsordnung auch realisierbares Bedürfnis danach hätten, – dann könnte Blooms Suche nach den Existenzbedingungen maximal stabiler Merkmale, nicht genug, daß sie sich angesichts einer typischen Oberflächenerscheinung schon am Ziel wähnen würde, darüber hinaus sogar zur *Konservierung* dieser Oberflächenerscheinung, durch wissenschaftlichen Zuspruch, in der Realität beitragen! Aber solche schlechte Phantasie gibt es nicht bei Faktorenanalytikern, für die nicht einmal die Persönlichkeit, geschweige denn die Gesellschaft ein empirisches Phänomen ist.

2.3. Ein methodologisches Dilemma

„Bei der Betrachtung der ... deskriptiven Konstrukte", schreibt Herrmann,

> „liegt es ... nahe zu fragen, wie etwa Abwehr vs. Sensibilisierung, Interferenzneigung, Leistungsstreben, Ängstlichkeit, E vs. I und Intelligenz und viele andere Merkmale *untereinander zusammenhängen.*" (283)

In der Tat ist dies nicht nur eine naheliegende Frage, sondern man darf ihre Beantwortung wohl mit Recht als *das* Resultat der betrachteten Art von Persönlichkeitsforschung ansehen; jedenfalls ist uns keine Wissenschaft bekannt, in der es erlaubt wäre, nur Faktoren, Elemente zu betrachten, aber nicht Strukturen. – In diesem Sinne werden aber von den Faktorenanalytikern *keine Resultate erzielt,* jedenfalls keine „legitimen". Selbst die Kronzeu-

gen des faktorenanalytischen Ansatzes, Cattell, Guilford, Eysenck, werden da, wo sie Resultate formulieren, von Herrmann zurückgewiesen, weil solche Resultate die Grenzen des „Kanons der empirischen Psychologie" sprengen. Der zusammenfassenden Auffassung von Guilford z. B., wonach die Persönlichkeit eines Individuums in seiner einzigartigen Struktur von traits besteht und wonach diese in abgrenzbare Arten unterteilt werden können, morphologische traits, Bedürfnisse, Interessen, Einstellungen, Eignungen und Temperamente (25), „fehlt" nach Herrmann bereits

> „die konsequente und fortschreitende Überprüfung und Bestätigung durch die empirische Beobachtung bzw. Messung" (37).

Aber auch Eysencks Hierarchie von Persönlichkeitsmerkmalen geht

> „über das Anliegen hinaus, Beschreibungsmerkmale und Systeme von Beschreibungsmerkmalen für Mengen von Individuen zu finden" (303),

und schließlich „findet man allerdings" auch bei Cattell neben Aussagen, die vom empirischen Kanon gedeckt sind,

> „außerdem Aussagen über Bauprinzipien und Bausteine ‚der' Persönlichkeit. Diese Aussagen führen u. E. über die Anliegen der empirisch fundierten Persönlichkeitsbeschreibung hinaus und werden hier nicht diskutiert." (306)

Steht Herrmann mit seiner „radikalen" Reduktion auch ziemlich allein – einer Lehrbuch-Auffassung, die von den wirklichen Subjekten des faktorenanalytischen Ansatzes, seinen Pionieren und Ausarbeitern, nicht geteilt wird –, so macht er doch plausibel, daß die Gesamtauffassungen zur Persönlichkeit von Cattell, Guilford, Eysenck, die nach der faktorenanalytischen Arbeit „herauskommen", nicht *durch* sie zustandekommen, also insofern willkürlich sind. Auf der faktorenanalytischen Ebene selbst lassen sich lediglich, wie Herrmann dies auch unternimmt, einige bei den drei Forschern *konvergierende Merkmale* herausheben, deren Ansammlung quasi den Höhepunkt legitim erreichbarer Persönlichkeitstheorie darstellt: es sind dies vor allem die drei Beschreibungsdimensionen I vs. E, emotionale Anpassung/Neurotizismus und Gefühlsbestimmtheit, daneben Unabhängigkeit der Meinungsbildung, Kooperationsbereitschaft und Willenskontrolle (292).

Herrmanns „Kanon der empirischen Psychologie" enthält nicht nur keine Verfahren, um die Oberflächlichkeit des Alltagsverstands wirksam zu kritisieren, es hat auch zu einem *methodologischen Dilemma* geführt, das den Forscher vor folgende unangenehme Alternative stellt:

- Entweder er formuliert Aussagen, die „empirisch stützbar" sind. Dann muß er in Kauf nehmen, daß es sich dabei um Aussagen über Einzelfaktoren kleiner Reichweite handelt. Das Konstrukt „Motiv" ist, wie wir uns erinnern, bereits eigentlich nicht mehr ohne Skrupel verwendbar. Von einer *Theorie* der Persönlichkeit kann schon ganz und gar nicht geredet werden.
- Wenn er dennoch eine solche Theorie formuliert, hört er auf, wissenschaftlich zu arbeiten. Schärfer: schon der kleinste Schritt über den Einzelfaktor hinaus ist ein Schritt in Richtung Spekulation.

Der Gleichmut, mit dem Herrmann sich für die erste Möglichkeit entscheidet, beweist nicht, daß in Wahrheit gar kein Dilemma vorliegt. Vielmehr sind Cattells, Guilfords, Eysencks „Übertretungen" der Gebote des „empirischen Kanons" verständlich, und zwar gerade nach Maßgabe wissenschaftlicher Rationalität. Wenn sie nach einem Weg der Theoriebildung suchen, anstatt sich mit vereinzelten Faktoren zufriedenzugeben, wollen sie doch nur als Psychologen den gleichen Weg gehen, den die Physiker gegangen sind. Rational ist ihre Erwartung besonders auch deshalb, weil der „empirische Kanon", der ihnen den Weg versperrt, sogar ein *Produkt* der Physik ist. Der Empirismus ist bekanntlich ein Nebenprodukt der Geschichte der Physik. Das einzelwissenschaftliche Dilemma hat deshalb eine allgemeinere, „wissenschaftstheoretische" Seite: dadurch, daß die Psychologie den Weg der Physik nachzuahmen versucht, verfehlt sie ihn.

Das Verbot empirisch nicht stützbarer Aussagen hat *in der Physik* solche schädlichen Auswirkungen, wie die hier skizzierten, nicht gehabt. Aussagen über Einzelfaktoren können dort zu Theorien hoher Abstraktheit und großer Reichweite zusammengesetzt werden. Der Grund ist, daß dem Physiker die höhere Mathematik als „schöpferische" Ergänzung der Beobachtung zur Verfügung steht'. Die Mathematik ist „praktisch das einzige Hilfsmittel. . ., das bei der Entwicklung physikalischer Theorien verwendet werden kann" (d'Abro 1967; 26). Dem Psychologen steht allenfalls die Statistik zur Verfügung. Er kann die empirischen Einzelfaktoren nicht, wie der Physiker, mathematisch „weiterbehandeln"; er muß sie quasi „liegenlassen". Einzelfaktor und größerer theoretischer Zusammenhang haben eine gemeinsame Schaltstelle im *Begriff des Konstrukts*. Daß Konstrukte im faktorenanalytischen Forschungsprozeß wie Kletten an isolierten Korrelationsbündeln „kleben", ihre Bezeichnungen willkürlich scheinen und prinzipiell keine Chance besteht, sie miteinander zu integrieren, das alles hat keine Ähnlichkeit mehr mit dem Konstrukt-Begriff, wie er im Blick auf die Physik entwickelt wurde. In C. G. Hempels klassischer Studie über „Grundzüge der Begriffsbildung in der empirischen Wissenschaft" wird ausgeführt, daß

> „die in einer Theorie benutzten Konstrukte gewissermaßen zusammen durch Aufstellung eines theoretischen Systems eingeführt" werden, „das durch sie formuliert ist und zusätzlich dadurch, daß dieses System eine erfahrungsmäßige Interpretation bekommt, die ihrerseits wiederum den theoretischen Konstrukten empirische Bedeutung zuteilt" (Hempel 1974; 37).

Als Beispiel dient die Euklidische Geometrie; wird sie physikalisch interpretiert, so sind ihre Konstrukte – Punkt, Gerade, Ebene usw. – einfach deshalb miteinander zusammenhängend, weil die Theorie, der sie entstammen, mathematische Theorie ist. Aus dem gleichen Grund hat die Theorie hier den Primat vor der Beobachtung – *mathematische* Theorie erst aufzustellen und dann empirisch zu „interpretieren" gilt dem Empirismus als legitim (zum Verhältnis von Mathematik und Empirismus vgl. Hans Hahn 1932/33). Es ist charakteristisch, daß Hempel bei dem Versuch, dieses Theorie-Empirie-Verhältnis auf die Psychologie anzuwenden, an die Psychoanalyse denkt, ein theoretisch komplexes Gebilde, deren „Schlüsselbegriffe" freilich, wie Hempel sofort hinzufügt, unpräzise und unaxiomatisiert sind und deren

Empirie bloß in Traumberichten, Versprechen, Vergeßlichkeiten und „andere(n) mehr oder weniger direkt bestimmbare(n) Aspekte(n) offenkundigen Verhaltens" bestehen (41). Wegen dieser Problematik hängt auch die Interpretierbarkeit der Psychoanalyse im Sinne des Empirismus davon ab, ob es gelingt, „die Interpretation von theoretischen Termen in die Form von Wahrscheinlichkeitssätzen" zu bringen (ebd), m. a. W. von der Carnapschen Theorie der Hypothesenwahrscheinlichkeit.

Diese gilt jedoch inzwischen als gescheitert. Was Hempel über Konstrukte ausführt, ist *in der Psychologie unanwendbar*. Wird es dennoch, wie in der Strömung, die Herrmann repräsentiert, angewandt, so kommt nur ein Zerrbild von Wissenschaftlichkeit heraus[8]. Der ganze Vorgang bedeutet u. E., daß in der Anwendung auf Psychologie die *Grenzen der empiristischen Wissenschaftstheorie* hervortreten. Die Psychologie, behaupten wir, kann nur zur Wissenschaft werden, wenn sie den Kanon des Empirismus, der durch die Grundelemente Empirie, Mathematik und Dezison vollständig definierbar ist, überschreitet. Die Kritische Psychologie hat aus dieser Einsicht Konsequenzen gezogen.

2.4. Die Alternative der Kritischen Psychologie

Die Kritische Psychologie faßt Persönlichkeitsforschung als empirische Geschichtswissenschaft auf. Daher werden z. B. Persönlichkeitsmerkmale nicht als statistische Merkmalseinheit von immer wieder in gleicher Weise Beobachtbarem aufgefaßt, sondern als *zusammenfassende Bezeichnungen für Entwicklungsprozesse*. Die Aussage: „Theo Herrmann hat das Merkmal, Empirist zu sein", bezieht sich beispielsweise auf einen Entwicklungsprozeß, der einen sichtbaren Anfang hat, möglicherweise auch ein Ende und der bei näherer Betrachtung selber in mehrere ganz unterschiedliche Etappen zerfällt, deren innerer Zusammenhang aber deutlich genug ist, um die gemeinsame Bezeichnung zu rechtfertigen. Oder nehmen wir das Konstrukt „Motiv". Es wird verwendet zur Zusammenfassung einer Reihe von Phänomenen, die historisch – jeweils unterscheidbar von anderen Phänomenen – aufgetreten sind, die gegebenenfalls noch heute auftreten und die untereinander trotz historischer Differenzierung einen erkennbaren Zusammenhang bilden. Es wird also ebenfalls *empirisch* verwendet, nur geht diese Empirie, da sie historisch ist, von anderen Fragestellungen aus als diejenige Herrmanns, und muß sie sich anderer (aber ebenfalls bekannter und allgemein akzeptierter) Techniken bedienen. Die *Grundfragestellung*, die in dieser Konzeption von der Empirie zu beantworten ist – Grundfragestellung deshalb, weil die Antwort auf sie über die Möglichkeit der Konstruktverwendung „Motiv" überhaupt entscheidet –, ist diejenige nach dem *historischen Ausgangspunkt* dessen, was „Motiv" genannt wird. Eine Sache existiert, hat zumindest existiert und darf deshalb benannt werden, wenn sie *entstanden* ist. Der *Nachweis des Entstandenseins* wird dadurch geführt, daß man (a) theoretisch zeigt, daß die als existierend behauptete Sache sich *herausdifferenziert* hat aus einer *vorausgegangenen* Sache, und (b) das *Hervortreten* der neuen Sache aus der alten *empirisch belegt*. Die „vorausgegangene Sache" muß dabei als „unproblematischer Hintergrund (zeitweilig) vorausgesetzt" werden; das ist ein üb-

liches und unvermeidliches Verfahren: der Nachweis des Entstandenseins kann selbstverständlich nur relativ geführt werden zu dem, was in einem gegebenen Moment der Wissenschaftsgeschichte als schon – oder noch – nachgewiesen gilt. – Die Konstituierung des Konstrukts „Motiv" durch Ute Holzkamp-Osterkamp folgt der Regel, die wir skizziert haben:

> „Mit der Herausbildung des Bevorzugungsverhaltens ist u. E. die spezifische Entwicklungs- und Ausprägungsform des Emotionalen erreicht, die man als *‚motivational'* zu bezeichnen hat... Von *motiviertem Handeln* sollte man erst dann sprechen, wenn die bereits im Appetenz- und Instinktverhalten liegende, phylogenetisch programmierte Gerichtetheit durch gelernte Individualisierung der *emotionalen Valenzen* so spezifiziert ist, daß das Tier andere Befriedigungsmöglichkeiten *aufgrund der lernbedingten Antizipationen der mit diesem einen Objekt verbundenen höheren Befriedigung* verweigert" (1975; 171),

was selbstverständlich empirisch konstatiert werden kann, etwa wenn hungrige Ziegen Gerste, die sie finden, unangerührt lassen, um nach dem von ihnen bevorzugten Brot zu suchen, von dem sie antizipieren, daß es ebenfalls zur Verfügung steht (Untersuchung von Fischel 1929; vgl. Holzkamp-Osterkamp a.a.O.).

Wenn nun z. B. nach dem „Leistungsmotiv in unserer heutigen Gesellschaft" gefragt wird, so braucht nur die *Entwicklung weiterverfolgt* werden – anhand der historischen Empirie, in der sie sich niedergeschlagen hat –, die das Motivations-Phänomen genommen hat. Wir brauchen nun nicht mehr zu fragen: „Gibt es überhaupt Motive?" oder: „Ist es sinnvoll, das Motiv-Konstrukt zu erfinden?", sondern die Frage wird präziser, spezifischer, und sie wird beantwortbar: „Haben Motive vielleicht etwa inzwischen aufgehört zu existieren?" Holzkamp-Osterkamps bisher herausgearbeitete Teil-Antwort, wonach bei spezifisch menschlicher Motivation zwischen „produktiven und sinnlich-vitalen Bedürfnissen" unterschieden werden muß, ist bereits weit von Alltagsvorstellungen entfernt, was man von der bei Herrmann referierten Auffassung, Motive seien das, was dahintersteht, wenn jemand einen Mangel behebt (nämlich daß dieser Jemand „sich ausrichtet") (vgl. Herrmann 1969; 213), nicht sagen kann. Natürlich ist der Hinweis auf die Differenz zu Alltagsvorstellungen keine hinreichende Rechtfertigung, sondern Holzkamp-Osterkamps Hypothesen müssen auch noch in eine Forschungsetappe nicht-historischer, aktueller Empirie eingebracht werden, sobald die theoretische und historisch-empirische Etappe ihrer Konstituierung abgeschlossen ist. Diese aktual-empirische Etappe wird dann aber auch „zu etwas führen": das „Motiv"-Konstrukt wird verfeinert, „konkretisiert", modifiziert, allenfalls auch aufgegeben werden (dann aber aller Voraussicht nach so, daß sogleich eine theoretische Alternative vorhanden sein wird), aber es wird *nicht* in Partikel zerfallen, die sich hinterher nicht mehr zusammensetzen lassen.

Wie in der Physik Einzelfaktoren durch mathematische Theorie integriert werden, so in der Kritischen Psychologie durch Entwicklungslogik. Infolge dieser Integrationsmöglichkeit kann nicht nur „sofort" eine allgemeine Theorie der Motive in wissenschaftlich kontrollierter Weise aufgestellt werden, sondern auch die Formulierung von Persönlichkeitstheorie überhaupt

muß nicht mehr utopisch scheinen (vgl. Holzkamp-Osterkamp 1975; 317 ff., 321). Die Entwicklungslogik erübrigt auch Herrmanns *Grundannahme der „Merkmals-Stabilität"* aus methodologischen Gründen und durchbricht damit eine weitere Oberflächlichkeit des Denkens. Nicht nur im überindividuellen Sinne, wie wir es am „Motiv"-Konstrukt gezeigt haben, sondern auch im individuellen Sinne können Merkmale wissenschaftlich-kontrolliert als veränderliche beschrieben werden. Mehr noch, sie müssen es, soll Wissenschaft nicht zweifelhaften Interessen unterworfen werden. Das führt uns zu einer weiteren, allgemeineren Differenz zwischen Herrmanns Persönlichkeitsforschung und der Kritischen Psychologie.

Wenn Herrmann immer wieder betont, es ginge in der Persönlichkeitforschung darum, daß Verhalten *vorausgesagt* werden können müsse, und dies sei gerade der Grund, weshalb ausschließlich stabile Verhaltensmerkmale interessierten, so vergißt er das entscheidende Wörtchen „fremd" in seine These einzufügen, wodurch sie erst vollständig, erst verständlich wird. Seiner Art von Persönlichkeitforschung geht es darum, *fremdes* Verhalten vorauszusagen, das Verhalten *anderer Individuen*, mit denen es ein wissenschaftlich nicht thematisiertes Subjekt zu tun hat; nicht eigenes Verhalten und nicht das Verhalten solcher anderer, mit denen „man sich identifiziert", mit denen zusammen „man eine Gruppe bildet" usw. Die Fragestellung, „was ich voraussichtlich dann und dann tun werde", ist schließlich auch erkennbar absurd. Von der anderen Fragestellung ist aber mit derselben Leichtigkeit erkennbar, daß sie bestimmten bornierten, unvernünftigen Interessen und Anschauungen „nahesteht", z. B. dem Interesse kapitalistischer Personalchefs an Arbeitskräften mit gleichbleibenden Eigenschaften, d. h. an *jungen* Arbeitskräften (Menschen, die älter sind als vierzig, beginnen die Konstanz ihrer Fertigkeiten schon zu verlieren, verlieren damit auch an Interesse, werden nicht mehr eingestellt), oder man kann auch an das Verhältnis zwischen einem Malechauvinisten und der „kleinen Rothaarigen" denken. Das *Interesse an der Veränderung des eigenen Lebens*, sei es eines Individuums, sei es eines Kollektivs oder einer Klasse, ist nicht mitberücksichtigt in dieser Wissenschaft, obwohl es prinzipiell unbestreitbar ist, daß solche Veränderungen möglich sind und beobachtet werden. Durch historische Analyse von Persönlichkeitsmerkmalen als geworden und veränderlich kann man sie *begreifen* und damit gegebenenfalls *antizipieren* und *beschleunigen*.

Die Alternative zum Dilemma der von Theo Herrmann repräsentierten Persönlichkeitsforschung ist also vorhanden. Freilich ist sie, wir haben das als bekannt vorausgesetzt, nicht ohne die gleichzeitige Übernahme weiterer theoretischer Hypothesen zu bekommen, insbesondere nicht ohne die marxistische Gesellschafts- und Geschichtstheorie. Das Programm der theoretischen Integration durch Entwicklungslogik hängt davon ab, daß die Entwicklung der in Rede stehenden Phänomene – das sind, wenn man die Persönlichkeit untersucht: Individuum, Gesellschaft und beider Geschichte – in theoretischer Form, nicht bloß nacherzählend „auf den Begriff gebracht" werden kann; im Ansatz der Bewältigung dieses Problems scheint der Marxismus noch immer konkurrenzlos. Nach Herrmanns Auffassung ist jedoch „keine einzelne Gesellschaftstheorie" so weit „elaboriert" (1973; 140), daß

Veranlassung bestünde, sich auf sie zu beziehen. Daher muß er beim Dilemma seiner einzelwissenschaftlichen Arbeit bleiben, auch nachdem er es zu erkennen beginnt. Wir haben bisher Herrmanns Beziehung zum Empirismus der Analytischen Wissenschaftstheorie in der Phase der Eröffnung dieser Beziehung, und damit in einer Phase der „Radikalität" untersucht. Wir folgen ihm jetzt in die Phase des „Problembewußtseins".

Wie in der Einleitung angekündigt, müssen wir, um diese Phase beurteilen zu können, zunächst gesondert auf die Analytische Wissenschaftstheorie eingehen.

3. Exkurs über die „Methodologie der Forschungsprogramme" von Imre Lakatos

3.1. Einige grundsätzliche Bemerkungen darüber, was Wissenschaftstheorie ist

Damit überhaupt klar wird, worüber wir im folgenden reden wollen, werden wir in 4 Thesen andeuten, was wir nach Maßgabe unserer wissenschaftstheoretischen Auffassungen unter „Wissenschaftstheorie" verstehen. Diese Andeutungen werden später, im letzten Abschnitt der vorliegenden Studie, noch ergänzt.

(1) Wissenschaftstheorie ist ein Funktionselement der Einzelwissenschaften; sie „vermittelt" ihre Entwicklung, d. h. sie ist der Vorgang, daß als unproblematisch gesetzte Teilbereiche der Einzelwissenschaft – methodologischer, aber auch „inhaltlicher" Art – *übertragen werden* auf *andere* Teilbereiche, wo sie quasi „Entwicklungshilfe" leisten (sollen). Aus dieser Bestimmung ergibt sich ein „innerer" Zusammenhang von Wissenschaftshistoriographie und „Wissenschaftslogik".

(2) Die wichtigsten heute existierenden Wissenschaftstheorien lassen sich auf einzelwissenschaftliche „Regionen" zurückführen, deren Selbstreflexion (unter je bestimmten Prämissen) sie darstellen. So stellt die Physik den beständigen Ausgangspunkt der Analytischen Wissenschaftstheorie in all ihren logisch-historischen Varianten dar. (Für den Logischen Empirismus des „Wiener Kreises" ist *Albert Einstein* der Vertilger letzter metaphysischer Sprachreste in der Physik und so Vorbild einer sprachanalytisch orientierten Wissenschaftstheorie; für Popper ist er Schöpfer einer riskanten Theorie, die an der Erfahrung hätte scheitern können, also der natürliche Kronzeuge des Falsifikationismus; in der Sicht von Thomas S. Kuhn hat er ein neues Paradigma geschaffen, dadurch eine wissenschaftliche Revolution beendet und eine neue normalwissenschaftliche Tradition begründet.) Aus der Selbstreflexion der „Geisteswissenschaften" entstand die Hermeneutik. Marxistische Wissenschaftstheorie kann zunächst nur die „Kritik der Politischen Ökonomie" (einschließlich ihrer Entstehungsgeschichte) reflektieren und dann zunehmend die Resultate, Probleme, Verfahren *weiterer einzelwissenschaftlicher* marxistischer Arbeit, heute u. a. der Arbeit der Kritischen Psychologie.

(3) Der unter (1) angedeutete „Übertragungsvorgang" hat eine Längs- und eine Querrichtung. Längsrichtung: zunächst treten wissenschaftstheoretische Reflexionen *innerhalb einer* Einzelwissenschaft auf als Meta-Reflexionen zu Problemen, auf die man „gestoßen" ist. Jedoch sind sie in diesem Stadium noch nicht eigentlich *wissenschaft*stheoretisch; dies *werden* sie in dem Maße,

wie sie übergreifen auf *andere* Einzelwissenschaften, weil sie dadurch ja erst Reflexionen *der* Wissenschaft und „Wissenschaftlichkeit" sind; also erst in der Querrichtung. Varianten des Übergreifens sind Kritik (andere Einzelwissenschaften werden als ganz oder teilweise „unwissenschaftlich" nach dem eigenen Maßstab beurteilt), Wiedererkennen des eigenen Wissenschaftsbegriffs in anderen Wissenschaften, Beziehung von „Starthilfe" aus anderen Wissenschaften usf. Dadurch, daß erst mit dem „Übergreifen" einzelwissenschaftlicher Selbstreflexion auf andere Einzelwissenschaften mit einigem Sinn von *Wissenschafts*theorie gesprochen werden kann, ist es auch allererst möglich, über *kontroverse* Wissenschaftstheorien *rational zu diskutieren.* Analytische, hermeneutische und marxistische Wissenschaftstheorie lassen sich zwar auf „regionale" *Ausgangspunkte* zurückführen, *sind* aber als *Wissenschafts*theorien „überregional", erheben allgemeinen Geltungsanspruch, beziehen sich auf *denselben Gegenstand.* Es gibt nur *eine* – in sich zweifellos nur komplex definierbare – „Wissenschaftlichkeit".

(4) Mit dem *Verhältnis* zwischen dem „regionalen" Ausgangpunkt und dem „universalen" Geltungsanspruch, das eine Wissenschaftstheorie definiert, ist uns schon sofort *ein* Kriterium zur *Beurteilung* von Wissenschaftstheorien in rationaler Diskussion gegeben, oder mindestens ist in eine Richtung der Kriterienfindung gewiesen (exakte Formulierungen stehen noch aus). Man muß nämlich offenbar die Frage, was eine Wissenschaftstheorie „taugt", *zuspitzen* auf die Frage, was sie in derjenigen „Region" von Einzelwissenschaften „leistet", die *nicht* ihren Ausgangspunkt bildet.

3.2. Die „Methodologie der Forschungsprogramme" von Imre Lakatos als Entwicklungsetappe der Analytischen Wissenschaftstheorie

In einer Reihe von wissenschaftstheoretischen Veröffentlichungen, die seinen Übergang zur einzelwissenschaftlichen Arbeit an der Kritischen Psychologie vorbereiteten, hatte sich Klaus Holzkamp (mit Argumenten, die selber auf der Skala eines Übergangs lagen, vom Konstruktivismus zum Marxismus) gegen den Anspruch sowohl des „Wiener Kreises" als auch Poppers gewandt, dem Wissenschaftsfortschritt der Psychologie nützlich zu sein (vgl. Holzkamp 1972). 1973 schrieb Richard Münch in einer Replik:

> „Holzkamps Diskussion der Popperschen Basisproblematik" – d. h. von Poppers spezieller Fassung des empiristischen Grundtheorems, daß Aussagen auf Beobachtbares müssen zurückgeführt werden können –' „ist völlig unzureichend, zumal er die wesentlichen Klärungen in Popper (1963), Feyerabend (1965, 1969) und Lakatos (1968, 1969 a, 1969 b, 1970) nicht berücksichtigt und so praktisch lediglich die Position eines naiven Falsifikationismus kritisiert, die inzwischen längst obsolet geworden ist" (1973; 157).

Die Berücksichtigung dieser „wesentlichen Klärungen" durch Theo Herrmann wird uns im folgenden Abschnitt beschäftigen. Hier ist erst einmal zu zeigen, daß sie einen rein physikalisch-„innerregionalen" Charakter haben und daß aus diesem Grund nicht zu erwarten ist, daß sich das oben dargestellte Problem der Unanwendbarkeit des physikalischen Wissenschaftsbegriffs auf Psychologie überhaupt verschiebt.

Die Debatten der Analytischen Wissenschaftstheoretiker werden seit dem „Wiener Kreis" durch zwei innere Widersprüche vorangetrieben, gewissermaßen einen theoretischen und einen empirischen Widerspruch. (Die tatsächliche physikalische Wissenschaftspraxis bleibt derweil, was sie ist: noch immer argumentieren ihre Reflektoren, ob sie Kuhn oder Feyerabend heißen, mit Galilei, Newton und Einstein.) Der *theoretische Widerspruch* lautet, daß Empirie (Beobachtbarkeit) „die" entscheidende Prüfinstanz der Theorie, Maßstab ihrer Wissenschaftlichkeit sein soll, aber zugleich bekannt ist, daß jede Empirie selber schon „theoriegetränkt" ist. Der Maßstab müßte von dem zu Messenden unabhängig sein, er ist es aber nicht; dennoch scheint man ihn aufrechterhalten zu müssen, weil sonst die ganze „Rationalität" (lies: der Empirismus) zusammenbrechen würde. Der *empirische Widerspruch* besteht zwischen den Normen der Wissenschaftlichkeit, die aufgestellt werden, und der immer wieder gemachten Entdeckung, daß die tatsächliche Wissenschaft auch in ihren von den Normgebern selbst anerkannten Vorbildern gerade dadurch existiert, daß sie den Normen *nicht* folgt.

Natürlich kommt hier von vornherein nur die Physik in Betracht; daß Freud und Marx dem Empirismus nicht folgten, hat Popper, wie man weiß, keineswegs verunsichert, sondern erst dazu veranlaßt, Wissenschaftstheoretiker zu werden (Popper 1963; 34 f.).

Wir wollen die Entwicklung der beiden Widersprüche, die schon 1932/33 mit Otto Neuraths Aufsatz „Protokollsätze" beginnt und dann niemals mehr abreißt, hier nicht darstellen – die „Protokollsatzdiskussion", Poppers Induktivismus-Kritik und der westdeutsche sogenannte „Positivismusstreit" bilden seine vielleicht interessantesten früheren Etappen –, sondern nur die Grundlagen der gegenwärtigen Diskussion skizzieren, die mit dem Vorstoß von Thomas S. Kuhn beginnt. In Kuhns berühmter Studie „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen" (1962, dt. 1973) werden beide genannten Widersprüche so weit zugespitzt, daß es scheint, der Empirismus müsse aufgegeben werden: Kuhn stellt schon die Frage nach einer „lebensfähige(n) Alternative für das traditionelle epistemologische Paradigma" (1973; 164). Er zeigt empirisch, als Wissenschaftshistoriker, daß das empiristische Grundtheorem in der Entwicklung der Physik faktisch nicht befolgt wurde, und theoretisch, daß es gar nicht befolgt werden konnte und durfte. Die Sprengkraft seines Vorstoßes auch unter Analytischen Wissenschaftslogikern dürfte eine Folge seiner *historischen Empirie* sein. Die schon von Neurath gewußte Wahrheit, daß Beobachtung „theoriegetränkt" ist, erhält hier nämlich die besonders anschauliche, deshalb besonders schwer „verdauliche" Gestalt eines unvermittelten Nebeneinanders widersprechender „Beobachtungen" derselben Sache, je nach der „Getränktheit" durch die alte Theorie oder durch die konkurrierende neue. Etwa: wo Galilei ein Pendel „sieht", „sehen" die Aristoteliker einen gehemmten Fall. Vor Kopernikus „sahen" die westlichen Astronomen keinerlei himmlische Veränderungen, keine Kometen, neuen Sterne, Sonnenflecke, aber die

> „Chinesen, deren Auffassung vom Kosmos Veränderungen am Himmel nicht ausschloß, hatten das Erscheinen vieler neuer Sterne am Firmament viel früher aufgezeichnet" und auch über Sonnenflecke „systematisch berichtet" (159).

Die Anzahl der Kuhnschen „Beispiele" ist groß, durch sie lebt seine Studie, sie sind das Medium seiner Eindringlichkeit; die theoretischen Schlußfolgerungen werden andere zu ziehen versuchen. Er gibt jedoch hierzu alle Stichworte. Ist „sinnliche Erfahrung", fragt er,

> „fixiert und neutral? Sind Theorien einfach menschliche Interpretationen gegebener Daten? Der epistemologische Standpunkt, der die westliche Philosophie während dreier Jahrhunderte so oft geleitet hat, verlangt ein sofortiges und eindeutiges Ja! In Ermangelung einer ausgereiften Alternative halte ich es für unmöglich, diesen Standpunkt völlig aufzugeben. Und doch, er fungiert nicht mehr wirksam, und die Versuche, ihn durch Einführung einer neutralen Beobachtungssprache wieder dazu zu bringen, erscheinen mir hoffnungslos." (169)

Dies ist gegen Carnap, die Hauptfigur des „Wiener Kreises", gerichtet; auch Poppers Version von Empirismus wird lapidar zurückgewiesen:

> „Wenn jeder einzelne Fehlschlag bei der Anpassung ein Grund für die Ablehnung der Theorie wäre, müßten alle Theorien allezeit abgelehnt werden." (194) „Alle geschichtlich bedeutsamen Theorien haben mit den Fakten übereingestimmt, aber nur bis zu einem gewissen Grade. Eine genauere Antwort gibt es nicht auf die Frage, ob und wie gut eine einzelne Theorie zu den Fakten paßt." (195)

Kuhn ist inkonsequent, wenn er fortfährt:

> „Fragen ähnlicher Art können aber gestellt werden, wenn Theorien kollektiv oder auch nur paarweise betrachtet werden. Es ist durchaus sinnvoll zu fragen, welche von zwei miteinander konkurrierenden Theorien *besser* zu den Fakten paßt." (ebd.)

Denn wenn die Fakten nicht neutral sind, können sie allem Anschein nach nicht nur nicht über *eine* Theorie Richter sein, sondern auch nicht über deren zwei. An anderer Stelle führt er denn auch aus, daß die Frage, welche Theorie „besser paßt", nicht durch Rationalität, sondern nur durch Überredungskunst beantwortet werden könne, wie es überhaupt seine allgemeine Linie ist, den von ihm unerträglich zugespitzten Widerspruch im empiristischen Rationalitäts- und Wissenschaftlichkeits-Begriff zu lösen durch Ausweichen von der Ebene der Rationalität in diejenige der Sozialpsychologie, von der Normgebung zur Nacherzählung. Jedoch beschreibt jene inkonsequente Bemerkung bereits den ganzen Umkreis der *gegen Kuhn* vonseiten der Popper-Schule vorgebrachten Argumente und kann als zusammenfassende, vorwegnehmende Charakterisierung der *Wissenschaftstheorie von Imre Lakatos* aufgefaßt werden.

Nachdem andere Popper-Schüler die von Kuhn aufgehäufte historische Empirie zunächst schlicht zu leugnen versucht hatten (vgl. Watkins 1970 und Toulmin 1970, beide dt. 1974), stellte sich Lakatos die Aufgabe, sie und die Popper-Konzeption miteinander zu vereinbaren; er suchte m. a.W. nach einer neuen Bewegungsform für die inneren Widersprüche des Empirismus, damit nicht mit diesem „unsere zentralen intellektuellen Werte" verloren gingen (Lakatos dt. 1974; 91). Es mußte dazu gelingen, den folgenden, von Kuhn in Erinnerung gebrachten Sacherverhalt *empiristisch* und *normativ* zu interpretieren:

> „Wissenschaftliche Theorien sind alle nicht nur gleichermaßen unbeweisbar und unwahrscheinlich, sondern sie sind auch alle gleichermaßen unwiderlegbar" (Lakatos 1974; 101).

Die Antwort von Lakatos besteht in seiner „Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramme". Sie kann in gebotener Kürze durch zwei Grundthesen charakterisiert werden. Erstens: Theorien müssen, um als wissenschaftliche anerkannt zu werden, zur *Entdeckung neuer Tatsachen* führen können und/oder tatsächlich dazu geführt haben. Daraus folgt, daß man als wissenschaftlich/unwissenschaftlich nicht eine einzelne Theorie, sondern allenfalls eine Theorien-*Reihe*, d. h. den Verlauf eines „Forschungsprogramms" bezeichnen kann. Solange er zur Entdeckung neuer Tatsachen führt, findet „progressive Problemverschiebung" statt, andernfalls „degenerative". Das Forschungsprogramm ist durch einen „harten Kern" definiert: theoretische „Grundannahmen", die selbst bei widersprechender Empirie solange aufrechterhalten werden dürfen, wie im übrigen noch ein „progressiver" Verlauf in angegebenen Sinne stattfindet. Hört dieser ejdoch auf, dann steht der „harte Kern" und damit das ganze Programm zur Disposition. Zweitens: als *widerlegt* kann ein Forschungsprogramm erst dann gelten, wenn ein alternatives Forschungsprogramm mit progressivem Verlauf vorhanden ist, zu dem der Forscher überwechseln kann; widersprechende Empirie allein reicht zur Widerlegung nicht aus, ja nicht einmal der degenerative Verlauf des eigenen Programms, wenn die Alternative fehlt.

Die Basis der Wissenschaftlichkeit liegt hier wiederum in der Beobachtung (der „neuen Tatsachen"). Die Beobachtung rechtfertigt oder widerlegt Theorien zwar nicht mehr, scheint aber wenigstens noch imstande, sie zu belasten oder zu erleichtern. Indessen ist das empiristische Kriterium, wie sich auch in der Durchführung der skizzierten Grundthesen zeigt, sehr uneindeutig geworden, wodurch das andere Anliegen von Lakatos, nämlich die Normativität der Wissenschaftstheorie aufrechtzuerhalten, in Mitleidenschaft gezogen wird. Lakatos scheut sich nicht vor der absurden Konsequenz einer „Norm-ex-post":

> „Im Lichte dieses Aufsatzes wird die utopische Idee einer sofort wirkenden Rationalität das hervorstechende Merkmal der meisten Erkenntnistheorien. ... Die Fallstudien in diesem Abschnitt zeigen, daß die Rationalität viel langsamer arbeitet, als die meisten Leute glauben wollen, und daß sie selbst dann fehlbar ist. Die Eule der Minerva fliegt in der Dämmerung." (168)

Aber immerhin, eine Norm ist eine Norm. Wenigstens die Absicht ist klar erkennbar, den Standpunkt des laissez faire in der Wissenschaft zu verbieten, auch wenn der Popper-Schüler zugeben muß, daß Wissenschaftler nicht schon durch Beharren auf ihren Theorien trotz „widerlegender" Beobachtung unwissenschaftlich verfahren. Deshalb schreibt der schon eingangs zitierte Richard Münch über die Intentionen der Lakatosschen Methodologie zu Recht:

> „Um Beharrlichkeit durch Bewährung überhaupt zu rechtfertigen, muß ein Forschungsprogramm dem Risiko des Scheiterns ausgesetzt werden. Dies ist allein durch Proliferation theoretischer Alternativen zu erreichen. . ." (Münch 1973; 160)

Und weiter:

> „Der Falsifikationismus hat demgemäß – entgegen Holzkamps Auffassung... – einiges und ganz konkretes zum Forschungsprozeß zu sagen... Der Falsifikationismus ist dabei sicherlich imstande, die reale Forschungspraxis, die nicht vor jeder falsifizierenden Instanz zurückweicht, hinreichend zu deuten, ohne der Neigung rein explikativer Wissenschaftstheorie zu verfallen, jede Art von Forschungspraxis allein kraft ihrer Faktizität zu dulden." (161)

Sehen wir zu.

4. Theo Herrmanns Methodologie der nichtkonkurrierenden Forschungsprogramme

4.1. Typ a-Programme und Typ b-Programme

Die Situation der „empirischen Persönlichkeitsforschung" als Aggregat von Einzelfaktoren ohne theoretische Integrationsmöglichkeiten hatten wir schon am Ende des 2. Abschnitts der empiristischen Wissenschaftstheorie zur Last gelegt. Nach dem Exkurs des 3. Abschnitts können wir unser Urteil weiter spezifizieren. Das Wissenschaftlichkeits-Kriterium des Empirismus zeigt nicht erst in Konfrontation mit Psychologie, sondern schon angesichts der Physik, wo es seinen „Ausgangspunkt" hat, innere Widersprüchlichkeit. Jedoch handelt es sich, soweit die Physik zur Debatte steht, bloß um den *Widerspruch der Interpretation* einer Wissenschaftspraxis, die währenddessen unbeeindruckt ihre Fortschritte zeitigt. Ganz anders stellt sich augenscheinlich die Lage in der Psychologie dar. Soweit ihre Subjekte dem Empirismus zuneigen, warten sie nicht von ferne ab, wie dieser seine Interpretationsfähigkeit entwickelt, sondern *setzen seinen Selbstwiderspruch ins Werk.* Aber der Selbstwiderspruch – zwischen Maßstab-Funktion und „Theoriegetränktheit" der Empirie – kann dabei nicht als solcher bewußt werden. Das theoretische Moment *in* der Beobachtung muß dem Problembewußtsein des Psychologen entgleiten, wenn Theorie *als äußeres Korrelat* der Beobachtung, infolge der Unanwendbarkeit des physikalischen Theorie-Begriffs, verschwunden ist. So ist der Schein falscher Unmittelbarkeit vollständig, der die Faktorenanalytiker glauben läßt, ihre Beschreibungsmerkmale der Persönlichkeit seien objektiv und wissenschaftlich, während sie in Wahrheit, wie wir gesehen haben, nur den Oberflächenschein des Alltags reproduzieren.

In der jetzt zu betrachtenden Adaption und „Weiterentwicklung" der Wissenschaftstheorie von Lakatos läßt Theo Herrmann diese Beschreibungsmerkmale der Persönlichkeit, z. B. Angst, Leistungsmotivation (Herrmann 1976; 29) – daneben anderes, was im gegenwärtigen Zusammenhang weniger interessiert – neuerdings als *Gegenstände von „Forschungsprogrammen"* figurieren.

Er versucht freilich, das Begründungsverhältnis umzukehren, so als ob er zunächst die Lage der Psychologie in sozusagen neutraler Beobachtungssprache darstelle und dann erst nach der theoretischen Interpretierbarkeit dieser Lage durch Lakatos und andere frage. Wir brauchen dieses Spiel nach

unseren vorausgegangenen Erörterungen nicht mehr mitzumachen. Die Lage der Psychologie wird *mit theoretischen Begriffen* dargestellt, und zwar sind dies Begriffe von Lakatos, die erstmals in Herrmanns Veröffentlichungen auftauchen: Forschungsprogramm, harter Kern (bzw. „invariante Struktur"), Sequenz (von Schritten eines Forschungsprogramms; ein anderes Wort für Theorien-Reihe). Die Lakatossche Methodologie bildet damit den theoretischen Rahmen der Interpretation der Lage der Psychologie, und wir haben zu betrachten, in welcher Weise er sich auswirkt bzw. welche Verwendung Herrmann von ihm macht.

Wenn also Herrmann nunmehr von „Forschungsprogrammen" spricht, so ist dies nicht so zu verstehen, als ob z. B. eine Theorie T_1 *ein* Forschungsprogramm über den Gegenstand Leistungsmotivation bildet und so mit der Theorie T_2 über denselben Gegenstand, also mit einem *alternativen* Forschungsprogramm *konkurriert*. Mit einigem Sinn könnte man ja auf eine solche Sprachregelung sich einlassen und dabei etwa einerseits die Theorie Holzkamp-Osterkamps im Auge haben und andererseits diejenige, wonach Motivation eine Gerichtetheit zur Behebung von Mängelzuständen ist. Es wäre dann freilich eine vom Empirismus verschiedene Wissenschaftstheorie heranzuziehen bzw. aufzubauen, die, wenn entwicklungslogische Theorien mit zur Debatte stehen, die Optionsmöglichkeit für die „bessere" Theorie qua Rekurs auf Empirie und/oder zusätzliche Rationalitätskriterien zeigt. Herrmann hat anderes im Sinn. Zunächst wird unterschieden, daß es in der Psychologie *zwei gegensätzliche Arten* von Forschungsprogrammen gebe, „Typ a" und „Typ b". In diesem Differenzierungsprozeß ist das „Forschungsprogramm" sensu Lakatos modifiziert und, wie Hegel sagen würde, „herabgesetzt" zum Typ b-Programm, während das sogenannte Typ a-Programm praktisch eine Bezeichnung für das Gegenteil von „Forschungsprogrammen" sensu Lakatos ist. Typisch für die Psychologie, hören wir, sind aber gerade die Typ a-Programme. Leistungsmotivation wiederum ist ein typisches Typ a-Programm. Betrachten wir dies näher.

Das Forschungsprogramm nach Typ b besteht ähnlich wie bei Lakatos in einem theoretischen Erklärungsansatz, bei dem, wie Herrmann erläutert, *eine* Theoriekonzeption „sozusagen auf eine Sequenz empirischer Tatbestände angewandt wird" (29). Der Unterschied zu dem bei Lakatos Intendierten ist jedoch bereits gravierend: die Frage wird nicht gestellt, nach welchen Kriterien man vom progressiven oder degenerativen Verlauf einer Sequenz sprechen kann, auch fehlt schon hier der bei Lakatos konstitutive Hinweis auf die „Konkurrenzsituation", in der sich ein Forschungsprogramm stets befinden soll. Außerdem ist die Äußerlichkeit bemerkenswert, in der die Sequenzschritte zueinander stehen. *Derselbe* Erklärungsansatz ist es bei Lakatos, der sich in der Konfrontation mit Fakten, die mit dem Verlauf des Programms zunehmend erst ins Blickfeld geraten – ihre *Entdeckung* ist schließlich geradezu Kriterium seiner Progressivität –, verändert und dabei doch seine Identität behält. Nur wegen dieses Verhältnisses von Identität und Anderswerden kann an den Verlauf überhaupt normativ herangegangen werden. Die Funktion der Umformulierung bei Herrmann besteht gerade darin, diese Reste von Normativität, die in den Begriffen von Lakatos noch stecken, zu eliminieren; das zeigen seine Beispiele.

„... wird die im Prinzip *invariante Theoriekonstruktion* der Skinnerschen Lerntheorie (Typ b) spezifiziert, ausgearbeitet und auf eine Vielzahl voneinander unabhängiger Sachverhaltsgebiete (Taubendressuren, programmierter Unterricht, Verhaltenstherapie, Erlernen der Muttersprache, elterliche Erziehung usf.) angewendet... Die mathematische Konzeption von Rasch (Typ b) wird nicht nur als solche (als mathematisches Modell) spezifiziert, verallgemeinert usf., sondern auch zum einen bei der Konstruktion psychologischer Tests, Fragebögen u. dgl., aber auch zum anderen etwa auf die psychologische Kleingruppenforschung, auf das ‚Attitüdenproblem', auf die Erforschung von Problemlösungsprozessen und vieles andere angewandt." (30) Weitere Beispiele sind die Berliner Gestalttheorie und der kybernetisch-systemtheoretische Ansatz (29 f.).

Wenn der Psychologe von Taubendressuren zu programmiertem Unterricht übergeht, kann der Wissenschaftstheoretiker dabei nicht gut nach progressivem oder degenerativem Verlauf fragen. Die Rede von der „Sequenz empirischer Sachverhalte" ist mehr als eine Abstumpfung Lakatosscher Methodologie; sie ist eine Begriffsverwirrung. In keiner ernstzunehmenden Wissenschaftstheorie interessiert die Trivialität, daß die Gegenstände von Theorien bzw. Forschungsprogrammen empirische Gegenstände sind, d. h. unspezifisch „beobachtet werden können", sondern es interessiert die Zurückführbarkeit der *je spezifischen theoretischen Annahmen* über diese Gegenstände auf Beobachtung. Ob das Verhältnis von Skinners Lerntheorie und Taubendressur von *dieser* Art ist, ist eine Frage, die von jener Rede mehr verdeckt als gestellt wird, gerade sie steht aber nicht ohne Grund im Zentrum der Reflexion von Lakatos. – Kurz, die Adaption Lakatosscher Bezeichnungen, Sequenz, Forschungsprogramm, empirischer Tatbestand, erweist sich bisher als semantische Spielerei. Dabei hatten wir es noch mit solchen Momenten psychologischer Wissenschaftspraxis zu tun, von denen sich Herrmann, wie erinnerlich, distanziert: Theorien größere Reichweite, angefangen mit Persönlichkeits-, ja schon mit Motivationstheorien, lehnte er am „Kanon der empirischen Psychologie" gemessen ab. Seine „Typ b-Programme" sind solche von ihm abgelehnten Theorien. Die Typ a-Programme, zu denen solche über Persönlichkeitsmerkmale gehören, erwecken nun nicht einmal mehr den Anschein der Übereinstimmung mit der Lakatosschen Methodologie.

Es handelt sich bei ihnen um Forschungsprogramme, die nicht durch einen invarianten Theorieansatz charakterisiert sind, sondern umgekehrt durch einen *invarianten Problemgegenstand*, beispielsweise die Müller-Lyers-Täuschung (MLT), das Tiefensehen oder eben Angst, Leistungsmotivation und andere Persönlichkeitsmerkmale. Die Durchführung solcher Programme besteht in der Abfolge verschiedener, im Prinzip nicht notwendig überhaupt miteinander verbundener theoretischer Erklärungsansätze. So wird die Sequenz des „Forschungsprogramms" MLT, das Herrmann zum ausführlich erörterten „Startbeispiel" seiner ganzen Darlegung wählt, gebildet durch die Konfluxionstheorie von Müller-Lyers selbst, die Gestalttheorie und die Größenkonstanztheorie. Aber wie können diese Theorien, die untereinander nicht sinnvoll verglichen, also auch nicht nach dem Kriterium der Progres-

sion/Degeneration beurteilt werden können, dennoch *ein* Forschungsprogramm bilden? Was

> „verbindet die älteste mit der jüngsten Arbeit? Die triviale Antwort lautet: Es handelt sich stets um die *Erklärung von MLT*" (22).

Die Typ a-Programme sind eine interessante „logische Umkehrung". Einerseits erkennt man leicht, daß sie *dieselbe Forschungspraxis* nur aus einem *anderen Blickwinkel* beschreiben. Ob man nämlich z. B. die Gestalttheorie als Typ b-Programm betrachtet, das auf den „empirischen Tatbestand" MLT angewandt wird, oder umgekehrt diesen „Tatbestand" als Typ a-Programm, zu dessen Erklärung die Gestalttheorie herangezogen wird, kommt aufs gleiche hinaus. Andererseits bewirkt die Umkehrung doch etwas, nämlich eine Bedeutungsverschiebung der Bezeichnung „Programm". War diese Bezeichnung beim Begriff „Typ b-Programm" noch im Lakatosschen und auch umgangssprachlichen Sinne *subjektiv* verstanden als eine Forschungsstrategie von Wissenschaftler-Subjekten, die einen „Willen" artikulieren und diesen in mehreren Schritten gezielt ausführen (wobei der Gegenstand dieses „Willens" und die Strenge und Kontrollierbarkeit seiner Artikulation ein solches Unternehmen zum „objektiven", wissenschaftlichen machen), so ist gerade dieses Moment bei der Formulierung desselben Sachverhalts als Typ a-Programm eliminiert. Das MLT-„Programm" ist *eine Forschungsstrategie, die niemand eingeschlagen hat* und die *doch existiert*. Was ist der Sinn dieser metaphysischen Unterstellung? – Man erkennt das, wenn man näher betrachtet, was Herrmann als harter Kern derartiger „Programme" gilt.

Die „Invarianz der Forschungsfrage, das *Gleichbleiben des Problematisierten*" konstituiert ein Typ a-Programm als konsistentes Forschungsprogramm (26). So ist es also genaugenommen doch nicht der „empirische Tatbestand", der das Programm definiert, sondern es sind die *theoretischen Annahmen*, die zusammen seine Problematisierung ausmachen, beispielsweise im Falle von MLT die

> „Unterstellung, daß das ('physikalisch') Gemessene irgendwie der 'wahren Beschaffenheit der Dinge' näher kommt als unser Wahrnehmungsurteil"

und die Vorstellung, dieser Widerspruch müsse aufgeklärt werden können (ebd). Jetzt stellt sich der Unterschied von Typ a und Typ b so dar: Der Ausgangspunkt von Typ b-Programmen sind Theorien, d. h. Aussagengefüge. Der Ausgangspunkt von Typ a-Programmen sind Forschungsfragen, die ihrerseits Umformung von Aussagengefügen sind. Typ a und Typ b können sich nur durch die Eigenart der sie jeweils konstituierenden Aussagen unterscheiden. Während man bei Aussagengefügen vom Typ b, z. B. beim mathematischen Modell von Rasch oder bei Skinners Lerntheorie, sogleich, um es ganz vage auszudrücken, Medien der wissenschaftlich-kritischen Diskussion vorfindet, mit deren Hilfe man sie begrüßen, ihre Modifikation oder Ersetzung vorschlagen oder bereits den Versuch ihrer Konstitution zurückweisen kann, ist das Aussagengefüge vom Typ a einer wissenschaftlichen Kritik nicht zugänglich. Wir haben den Mechanismus im 2. Abschnitt schon besprochen: man scheint so weit zurückgegangen in die Vor-Phasen des ei-

gentlich wissenschaftlichen Prozesses, daß irgendeine Form von Kontrolle von den übrigbleibenden Vor-Annahmen schlechterdings nicht mehr scheint verlangt werden zu können, besonders da diese Annahmen ja nicht als solche mit theoretischem Anspruch formuliert werden, sondern sich in die „Offenheit" der Forschungsfrage aufgelöst haben. Dabei wird die Problematik dieses Mechanismus beim Beispiel MLT noch verdeckt. Die hier konstitutive Forschungsfrage ist *faktisch* gar nicht angreifbar, sie kann noch als klassisches Beispiel eines theoretischen Problems angesehen werden, das aus der Konfrontation vorausgesetzter „Theorie" mit einem empirischen deviant case entsteht. Aber der Umstand, daß Herrmann nicht nur MLT, sondern auch Angst, Leistungsmotivation, überhaupt: Persönlichkeitsmerkmale im weiter oben besprochenen Sinne zu typischen Gegenständen von Typ a-Programmen werden läßt, zeigt, daß der theoretische Problemcharakter der MLT-Forschungsfrage für Typ a-Programme nicht konstitutiv ist. Angst z. B. ist nämlich kein theoretisches Problem, wenn auch ein praktisches, sondern prima facie *lediglich eine Vorstellung*, besser eine Summe von Vorstellungen. Wir haben schon einmal festgestellt, daß es problematisch ist, diese als Vorannahmen einfach zu akzeptieren. Es ist dies ja gerade der Weg, auf dem der Oberflächenschein der Persönlichkeit, der sich im Alltagsverstand abbildet, in die Wissenschaft gelangt und sich dort befestigt! Durch ihre Bezeichnung mit Lakatosschen Vokabeln wird die Sache nicht besser, sondern schlimmer.

Kurz: Typ a-Programme und Typ b-Programme sind Namen für dieselbe psychologische Forschungspraxis. Betrachtet man diese nach Typ b, so ergibt sich das Bild von Wissenschaftlern, die Theorien aufstellen und sie auf verschiedene Gegenstände anwenden. Dies ist eine legitime, wenn auch unkritische – stellt man das „Potential" der Methodologie von Lakatos in Betracht – Darstellung einer tatsächlich vorhandenen Verlaufsform der Entwicklung der Psychologie. Die Verlaufsform nach Typ a dagegen existiert nicht in der Wirklichkeit, jedenfalls nicht so, wie sie anfangs formuliert und durch Beispiele begründet wird: es existiert beispielsweise nicht wirklich ein „Forschungsprogramm" MLT. Die Betrachtung der Forschungspraxis nach Typ a hat aber den Effekt, daß als legitimer Bestandteil der Forschungspraxis solche Arbeit erscheint, die von unkontrollierten, beliebigen Anfangs-Annahmen ausgeht. Ein Typ a-Programm ist gewissermaßen der Freibrief, Wissenschaft auf Vorurteilen aufzubauen. Als solcher kann es nun doch existent *gemacht werden*. Es sind nun doch zwei subjektive Forschungsstrategien entstanden, „zwei recht verschiedene *Strategietypen* des wissenschaftlichen Problemlösens" (31). Obwohl Herrmann mit Recht den „globalen Eindruck" hat,

> „daß es der derzeitigen Wissenschaftslehre eher um Forschung vom Typ b als vom Typ a geht" (33),

zieht er es vor, sich für Typ a-Forschung zu entscheiden. Die faktorenanalytische Forschungspraxis hat damit nicht mehr naturwüchsigen, sondern reflektierten Charakter, und doch darf sie bleiben, was sie ist. – Das Verhältnis von Wissenschaftstheorie und Einzelwissenschaft nimmt hier eine bemerkenswerte, quasi mathematisch vereinfachte Gestalt an: weder kann die

„derzeitige" Wissenschaftstheorie die Einzelwissenschaft kritisieren, orientieren, normieren, noch führt die Selbstreflexion der Einzelwissenschaft zur Forderung nach Veränderung an die Adresse der Wissenschaftstheorie. Sondern beide treten säuberlich auseinander, um dann eine extensionale Struktur zu bilden – Typ b und Typ a.

Wenn es schwierig ist, den inneren Konstitutionsprozeß der „Methodologie der Typ a-Programme" zu rekonstruieren, dann ist es umso leichter, den am Ziel des Wissenschaftsfortschritts gemessen reaktionären Charakter der Konsequenzen zu sehen, die Herrmann aus seiner Methodologie zieht. Herrmann empfiehlt generell eine „Methodik der Rückbindung theoretischer Annahmen an Problemstellungen" (155) und daher interne Beurteilungsgesichtspunkte, die problemorientiert sind. Diese Konstellation führt ihn zu der Frage, wie denn solche Beurteilung überhaupt geleistet werden können soll von von solchen, die nicht auch „problemorientiert" sind in dem Sinne, daß sie *am selben Problem*, d. h. am selben Typ a-Programm arbeiten. (Man darf nicht vergessen, daß „Problem" nur eine Metapher für beliebige Anfangs-Vorstellungen ist.) Die Antwort: – gar nicht.

> „Die tatsächliche Anwendung adäquater, insbesondere problembezogener Kriterien auf konkrete Forschungsarbeit" – z. B. bei Auslese- und Qualifikationsverfahren – muß „dem kleinen Kreis der jeweiligen Kenner überlassen bleiben, wobei naturgemäß der Kreis der Kenner problemspezifisch wechselt." (160)

Die *Institutionen* werden deshalb aufgefordert, die Kriterien ihrer Geldvergabe in Richtung auf „problemorientierte" Bewertungsgesichtspunkte zu verändern (157). Auch *Wissenschaftler-Kollegen* sind aus dem „Kreis der Kenner" ausgeschlossen, denn die Bewertung der „problemartspezifischen" Tauglichkeit

> „bedeutet unter anderem die Vergegenwärtigung, daß auch innerhalb des Kreises psychologischer Forscher nicht jedermann über alles mitreden kann" (160).

Herrmann geht noch einen Schritt weiter. Nicht nur die Konkurrenz verschiedener Theorien ist ad acta gelegt, sondern der Theoretiker kann sich, folgt man seiner Logik, nicht einmal selbst kritisieren, weil eine „Problemstellung" einfach ein Fakt ist und daher nicht verändert, sondern allenfalls verlassen werden kann. Es ist wie beim Schachspiel:

> „Durch keine Variante des Schachspiels kann man den das Schachspiel konstituierenden Annahmenkern als falsch erweisen." (45)

(Herrmann irrt. Gerade darin, daß das Schachspiel nicht „falsch sein kann", unterscheidet es sich prinzipiell von jeder wissenschaftlichen Problemstellung – ein Problem, eine Forschungsfrage kann falsch gestellt sein –, und mehr noch von bloßen *Vorstellungen*, die Herrmann ebenfalls als „Problem" figurieren läßt und bei denen es sogar *prinzipiell wahrscheinlich* ist, daß sie falsch sind.)

> „Problemstellungen können als unfruchtbar, uninteressant usf. aufgefaßt werden; sie können aber nicht in dem Sinne falsch sein, wie Lösungsversuche falsch sein können. Insofern darf also gesagt werden:

> Die das jeweilige Problem konstituierenden Kernannahmen sind im Problemlösungsprozeß nicht widerlegbar bzw. falsifizierbar" (45).

Man muß angesichts dieser Immunisierungsstrategie gegen Kritik daran erinnern, daß Herrmann noch 1971 die „nomothetische Psychologie" praktisch ausschließlich durch Hinweise ihrer Übereinstimmung mit Poppers Falsifikationismus erläutert und gerechtfertigt hatte. Mehr noch, ganz wie Richard Münch argumentierte er damals mit Lakatos:

> „Theoretische Aussagen und Aussagengefüge (Theorien) müssen zwar *widerlegbar* sein; die wissenschaftliche Praxis unterwirft sich aber nicht dem Zwang, Aussagen und Aussagengefüge in jedem Falle bei Auffindung eines empirischen Befunds, der mit dem Aussageninhalt nicht vollständig vereinbar ist, *tatsächlich* zu annullieren. (Vgl. auch Lakatos 1970.)" (1972; 53)

Freilich, damals stand nicht die eigene Forschungspraxis zur Debatte, sondern es wurde gegen Holzkamp argumentiert. Für die eigene Forschungspraxis hat Herrmann nun einen Bereich der Unwiderlegbarkeit abgesteckt. Es handelt sich um den Bereich, den wir im 2. Abschnitt ausführlich kritisiert haben. Die These der Unwiderlegbarkeit kann mithilfe der Lakatosschen Methodologie nicht begründet werden. Und doch hat deren Kategorie des „harten Kerns" ihre Formulierung allem Anschein nach veranlaßt[9].

4.2. Wissenschaftstheorie und Einzelwissenschaft am Beispiel Theo Herrmann

Wir stehen vor einem Bild wahrhaft „skandalöser" Beziehungen zwischen Analytischer Wissenschaftstheorie und Psychologie. Im ersten Durchgang hat die Bezugnahme auf die Analytische Wissenschaftstheorie zur Aufstellung rigider, reduktionistischer Normen für die Arbeit der Psychologen geführt. Im zweiten Durchgang dient sie dazu, die Ergebnisse der Arbeit mit diesen Normen als „natürlich" hinzustellen (Herrmann 1976; 34). Selbst dies gelingt nur um den Preis offener, auch offen willkürlicher Modifikation der Analytischen Wissenschaftstheorie. Deren Inanspruchnahme ist dabei von geradezu kaltblütiger Äußerlichkeit, zieht man die Eigenbedeutung der Debatten der Wissenschaftstheoretiker in Betracht. Sie ist nicht nur den Psychologen, sondern auch den Wissenschaftstheoretikern anzulasten. Zwar könnte man mit Kategorien von Lakatos die herrschende psychologische Praxis kritisieren, aber einen Ausweg zeigt er nicht. Mehr noch, er verbaut den Ausweg. Die „vereinheitlichende Idee", deren Fehlen in der Psychologie Lakatos beklagt, haben Marxisten gefunden, aber sie und ihren Weg, den Weg der Entwicklungslogik, lehnt er kategorisch ab (Lakatos 1974; 169 f.). Das psychologische Forschungsprogramm des „historischen Herangehens" ist kein analytisch-empiristisch interpretierbares mehr: nicht nur einzelwissenschaftlich, auch allgemein wissenschaftstheoretisch ist der Marxismus eine Alternative zum Vorgehen Herrmanns wie derer, auf die Herrmann rekurriert.

Der Marxismus existiert noch nicht eigentlich als Wissenschaftstheorie. Nachdem es dem Empirismus mißlungen ist, die Wissenschaftlichkeit der Geschichts- und Gesellschaftswissenschaften, darunter der Psychologie als Sonderfall des physikalistischen Wissenschaftsbegriffs abzuleiten, muß es

dem Marxismus umgekehrt gelingen, den Wissenschaftsbegriff der Physik als Sonderfall des Wissenschaftsbegriffs der „Kritik der Politischen Ökonomie" abzuleiten. Diese Arbeit ist bisher nicht einmal in Angriff genommen. Es läßt sich jedoch jetzt schon absehen, daß der innere Widerspruch des Empirie-Begriffs, der den Empirismus charakterisiert, vom Marxismus infolge seiner entwicklungslogischen Konzeption überwunden werden kann, im Grunde schon überwunden ist. Er wird Beobachtbarkeit nicht einseitig als „die" Basis der Wissenschaftlichkeit betrachten. Basis der Wissenschaftlichkeit einer *je bestimmten* Theorie bzw. Methode kann nur die bis dahin *vollzogene Wissenschaftsgeschichte* sein, in der (vorausgegangene) Empirie und Theorie immer schon miteinander verflochten sind, aber so, daß – aus beiden Komponenten – Normativität, Orientierung gezogen werden kann. Das Schwergewicht des wissenschaftstheoretischen Interesses verschiebt sich damit von der Frage der nachträglichen Rechtfertigung von Theorien auf diejenige ihrer Konstituierung, wobei Konstituierung als methodologischer, nicht als intuitiver Prozeß verstanden (und normiert) wird. Es ist gerade dieses Interesse an der methodischen Konstituierung, das uns bewogen hat, nach der Herkunft der faktorenanalytischen Konstrukte für Persönlichkeitsmerkmale zu fragen, und unsere „normative" Bevorzugung der Kritischen Psychologie begründen wir, pauschal gesprochen, mit ihrer „gründlicheren Ausschöpfung" des methodologischen und inhaltlichen „Potentials" der Wissenschaftsgeschichte.

Das letzte Kriterium der Wissenschaftlichkeit ist jedoch nicht die Geschichte der Wissenschaft, sondern diejenige der Gesellschaft überhaupt. Besser gesagt, dies ist ihr erstes Kriterium, mit dem allererst abgesteckt wird, in welchem Bereich die Frage nach der Wissenschaftlichkeit sinnvoll zu erheben ist. Mithilfe der marxistischen Gesellschaftswissenschaft gelangt man zu einem deskriptiven soziologischen Begriff von Alltagsbewußtsein, Oberflächenschein, objektiven Gedankenformen. Diese kann man an vorhandener Wissenschaft zu konstatieren, am eigenen Denken zu objektivieren versuchen. Wissenschaftlichkeit im engeren, „internen" Sinne, im Sinne der „Rationalität", ergibt sich dann aus dem, was gegebenenfalls übrigbleibt, wenn man von den ideellen Produkten den Oberflächenschein „abzieht", denn, wie Marx schreibt (MEW 25; 825):

> „alle Wissenschaft wäre überflüssig, wenn die Erscheinungsform und das Wesen der Dinge unmittelbar zusammenfielen".

Anmerkungen

1 Wir halten es für zwingend erforderlich, daß auch in marxistischer Wissenschaftstheorie unterschieden wird zwischen der Rationalität einer Aussage und ihrer Zuordbarkeit beispielsweise zu einem Klassenstandpunkt. Dabei kann letzteres prinzipiell nur Aufgabe „rationaler Rekonstruktion" sein, d. h. welchem Interesse eine Aussage dient, kann erst *nach* Prüfung des sachlichen Gehalts dieser Aussage gefragt werden.

2 Die Bezeichnung „Analytische Wissenschaftstheorie" ziehen wir der Bezeichnung „Positivismus", die von Marxisten häufig synonym gebraucht wird (z. B. zuletzt Joachim Kahl 1976), u. a. deshalb vor, weil wir uns nicht mit der hermeneutischen Kritik an dieser Wissenschaftstheorie identifizieren. Überhaupt liegen in der letzteren Be-

zeichnung so viele Bedeutungsnuancen – z. B. das „Erlebnisgegebene"; „gegeben" als Gegenbegriff zu „vergehend"; Gegebenheit *des Objekts* des Erlebens, Ontologie, usf. –, daß es ratsam erscheint, die Klärung dieses Phänomens lieber expliziter Analyse zu überlassen.

3 Vom „faktorenanalytischen Paradigma" reden wir im selben Sinne wie beispielsweise Ann F. Neel (dt. 1975; 528 ff.).

4 Bei „der *Entscheidung*, die Psychologie als eine *streng empirische Wissenschaft* (Erfahrungswissenschaft) aufzufassen", befinde sich der Student/Forscher „in Übereinstimmung mit der überwältigenden Mehrheit heute lebender Psychologen... Gehen wir davon aus, daß die Psychologie eine empirische Wissenschaft ist, so ist ihr *primärer Gegenstand* das mit rationalen wissenschaftlichen Methoden beobachtbare oder meßbare *Phänomen*." (Herrmann 1969; 31)

5 Dies ist ein charakteristisches Beispiel übertriebener Radikalität, die Herrmann in dieser Phase seiner Beziehung zum Empirismus kennzeichnet. In seinem Buch „Persönlichkeitsmerkmale" wird er genau den gegenteiligen Standpunkt einnehmen. Vgl. Herrmann 1973.

6 Man könnte hier auch die Herkunft solcher Annahmen aus „wissenschaftsexternen" Interessen thematisieren. Jedoch befinden wir uns noch in der „Prüfung des sachlichen Gehalts" und argumentieren daher vorerst nur „wissenschaftsintern".

7 Zum „schöpferischen" Charakter der Mathematik vgl. die demnächst erscheinende Studie von Eckart Leiser über den „Widerspiegelungscharakter von Logik und Mathematik".

8 Dies ist eine These, die wegen des nur exemplarischen Charakters unserer Studie ungenügend belegt ist. Sie müßte überprüft werden an anderen Versuchen der Übertragung des physikalischen Wissenschaftsbegriffs, etwa anhand einer Beurteilung des mathematischen Modells von Rasch.

9 Lakatos selbst hat in seiner Methodologie der Forschungsprogramme eine *Alternative* zur Lage in der Psychologie gesehen. Vgl. Lakatos 1974; 169 f.

Verzeichnis der zitierten Literatur

d'Abro, Die Kontroversen über das Wesen der Mathematik, in: Kursbuch 8, Ffm. 1967, S. 26 ff.

Fischel, Über die Bedeutung der Erinnerung für die Ziele der tierischen Handlung, Zeitschrift für vergleichende Physiologie 9, S. 636 ff.

Hans Hahn, Logik, Mathematik und Naturerkennen, in: Einheitswissenschaft, Heft 2, Wien 1933.

Hempel, Grundzüge der Begriffsbildung in der empirischen Wissenschaft, dt. Düsseldorf 1974.

Herrmann, Problem und Begriff der Ganzheit in der Psychologie, Wien 1957.

Ders., Psychologie der kognitiven Ordnung, Berlin 1965.

Ders., Lehrbuch der empirischen Persönlichkeitsforschung, Göttingen 1969.

Ders., Über einige Einwände gegen die nomothetische Psychologie, in: Zeitschrift für Sozialpsychologie, Bd. 2, 1971, S. 123 ff. (hier zitiert aus: Albert/Keuth (Hrsg.), Kritik der kritischen Psychologie, Hamburg 1973, S. 41 ff.)

Ders., Sprache, Bern und Stuttgart 1972.

Ders., (zusammen mit Staph), Erklärung und Vorhersage in der Psychologie, Marburg 1972 a.

Ders., Persönlichkeitsmerkmale. Bestimmung und Verwendung in der psychologischen Wissenschaft, Stuttgart Berlin Köln Mainz 1973.

Ders., Die Psychologie und ihre Forschungsprogramme, Braunschweig 1976.

Holzkamp, Kritische Psychologie. Vorbereitende Arbeiten, Ffm. 1972.

Holzkamp-Osterkamp, Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung 1, Frankfurt/New York 1975.

Kahl, Positivismus als Konservativismus, Köln 1976.
Kuhn, Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Ffm. 1973.
Lakatos, Falsifikation und die Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramme, in: Lakatos/Musgrave, Kritik und Erkenntnisfortschritt, dt. Braunschweig 1974.
Marx, Das Kapital. Dritter Band, MEW 25.
Maschewski, Das Experiment in der Psychologie, Frankfurt/New York 1977.
Münch, Kritizismus, Konstruktivismus, Marxismus, in: Albert/Keuth, a.a.O., S. 131 ff.
Neel, Handbuch der psychologischen Theorien, Luxemburg 1975.
Popper, Conjectures and Refutations, 1963.
Toulmin, Ist die Unterscheidung zwischen Normalwissenschaft und revolutionärer Wissenschaft stichhaltig? In: Lakatos/Musgrave, a.a.O., S. 39 ff.
Watkins, Gegen die „Normalwissenschaft", in: Lakatos/Musgrave, a.a.O., S. 25 ff.

Peter Keiler

Behaviorismus, Reduktionismus, „Emergenz"-Theorie
Grundlagenprobleme der Verhaltenspsychologie*

In Korrespondenz zur Grundfrage der Philosophie als Frage nach dem Verhältnis von Denken und Sein[1] besteht die Grundfrage der Psychologie in der systematischen Problematisierung des Verhältnisses von Psychischem und Physischem. Die zentrale Stellung dieses Problems erwächst indes nicht allein aus seiner direkten Beziehung zu grundlegenden erkenntnistheoretischen und naturphilosophischen Fragestellungen, sondern vor allem aus dem integrativ-heuristischen Doppelcharakter seiner Lösungsversuche, einerseits die mannigfaltigsten empirischen Fakten insbesondere aus den verschiedenen zoologischen und psychologischen Disziplinen auf einer umfassenden theoretischen Ebene ins Verhältnis zu setzen, andererseits aber zugleich auch neue empirisch entscheidbare Fragestellungen vorzubereiten[2]. In gewisser Hinsicht stellen so das Niveau von Aufbereitung und Lösungsversuch des psychophysischen Problems einen Gradmesser des Entwicklungsstandes einer jeden Psychologie dar, die ihren Gegenstand als einen integrierten Bestandteil jener Wirklichkeit begreift, auf die sich Wissenschaft gemeinhin richtet. Unter eben dieser Perspektive soll im folgenden ein Entwicklungsstrang von Konzeptionen erörtert werden, dessen Paradigmen unter dem Sammelbegriff einer Verhaltenspsychologie sowohl auf der Ebene der Grundwissenschaft als auch der angewandten Wissenschaft maßgeblich Gegenstands- und Methodenbewußtsein der modernen Psychologie geprägt haben. Im Rahmen dieser Erörterung kommt dann der Herausarbeitung der

i. e. S. behavioristischen Gegenstandsauffassung im wesentlichen eine vorbereitende Funktion zu, während das Hauptgewicht auf einer kritischen Auseinandersetzung mit physikalistisch-reduktionistischen und emergenztheoretischen Positionen liegt.

1. Der Dualismus von Physischem und Psychischem als Grundprinzip der klassischen Bewußtseinspsychologie und seine „Auflösung" im Empiriokritizismus

Die Protagonisten der klassichen Bewußtseinspsychologie des 19. Jahrhunderts vertraten in der Grundfrage der Psychologie im allgemeinen den bereits im 17. Jahrhundert von Descartes systematisierten Dualismus. Diese dichotomisierende Interpretation des psychophysischen Verhältnisses geht auf den Umstand zurück, daß bei der Herausbildung der Naturwissenschaften zunächst die materielle Welt nur in ihren elementaren, d. h. anorganischen Formen bestimmt werden konnte, andererseits jedoch das Psychische ausschließlich in seiner am höchsten entwickelten und kompliziertesten Form, d. h. als Subjektivität des menschlichen Bewußtseins bekannt war. Dies führte zu einer äußerlichen Gegenüberstellung des Geistigen und des Materiellen, als deren Konsequenz in philosophischer Reflektion die Welt in zwei ihrem Wesen nach gänzlich voneinander verschiedene Sphären aufgespalten wurde. Zwar stieß man in der Folgezeit bei der Untersuchung konkreter psychischer Tatbestände fortwährend auf Zusammenhänge zwischen den psychischen und den verschiedensten materiellen Erscheinungen; indes führte das bloße Operieren mit den abstrakten Begriffen des Physischen und Psychischen lediglich zu einer dogmatischen Verhärtung der Auffassung, daß das Psychische das Nicht-Physische und das Physische eben das Nicht-Psychische sei[3]. Erst im Zusammenhang mit der sogenannten „Krise der Physik" im späten 19. Jahrhundert setzte sich immer mehr die Forderung nach einer monistischen Interpretation des Naturgeschehens durch – eine Forderung, die dann im Empiriokritizismus von E. Mach und R. Avenarius zu der These verdichtet wurde, Physisches und Psychisches seien prinzipiell gleichartige „Elemente" der Erfahrung und die Grenze zwischen ihnen sei „lediglich eine *praktische* und *konventionelle*"[4]. Vor dem Hintergrund einer solchen grundsätzlichen, im wahrsten Sinne des Wortes weltanschaulichen Problematik erscheint dann die in der amerikanischen Psychologie des ausgehenden 19. Jahrhunderts von Dewey, James, Angell u. a. vollzogene Differenzierung der klassischen Bewußtseinspsychologie zum darwinistisch beeinflußten Funktionalismus[5] zunächst lediglich als ein in polemischer Auseinandersetzung mit dem sogenannten Strukturalismus (vertreten etwa durch Wundt, Ebbinghaus, Titchener) hochgespieltes Tagesereignis.

Ebenso wie die Strukturalisten gaben nämlich auch die frühen Funktionalisten eine dualistische Deutung des psychophysischen Verhältnisses, galt für sie noch unbestritten das menschliche Bewußtsein als der eigentliche Gegenstand der Psychologie, war die systematische Selbstbeobachtung (Introspektion) die vorherrschende Untersuchungsmethode und kam der Beobachtung tierischen Verhaltens sowie seiner psychologischen Interpretation lediglich der Rang einer vorbereitenden Untersuchung an einfacherem Ma-

terial zu. Indes deutete sich die sogenannte „behavioristische Revolution in der Psychologie"[6] bereits an, als James sich den empiriokritischen Standpunkt von Mach und Avenarius zu eigen machte, im Gegensatz zu den europäischen Empiriokritikern, die aus Machs programmatischem Hinweis, man brauche, um den „leidigen und verwirrenden Dualismus los zu werden", nur „die ganze *materielle* Welt in *Elemente*" aufzulösen, „welche *zugleich* auch Elemente der *psychischen* Welt sind"[7], das „Verschwinden" der Materie ableiteten, jedoch die These formulierte, es sei das Bewußtsein, welches „verdunstet" sei[8]. Mit dieser 1904 auf dem Kongreß in Rom propagierten gewissermaßen „objektivistischen" Wendung der Lehre von den Empfindungen als den Weltelementen entzog James der klassischen Bewußtseinspsychologie, zu deren bedeutendsten Vertretern er selbst gehörte, die wissenschaftstheoretische Legitimation und bereitete so die Modifizierung des Funktionalismus zur Verhaltenspsychologie vor.

2. Vom Empiriokritizismus zum radikalen Behaviorismus

Im Jahre 1913 formulierte dann der Tierpsychologie J. B. Watson in polemischer Wendung gegen jede Form von introspektiver Psychologie das Programm eines radikalen Behaviorismus, der als legitimen Gegenstand der Psychologie nur noch das direkt beobachtbare Verhalten von Menschen und Tieren zuläßt, das in seiner intersubjektiven Zugänglichkeit und seiner Determiniertheit durch objektiv bestimmbare Umweltbedingungen jeglichen spezifisch subjektiven Inhaltes entbehrt. Diese Metamorphose der funktionalistischen Bewußtseinspsychologie zum Reiz-Reaktions-Paradigma ist unter methodologischen Gesichtspunkten in zweifacher Hinsicht von Interesse: Einerseits steht die Umorientierung von den subjektiven Erscheinungen auf das Verhalten als das am Anderen Vorgefundene durchaus im Einklang mit dem von Mach eingeführten Prinzip der Denkökonomie, wonach für die Wissenschaft „*nur* der Zusammenhang des Beobachtbaren, Gegebenen" von Bedeutung, alles „Hypothetische, Metaphysische, Müßige aber zu eliminieren ist"[9], wird zudem mit der Projektion menschlichen Verhaltens auf die allgemeinere Ebene organismischer Aktivität die vollständige Eingliederung des Gegenstandes der Psychologie in den Geltungsbereich der „objektiven" Naturwissenschaften signalisiert; andererseits ergeben sich mit diesem Wechsel der Perspektive zugleich eine Reihe nicht unerheblicher inhaltlicher und methodischer Probleme. Auf der gegenstands- und erkenntnistheoretischen Ebene etwa schafft der Ausschluß des Subjektiven insofern eine methodische Paradoxie, als eine solche Restriktion nicht allein den Begriff einer Psychologie letztlich ad absurdum führt, sondern der Behaviorist zugleich die eigene Subjektivität außer Geltung setzt, obgleich die Realität der jeweils eigenen subjektiven Phänomene de facto unbestritten ist, ja sogar als notwendige Voraussetzung kommunikativer Beziehungen nicht nur im privaten Bereich, sondern auch auf wissenschaftlicher Ebene akzeptiert wird. Eine zweite Schwierigkeit resultiert aus der Notwendigkeit, den als Verhalten bestimmten Gegenstand begrifflich so zu fassen, daß er sowohl dem Objektivitäts- als auch dem Eindeutigkeitskriterium genügt. Tatsächlich liegt bis heute keine verbindliche Definition dessen vor, was in der Be-

grifflichkeit einer Objekt- oder Ding-Sprache allgemein als Verhalten zu gelten habe und welches die Maßeinheit von Verhalten sei[10]. Aus dem Fehlen eines allgemein akzeptierten objektsprachlichen psychologischen Verhaltensbegriffs erwächst des weiteren das Problem einer Abgrenzung der Verhaltenspsychologie von einer Verhaltensbiologie oder Verhaltensphysiologie. Eine vierte Schwierigkeit hängt mit dem Verbot zusammen, bei der Systematisierung der empirischen Daten über den „Zusammenhang des Beobachtbaren, Gegebenen" hinauszugehen. Faktisch ist dadurch eine kausale Interpretation von Verhalten ausgeschlossen, verbleibt als legitim lediglich die Möglichkeit einer Klassifizierung oder Typisierung, so daß ein methodenstrenger Behaviorismus über die Ebene einer Verhaltens-Phänographie nicht hinausgelangt.

Die Schwierigkeiten des von Watson konzipierten Programms einer umfassenden Konzeption der objektiven Bedingungen und Kontrolle von Verhalten führten zur Differenzierung des ursprünglich einheitlichen Ansatzes in drei unterschiedliche Grundpositionen als „deskriptive Verhaltenspsychologie", „logischer Behaviorismus" und „Reduktionismus", deren wechselseitige Konfrontation dann bis in die Gegenwart weitgehend die Methoden- und Gegenstandsdiskussion innerhalb der bürgerlichen Psychologie bestimmt. Die deskriptive Verhaltenspsychologie, eng verknüpft mit dem Namen B. F. Skinners und seiner Konzeption der operanten Konditionierung, geht davon aus, daß eine Untersuchung von Verhalten, insbesondere von Lernverhalten, unter dem strikten Ausschluß introspektiver Daten nicht nur möglich ist, sondern daß dies auch das einzig legitime Verfahren sein kann, Verhalten einer wissenschaftlichen Kontrolle zu unterwerfen. Die genannten Schwierigkeiten werden hier dadurch unterlaufen, daß bei programmatischem Verzicht auf eine theoretische Systematisierung empirisch nachgewiesener Verhaltensgesetzmäßigkeiten die Argumentation sich im wesentlichen auf der Ebene einer reinen Verhaltens-Technologie bewegt (etwa in der Verhaltenstherapie oder im programmierten Lernen). Dabei wird nicht nur eine kausale Interpretation von Verhalten durch zentralnervöses oder psychisches Geschehen abgelehnt, sondern es unterbleibt auch der Versuch einer präzisen Fassung des Verhaltensbegriffs über das alltagssprachliche Verständnis hinaus. Der Umstand, daß die Aktivität von Organismen (bis hin zum Menschen) durch bestimmte Umweltbedingungen beeinflußt werden kann, wird als nicht rückführbare Grundtatsache akzeptiert, die, wenn auch der betreffende Wirkungszusammenhang in den Grenzen der Konzeption nicht interpretierbar ist, gleichwohl zur systematischen Kontrolle von Verhalten ausgenützt werden kann.

3. Der „logische" oder „methodologische" Behaviorismus

Die zweite, eine Vielzahl unterschiedlichster Konzeptionen umfassende Grundposition erhält als „logischer" oder „methodologischer" Behaviorismus zwar einerseits offiziell das Dogma der intersubjektiven Unzugänglichkeit und daher Ununtersuchbarkeit des Psychischen aufrecht, bezieht andererseits aber im Rückgriff auf intervenierende Variablen und hypothetische

Konstrukte in Als-ob-Manier psychische Sachverhalte faktisch in die Analyse und Interpretation von Verhalten ein. Diese Aufweichung der radikal-behavioristischen Methoden- und Gegenstandsbestimmung wird bereits durch die 1929 von R. S. Woodworth vollzogene Erweiterung des klassischen Stimulus-Response- zum Stimulus-Organismus-Response-Paradigma eingeleitet. Mit der S-O-R-Formel wird nämlich der Organismus als jene empirische Instanz, die Reiz und Reaktion miteinander vermittelt, zugleich als der logische Ort all jener Vorgänge konzipiert, die neben dem äußeren Reiz ebenfalls als Bedingung des Verhaltens berücksichtigt werden müssen, auch wenn sie in ihrer Gesamtheit der direkten Beobachtung nicht zugänglich sind. In der inhaltlichen Ausarbeitung dieser Formel zu differenzierten Modellsystemen des Verhaltens (vgl. etwa C. L. Hulls „behavior system", die verschiedenen „Mediation"-Theorien des Spracherwerbs oder R. M. Gagnés systemtheoretische Aufbereitung pädagogisch-psychologischer Fragestellungen) gewinnt dann die häufig bemühte Unterscheidung zwischen „overt" und „covert behavior" einen hohen theoretischen Stellenwert, wobei der Terminus „covert" in durchaus kalkulierter Vagheit sowohl physiologische, insbesondere zentralnervöse, als auch psychische Funktionen bis hin zu Bewußtseinstatbeständen abdeckt.

Unter allgemeineren Gesichtspunkten liegen die Vorteile des „logischen" gegenüber dem „deskriptiven" Behaviorismus nicht nur in seinen größeren Möglichkeiten zur theoretischen Integration empirischer Daten bis hin zur Formalisierung und Mathematisierung der über organismusinterne Konstanten und Variablen vermittelten gesetzmäßigen Beziehungen zwischen Reiz und Reaktion, sondern auch in der Möglichkeit, diese gesetzmäßigen Beziehungen in einer Kausalanalyse als logisch notwendig auszuweisen. Die Nachteile bestehen dann darin, daß mit der offiziellen Leugnung der Bewußtseinsproblematik bei gleichzeitiger Verwendung von Behelfsbegriffen, die das intersubjektiv Unzugängliche signalisieren, ein nicht reflektierter Widerspruch gesetzt ist, der immer dort zu erheblichen methodischen und inhaltlichen Schwierigkeiten führt, wo nicht mehr die gesetzmäßige Beziehung zwischen Reiz und Reaktion Hauptgegenstand des Interesses ist, sondern der Status der diese Beziehung vermittelnden Zwischenglieder problematisiert wird. Diese Schwierigkeiten erweisen sich als um so gravierender, als mit der Durchsetzung behavioristischer Methodenprinzipien die Diskussion des psychophysischen Problems faktisch auf dem Stand der vorbehavioristischen Psychologie eingefroren wurde, so daß ein auffälliges Mißverhältnis zwischen einer hochentwickelten Methodologie und Methodik einerseits und dem vergleichsweise naiven Umgang mit psychologischen Grundlagenproblemen andererseits besteht. Tatsächlich ist der logische Behaviorismus nicht nur äußerst anfällig gegenüber unkontrollierten introspektiven Interpretationen des Verhaltens sowie der Psychologisierung zentralnervöser Prozesse, sondern er sieht sich zudem auch in der Gegenüberstellung von „overt" und „covert behavior" ebenso unerwartet wie unvorbereitet mit jenem „leidigen und verwirrenden Dualismus" konfrontiert, der seit Mach als überwunden galt und den Watson in seiner Polemik gegen die traditionelle Bewußtseinspsychologie bereits als ein Relikt aus der Vorgeschichte einer wissenschaftlichen Psychologie abqualifizieren zu können glaubte.

Einer solchen Konfrontation kann auch nicht dadurch entgangen werden, daß man eine Konkretisierung des „covert behavior" als physiologisch oder psychisch mit dem Hinweis ablehnt, ein hypothetisches Konstrukt dürfe nicht naiv ontologisiert werden, sondern könne nur „conceptual", d. h. auf der Ebene logisch-begrifflicher Integration abgehandelt werden. Tatsächlich wird nämlich auf diese Weise lediglich der traditionelle Dualismus von Physischem und Psychischem durch den sublimeren Dualismus von Realität und Begriff ersetzt.

Mit besonderem Nachdruck hat Skinner in seinem oft zitierten Plädoyer für einen ausschließlich „deskriptiven" Behaviorismus auf eine weitere Schwierigkeit des „erklärenden" Übergangs von der Ebene des „overt" auf die Ebene des „covert behavior" abgehoben: Indem man Verhalten auf ein neurophysiologisches oder psychisches Geschehen (gleichgültig, ob nun als real oder „conceptual" begriffen) zurückführe, vergesse man nur allzu leicht, daß damit das Problem lediglich verschoben ist und man nun Rechenschaft über das neurophysiologische oder psychische Geschehen abzulegen habe, wobei im Falle der Interpretation des Verhaltens durch einen psychischen Tatbestand sich die zu bewältigende Aufgabe zusätzlich durch das Problem verkompliziere, wie denn wohl ein psychischer Tatbestand ein physisches Ereignis verursachen könne".

4. Der Reduktionismus

Mit Skinners Hinweis, daß eine logisch-kausale Interpretation von Verhalten notwendig eine Rückführung auf etwas impliziere, das dem Verhalten zugrundeliege, ist dann bereits die dritte Grundposition als „Reduktionismus" thematisiert. Grob gefaßt, stellt sie gewissermaßen eine methodologische Synthese der ersten beiden Grundpositionen dar, indem sie den programmatischen Antisubjektivismus der „deskriptiven" Verhaltenspsychologie mit dem Anspruch einer logisch-kausalen Verhaltensinterpretation verbindet. Der Grundgedanke besteht dabei im wesentlichen darin, daß im System der Naturwissenschaften physiologische oder gar physikalische Konzepte in gewissem Sinne grundlegender sind als die Begrifflichkeit der Psychologie und daß daher eine Erklärung von Verhalten letztlich auf die Terminologie dieser fundamentaleren oder „Basiswissenschaften" zurückgreifen müsse.

Über den engeren Bereich der Psychologie hinaus gewinnen die verschiedenen Spielarten des Reduktionismus dadurch eine erhebliche Attraktivität, daß sie Modellvorstellungen darüber entwickeln, wie die durch Gegenstand, Methode und Begrifflichkeit voneinander getrennten einzelwissenschaftlichen Disziplinen im Rahmen einer allumfassenden „Einheitswissenschaft" integriert und vereinheitlicht werden können. Dabei wird im allgemeinen von vier Voraussetzungen ausgegangen:

1. Die verschiedenen Einzelwissenschaften können als hierarchisch angeordnet gedacht werden – angefangen bei der Physik als Basis, darauf aufbauend die Chemie, dann Biologie-Physiologie, Psychologie, schließlich die Sozialwissenschaften und historischen Disziplinen.

2. Die Begrifflichkeit und die Gesetzmäßigkeiten einer einzelwissenschaftlichen Disziplin können vollständig und ohne Bedeutungsverlust in die Be-

grifflichkeit und die Gesetzmäßigkeiten einer anderen Einzelwissenschaft übersetzt bzw. aus diesen deduziert werden.

3. Deduktion oder Ableitung ist nur in einer Richtung möglich, und zwar aufsteigend von den niederen zu den höheren Niveaus der hierarchischen Ordnung. Die Rückführung der Begrifflichkeit und Gesetzmäßigkeiten einer Einzelwissenschaft höherer Ordnung auf diejenigen einer in der Hierarchie tiefer stehenden Disziplin wird entsprechend als Reduktion bezeichnet.

4. Die vierte Voraussetzung stellt eine Konkretisierung der hierarchischen Ordnung der Einzelwissenschaften dahingehend dar, daß die Erklärung einer Erscheinung oder einer Gesetzmäßigkeit im Sinne einer kausalen Interpretation als um so grundlegender anzusehen ist, je niedriger (im Sinne der genannten Hierarchie) die verwendete Terminologie[12].

Die konsequenteste Variante des Reduktionsmus stellt dann der Physikalismus dar, der indes – entgegen einer weit verbreiteten Meinung – nicht erst in den Grundlagendiskussionen des Wiener Kreises[13], sondern bereits 1913 von H. Dingler in seiner Charakterisierung der „Allopsychologie", d. h. der „Psychologie von den anderen" systematisiert wurde. (Genaugenommen ist der Physikalismus schon bei Mach angelegt und tritt daher auch als Teilmoment nicht-behavioristischer, aber gleichfalls auf den Empiriokritizismus zurückgehender psychologischer Grundkonzeptionen auf; so etwa besonders eindrucksvoll im Modell des psychophysischen Isomorphismus, wie es bereits zu Beginn der 20er Jahre von dem bekannten Gestaltpsychologen W. Köhler entwickelt wurde[14] und bis in die jüngste Zeit für die Diskussion bestimmter ganzheitlicher Leistungen der Hirnfunktionen bedeutsam geblieben ist.) Als wissenschaftstheoretisches Programm gewinnt der Physikalismus auch heute noch eine gewisse empirische Plausibilität durch seine äußere Ähnlichkeit mit bestimmten Methoden, die gegenwärtig in verschiedenen biologischen Teildisziplinen von Bedeutung sind. Hier geht es darum, biologische Prozesse zunächst als physikalisch-chemische Prozesse zu interpretieren mit dem Ziel, zu bestimmten Teilerkenntnissen über den biologischen Vorgang, d. h. seine physikalisch-chemischen Komponenten zu gelangen, wobei bewußt von seinen spezifisch biologischen Merkmalen abstrahiert wird. In vielen Fällen sind solche Vereinfachungen notwendige Vorstufen zum tieferen Verständnis des betreffenden Prozesses und werden dementsprechend im Verlaufe des weiteren Erkenntnisfortschritts sukzessive in Richtung auf eine genuin biologische Interpretation überwunden. Der Unterschied dieser zur physikalistisch-reduktionistischen Vorgehensweise besteht dann darin, daß der Reduktionismus die Einheit von Zergliederung und Rekonstruktion aufbricht und den ersten Aspekt gegenüber dem zweiten verabsolutiert, d. h. „den biologischen Prozeß *unter Mißachtung* der qualitativ neuartigen Bedingungen durch die Wirkungsweise elementarer physikalischer und chemischer Gesetze zu erklären" versucht[15]. Der biologische Vorgang wird also nicht in seinen physikalisch-chemischen Aspekten oder Teilmomenten untersucht, sondern er wird direkt auf die Ebene der rein physikalischen und chemischen Bewegungsformen der Materie projiziert.

Neben den bereits genannten vier Voraussetzungen, durch welche die logisch-hierarchische Metaebene als Reduktionsverhältnis der verschiedenen

Einzelwissenschaften bzw. ihrer jeweiligen Wissenschaftssprachen bestimmt wird, gehen in jede konsequente Form des Reduktionismus notwendig zwei materiale Voraussetzungen als apriorische Bestimmung der Objektebene ein: Zum ersten werden als Reduktionsbasis letzte, unteilbare Elemente und entsprechende Relationen angenommen, auf die sämtliche komplizierteren Tatbestände als aus ihnen zusammengesetzte Gegebenheiten zurückgeführt werden können, wobei die Elemente ihrerseits nicht mehr auf noch Einfacheres rückführbar sein sollen. Zum zweiten wird vorausgesetzt, daß sämtliche materiellen Gegebenheiten von qualitativ gleicher Art sind und sich nur quantitativ voneinander unterscheiden. Unterschiede zwischen verschiedenen Existenzebenen als anorganisch, organisch, beseelt, sozial, gesellschaftlich bestehen danach nur in der Anzahl der Elemente und Relationen bzw. im Grad der Komplexität und Kompliziertheit der die jeweilige Ebene charakterisierenden Systeme, Prozesse und Zusammenhänge.

Im Rahmen dialektisch-materialistischer Konzeptionen ist der physikalistisch-reduktionistische Ansatz vor allem wegen dieser beiden letztgenannten, d. h. wegen seiner ontologischen Voraussetzungen kritisiert worden, wobei einerseits die Betonung darauf liegt, daß diese Voraussetzungen grundlegenden einzelwissenschaftlichen Erfahrungen widersprechen (etwa bereits im Hinblick auf die Natur physikalischer Elementarteile), andererseits darauf verwiesen wird, daß durch die ständig fortschreitende innere Differenzierung der Einzelwissenschaften sowie ihre Aufgliederung in neue, auf qualitativ voneinander unterschiedene Gegenstände gerichtete Teildisziplinen der Physikalismus in seinem Anspruch, eine Einheitswissenschaft zu begründen, auch historisch ad absurdum geführt worden ist.

In der neopositivistischen Methodendiskussion hingegen wird der Physikalismus hauptsächlich unter methodologischen bzw. sprach-logischen Gesichtspunkten problematisiert, was relativ frühzeitig zu gewissen Aufweichungen seines ursprünglich radikalen Anspruchs geführt hat, so daß etwa von Feigl, Hempel, Oppenheim, Putnam u. a. an die Stelle der physikalischen Basis wie bereits in der vor-physikalistischen Periode des Wiener Kreises das vage „empirisch Gegebene" gesetzt wird. Zudem wird die Reduktionsforderung nicht mehr unterschiedslos für jeden Begriff erhoben, sondern nur noch für Begriffe als Bestandteil einer Theorie. Da aber auch die Prinzipien der logischen Verknüpfung zwischen den einzelnen Begriffen nicht empirisch abgeleitet werden können, ergibt sich dann als ein methodisches Hauptproblem die Frage, wieviele Begriffe im „empirisch Gegebenen" verankert sein müssen, damit verbindlich entschieden werden kann, ob es sich im je konkreten Fall um eine wissenschaftliche oder eine metaphysisch-spekulative Theorie handelt. (Ein weiteres Problem des „entschärften" Physikalismus resultiert daraus, daß das „empirisch Gegebene" in letzter Konsequenz identisch ist mit dem sinnlich Erfahrenen. Wenn aber Erlebnistatbestände die eigentliche Reduktionsbasis sind, müßte dann nicht die Psychologie – genauer: die Bewußtseinspsychologie – die „Basis" jeder empirischen Wissenschaft sein?)

Im engeren Geltungsbereich der Psychologie tritt der Reduktionismus indes in den wenigsten Fällen als Physikalismus, d. h. in seiner radikalsten Variante auf. Vielmehr gehen hier die Auseinandersetzungen im wesentli-

chen darum, inwieweit eine Reduktion der Psychologie auf die Physiologie des Nervensystems möglich ist, d. h. inwieweit, verglichen mit dem sogenannten molaren Ansatz einer behavioristischen Psychologie, der neurophysiologische Ansatz gewissermaßen eine Mikro-Beschreibung eben derselben Ereignisse und Prozesse liefert[14]. Auf der Seite der Kritik finden wir eine in ihrer Prägnanz bemerkenswerte Thematisierung der sprach-logischen Schwierigkeiten eines solchen Physiologismus in dem klassischen Aufsatz von R. Jessor aus dem Jahre 1958, in dem nachgewiesen wird, daß diese Konzeption bereits an dem Kriterium der „Übersetzbarkeit" der Wissenschaftssprachen ineinander scheitert. Zwar hebt Jessor zunächst hervor, daß eine allgemein akzeptierte psychologische Definition des Verhaltensbegriffes fehle, worauf dann nicht zuletzt die Verschleierung der konzeptuellen Grenze zwischen Psychologie und Physiologie zurückzuführen sei; er vermag in der Folge aber dennoch einen indirekten Begriff davon zu geben, was zumindest in neueren funktionalistischen Verhaltenstheorien (es sei daran erinnert, daß die hier erörterten Probleme ihren historischen Ausgangspunkt im traditionellen Funktionalismus haben) übereinstimmend unter Verhalten verstanden wird. Der zentrale Punkt all dieser Konzeptionen sei, so Jessor, daß sich der Verhaltensbegriff als eine psychologische Kategorie notwendig auf eine Organismus-Umwelt-Wechselwirkung, d. h. auf das Verhältnis eines Organismus zu seiner Umwelt beziehe. So betone insbesondere Tolman (1949), daß die vollständige Bestimmung eines jeden Verhaltensaktes die Bezugnahme auf sein Verhältnis zu spezifischen „goal-objects" und die vermittelnden „means-objects" erfordere[15]. Geht man indes davon aus, daß Verhalten unter psychologischer Perspektive seinem Wesen nach etwas Relationales sei, Psychologie demnach mit der Untersuchung isolierter Organismen ebensowenig vereinbar ist wie mit einer Analyse physikalischer Umwelten als solcher, so sehe man sich der Konsequenz gegenüber, daß die Begrifflichkeit der Psychologie nicht in ausschließlich physiologischer (oder physikalischer) Sprache beschrieben werden könne. Gerade diese Unvollständigkeit der in der reduktionistischen Hierarchie tiefer liegenden physiologischen Wissenschaftssprache, die eben nur das innerorganismische, nicht jedoch das Umwelt-Korrelat des Verhaltens spezifiziere, sei aber das sprach-logische Hindernis für eine Reduktion ohne Bedeutungsverlust.

5. „Emergenz"-Theorien

Bewegt sich die Reduktionismus-Kritik Jessors ausschließlich auf der Ebene der Psychologie als einer Verhaltenswissenschaft, d. h. bleiben Phänomen und Begriff des Psychischen im Rahmen dieser Kritik unthematisiert, so stellt das im Zusammenhang der Methodendiskussion des Minnesota Kreises entwickelte Emergenz-Konzept von Meehl und Sellars (1956) ein methodologisches Raster dar, das in Modifizierung traditioneller behavioristischer und reduktionistisch-physikalistischer Vorstellungen eine logische Rekonstruktion des Psychischen im Rahmen eines umfassenderen Naturgeschehens ermöglicht.

Dabei ist der Terminus „Emergenz" kein genuin positivistischer Begriff, sondern entstammt jener Richtung der englischen Philosophie, die um die Jahrhundertwende mit einer metaphysischen (im wesentlichen neuplatonischen) Ausdeutung der Evolutionstheorie begann und eng mit Namen wie S. Alexander, C. D. Broad, C. L. Morgan und A. N. Whitehead verknüpft ist[18]. Ähnlich wie die Neovitalisten um Driesch gingen (und gehen) die Emergenztheoretiker davon aus, daß sich biologische Begriffe und Gesetzmäßigkeiten nicht auf die Gesetze der Physik und Chemie reduzieren lassen und daß dementsprechend auch psychologische Konzeptionen nicht reduzierbar sind. Diese Auffassung ist integriert in evolutionstheoretische Vorstellungen über das Auftauchen (Emergieren) des Lebens und des Psychischen als neuer, auf niederen Existenzebenen des Naturgeschehens nicht vorhandener Qualitäten. (In eingeschränkten Versionen findet allerdings die Emergenz-Vorstellung ausschließlich Anwendung auf das Psychische; d. h. im Hinblick auf biologische Sachverhalte wird durchaus ein physikalistischer Reduktionsanspruch akzeptiert[19].)

Interessant ist, daß im Zusammenhang der Bestimmung des Verhältnisses der verschiedenen Existenzebenen zueinander von einzelnen Forschern Auffassungen vertreten werden, die in gewissem Sinne eine Umkehrung der Reduktionsansprüche des Physikalismus darstellen. So formulierte etwa Whitehead die spekulative These, daß die Gesetzmäßigkeiten, welche die Bewegung der Elektronen in lebenden Organismen beschreiben, sich grundsätzlich von jenen Gesetzen unterscheiden, nach denen sich die Elektronenbewegung im Zusammenhang anorganischer Prozesse und lebloser Leiber bestimmt[20]. Der Physiker Elsasser geht – in Anlehnung an bestimmte Ansichten Bergsons – sogar so weit, die physikalischen Gesetze lediglich als Spezial- oder Grenzfälle biologischer Gesetzmäßigkeiten anzusehen[21], womit dann in der Tat die von Feigl so genannte viktorianische Perspektive der Naturwissenschaften (gleichbedeutend mit einer Erklärung von Makro-Gesetzmäßigkeiten durch die Begrifflichkeit fundamentalerer Mikro-Gesetze) buchstäblich auf den Kopf gestellt ist.

Ebenso wie die Physikalismus-Diskussion fand auch die Auseinandersetzung mit dem Emergentismus, der in der Grundfrage der Psychologie einen zur Wechselwirkungsannahme differenzierten Dualismus impliziert, von neopositivistischer Seite im wesentlichen nicht auf der konkret-empirischen, sondern vornehmlich auf einer abstrakt-logischen Ebene statt. Exemplarisch für diese Auseinandersetzung ist der Aufsatz von St. Pepper aus dem Jahre 1926, in dem das Emergenz-Konzept zunächst auf wenige formale Kriterien reduziert und dann in Problematisierung dieser Kriterien unterstellt wird, daß jede in sich widerspruchsfreie Emergenztheorie notwendig der Konsequenz des „Epiphänomenalismus" überantwortet sei. Im ersten Schritt legt Pepper Emergenz begrifflich als eine ganz bestimmte Form der Veränderung des Naturgeschehens fest: Es soll darunter weder eine die Naturgesetze sprengende kosmische Unregelmäßigkeit noch die einfache Aufeinanderfolge verschiedener Charakteristika in der Zeit verstanden werden, sondern ausschließlich eine Veränderung, in der bestimmte Charakteristika zu schon bereits vorhandenen hinzutreten, wobei die letzteren hinreichen sollen, dieses Ereignis auf ihrer Existenzebene zu erklären. Im zweiten Schritt benennt

Pepper drei notwendige Grundannahmen einer jeden Emergenztheorie: 1. Unterschiedliche Existenzebenen können über den Grad ihrer Integration bestimmt werden; 2. es gibt Kriterien (marks), die diese Ebenen über eine bloße Bestimmung des Integrationsgrades hinaus voneinander unterscheiden; 3. es ist nicht möglich, die Merkmale einer höheren Existenzebene aus denen einer niederen abzuleiten.

Aus dem Begriff der Emergenz und den beiden letztgenannten Grundannahmen konstruiert Pepper dann im dritten Schritt ein zweifaches Dilemma: a) Entweder sei die unterstellte Emergenz nichts Zusätzliches oder sie sei ein Epiphänomen; b) entweder müsse die unterstellte Emergenz ebenso vorhersagbar sein wie jede andere physikalische Veränderung oder sie sei ein Epiphänomen. In beiden Fällen resultiere das Dilemma dann daraus, daß die emergentistische Interpretation der Evolution ja gerade als eine Alternative zu mechanistischen Theorien mit ihren Implikationen eines psychophysischen Parallelismus bzw. Epiphänomenalismus entwickelt worden sei[22].

Dabei versteht Pepper allerdings den Begriff des Epiphänomens keineswegs als eine Realkategorie (so wie etwa in der traditionellen epiphänomenalistischen Interpretation des psychophysischen Verhältnisses das Psychische als eine Begleiterscheinung zentralnervöser Prozesse charakterisiert wird, die zwar im Verlauf eines bestimmten neurophysiologischen Wirkungszusammenhangs auftritt, selbst aber innerhalb dieses Kausalgefüges ohne Wirkung bleibt); vielmehr soll ihm eine ausschließlich logische Bedeutung im Sinne eines „making no difference" zukommen[23], wobei dann die Vorstellung, emergierende Qualitäten müßten Epiphänomene sein, auf recht eigentümliche Weise mit der Festlegung verquickt ist, Kriterien für einen Unterschied seien ausschließlich die Charakteristika jener niederen Existenzebene, die als notwendige und hinreichende Bedingung für das Auftreten der betreffenden Emergenz gilt. Ein Blick auf das folgende Diagramm (Abb. 1) verdeutlicht diese Verquickung:

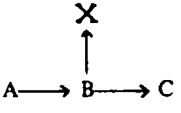

Abb. 1

A ist eine notwendige und hinreichende Bedingung für B; B wiederum ist sowohl notwendige und hinreichende Bedingung für C als auch für x.

Um nun die in diesem Diagramm zusammengefaßte Information im Sinne Peppers noch in Richtung einer epiphänomenalen Interpretation von x anzureichern, ist die Zusatzbestimmung erforderlich, daß zwischen Situationen, in denen x vorhanden ist, und solchen Situationen, in denen es nicht vorhanden ist, kein prinzipieller Unterschied besteht; dabei soll der Sachverhalt des bloßen Vorhandenseins von x kein hinreichendes Kriterium für einen solchen prinzipiellen Unterschied sein. Offensichtlich bleibt dann nur eine Möglichkeit als sinnvoll übrig, unter der x nicht als Epiphänomen abqualifiziert werden kann: x-Situationen unterscheiden sich von Nicht-x-Situationen dadurch, daß sie durch unterschiedliche Gesetze bestimmt werden, und

zwar in dem Sinne, daß die Charakteristika der niederen Ebene sich in x-Situationen in einer von Nicht-x-Situationen verschiedenen Gesetzmäßigkeit entfalten (exhibit)[24]. Um also eine emergierende Qualität über den Status eines Epiphänomens zu erheben, müßten demnach zugleich auch neue, d. h. emergierende Gesetzmäßigkeiten vorhanden sein.

Bei alledem wird deutlich, daß Pepper nicht etwa das Emergenz-Konzept in seiner immanenten Logik erörtert, sondern daß er sich ausschließlich mit seinem eigenen Versuch auseinandersetzt, eine Emergenztheorie unter physikalistischen Prämissen zu konstruieren, wobei dann das von ihm apostrophierte Dilemma bereits mit der Aufbereitung seines Emergenz-Begriffs systematisch vorprogrammiert ist: So schließt nämlich seine Definition von Emergenz von vornherein die Möglichkeit solcher gesetzmäßigen Veränderungen aus, in denen bestimmte Charakteristika zu bereits vorhandenen hinzutreten, ohne daß die Merkmale der niederen Ebene hinreichen würden, diese „Emergenz" auf ihrer (d. h. der niederen) Existenzebene zu erklären. Hinzu kommt, daß Pepper mit der Vagheit des Begriffs Charakteristikum operiert. Gewöhnlich im Sinne von Eigenschaft verwendet, deckt er bei ihm nicht nur zugleich auch Relationen, sondern findet in einem so weiten Sinne Anwendung, daß selbst Regeln (d. h. Regeln zur Verknüpfung der Tatbestände einer Existenzebene) als Charakteristika verstanden werden. Auf diese Weise ist es dann natürlich leicht, jede Form von Emergentismus a priori als absurd zu denunzieren.

Die Neuthematisierung des Emergenz-Konzeptes durch Meehl und Sellars stellt dann im wesentlichen den Versuch dar, über den Nachweis der formal-logischen Durchführbarkeit einer Emergenztheorie jene Seite des psychophysischen Verhältnisses in die Grundlagendebatte der Psychologie heimzuholen, die im Zuge der „behavioristischen Revolution" zwar programmatisch aus der offiziellen Diskussion ausgeklammert worden war, sich aber gleich dem bekannten „bucklichten Männlein" auf die unterschiedlichste Weise permanent in Erinnerung gebracht hatte. Der besondere Reiz dieses Versuchs besteht darin, daß die von Meehl und Sellars in expliziter Auseinandersetzung mit den Thesen Peppers vorangetriebene Argumentation die Umrisse einer „Weltformel" aufscheinen läßt, mit deren Hilfe eine mathematische Ortung des Psychischen im Raum-Zeit-Gefüge möglich scheint. Ausgangspunkt ist dabei die Überlegung, daß sich das Verhältnis eines jeden gesetzmäßig auftretenden Phänomens zu seinen notwendigen und hinreichenden Bedingungen als Funktionsgleichung darstellen läßt. Wenn dann eine solche Abhängigkeitsbeziehung beispielsweise als $y = f(x)$ festgeschrieben ist, kann die erste formale Voraussetzung einer Emergenz folgendermaßen bestimmt werden:

Gegeben sei ein vierdimensionaler Raum q, r, s, t. In diesem Raum gebe es einen Bereich, für den die Funktion $f_1(q, r, s, t) = 0$ gilt. Dieser Bereich sei die „niedere Integrationsebene" („lower level of integration"), etwa in Form von physikalisch-chemischen Prozessen unterhalb der Organisationsebene von Eiweiß. Es gebe aber auch einen zweiten Bereich (die Organisationsebene von Eiweiß), für den die Funktion $f_2(q, r, s, t) = 0$ gilt, wobei $f_1 \neq f_2$. Eine solche Forderung ist mathematisch völlig einwandfrei, da sie auf nichts anderes als die Bestimmung hinausläuft, daß eine bestimmte Funktion die em-

pirischen Daten lediglich in einem begrenzten Bereich abdecken, bei einer Extrapolation über diesen Bereich hinaus jedoch zusammenbrechen soll. Dabei bedeutet ein solcher Zusammenbruch keineswegs, daß hier eine kosmische Unregelmäßigkeit, eine Zufallserscheinung vorliegt. Vielmehr soll der Kurvenverlauf jeweils so stetig und die Abgrenzung der Bereiche so präzise sein, daß eine Interpretation als Zufallserscheinung definitiv ausgeschlossen werden kann[25]. Im Hinblick auf das Emergenz-Problem sind diese Bestimmungen jedoch noch keineswegs hinreichend, sagen sie doch lediglich aus, daß eine Situation, die f_2 entspricht, nicht f_1 entspricht, und umgekehrt. In dem Sinne, daß Emergenz das gleichzeitige Vorhandensein zweier oder mehrerer Integrationsebenen in einer einzigen Situation meint, hat also die eben analysierte mathematische Konstruktion als solche noch keine direkte Beziehung zum Emergenz-Konzept. So wäre denn auch das bloße Faktum, daß eine so hochkomplizierte chemische Verbindung wie das Eiweiß erst relativ spät in der Geschichte des Universums in Erscheinung tritt, noch kein hinreichender Grund für die Anwendung des Begriffes Emergenz. Würde man indes die Bestimmung dieses Faktums dahingehend erweitern, daß Eiweiß eine Konstellation von physikalisch-chemischen Variablen aufweist, die in einen Bereich des durch diese Variablen definierten n-dimensionalen Raumes gehört, der einer anderen Funktion entspricht als jene Bereiche, in denen die von weniger komplexen physikalisch-chemischen Situationen entfalteten Konstellationen auftreten, dann wäre, so Meehl und Sellars, die Verwendung des Emergenz-Begriffes durchaus gerechtfertigt[26].

Auf dieser formalen Grundlage kann dann auch ein weitergehender Emergenz-Begriff durchgesetzt werden, der nicht nur Gesetzmäßigkeiten, sondern auch Qualitäten, beispielsweise Gefühle und Empfindungen, umfaßt: Unterstellt, die Emergenzen a und b seien psychische Qualitäten („raw feels"), deren Auftreten von ganz bestimmten Werten von q, r, s, t abhängt, so daß etwa $a = g(q, r)$ und $b = h(s, t)$, dann kann hier die allgemeine Funktionsgleichung $E(q, r, s, t, a, b)$ auch ohne a und b geschrieben werden, und zwar als $E[q, r, s, t, g(q, r), h(s, t)]$ oder $f_3(q, r, s, t)$, wobei $f_3 \neq f_2 \neq f_1$. Das heißt dann nichts anderes, als daß die „raw feels" a und b zwar von den Variablen q, r, s, t abhängen, die auch prä-psychische Situationen charakterisieren, daß aber diese „raw feels" weder generell im Zusammenhang mit Materie noch generell im Zusammenhang mit organischer Materie (Eiweiß) auftreten, sondern ausschließlich im Zusammenhang mit Materie, wie sie sich im lebenden Gehirn vorfindet. Anders ausgedrückt: Sowohl die Funktion $f_1(q, r, s, t)$, die den Bereich der anorganischen Materie abdeckt, als auch die Funktion $f_2(q, r, s, t)$, die den Bereich der anorganischen Materie *und* den des prä-psychischen Eiweißes abdeckt, brechen zusammen, wenn auf lebende Gehirne angewendet. Entsprechend den vorhergehenden Bestimmungen ist damit für a und b die Forderung des „making a difference" erfüllt, kann die Unterstellung, die psychischen Qualitäten seien Epiphänomene (im Sinne von Pepper), zurückgewiesen werden[27].

Im Zusammenhang dieser formal-logischen Konstruktion schlagen Meehl und Sellars dann auch eine Modifizierung des Physikalismus-Begriffes vor, die den Entwicklungsgedanken der Emergenztheorien mit den deterministischen Prinzipien des traditionellen Physikalismus versöhnen soll und dabei

zugleich der Vieldeutigkeit des englischen Wortes „physical" Rechnung trägt, das ja nicht nur den Begriff des Physikalischen abdeckt, sondern auch im umfassenderen Sinne des Physischen bzw. Körperlichen Anwendung findet und in allgemeinster Bedeutung als Synonym für naturwissenschaftlich steht. Entsprechend soll dann zwischen „physical" i. w. S. als „physical$_1$", und „physical" i. e. S. als „physical$_2$" unterschieden werden, wobei als „physical$_1$" jedes Geschehen und jede Entität gelten sollen, die dem Raum-Zeit-Gefüge angehören, als „physical$_2$" jedoch nur solche Ereignisse oder Entitäten, die sich mit theoretischen Basisbegriffen bestimmen lassen, welche hinreichen, um den aktuellen Zustand (wenngleich nicht die Entwicklungsmöglichkeiten) des Universums vor dem Auftreten des Lebens zu beschreiben. Diese begriffliche Unterscheidung akzeptiert, bestreitet die emergentistische Konstruktion von Meehl und Sellars zwar einerseits den physical$_2$-Status der „raw feels", bestätigt andererseits jedoch im Sinne der physical$_1$-Definition die psychischen Qualitäten als legitimen Gegenstand einer naturwissenschaftlichen Psychologie.

Gerade diese vordergründig so glatte Lösung der „letzten Fragen" auf einer pseudo-mathematischen Ebene impliziert jedoch erhebliche inhaltliche Probleme: So drängt sich etwa die Frage auf, wie denn der Naturwissenschaftler überhaupt dazu kommt, „raw feels" in sein Weltbild einzuführen, da er doch mit der Feststellung zufrieden sein könnte, daß den verschiedenen Bereichen des Raumes q, r, s, t verschiedene Funktionen entsprechen. Selbst wenn er die verschiedenen Funktionen zur Weltformel E[q, r, s, t, g(q, r), h(s, t)] zusammenfaßt, die den gesamten Raum abdeckt, was könnte ihn dazu bewegen, von den Teilfunktionen g und h zu sagen, sie seien jene Werte der Variablen q, r, s, t, die mit den „raw feels" a und b korrelieren, wo doch der mathematische Clou gerade darin besteht, daß die „Weltformel" ohne a und b geschrieben werden kann?

Die Antwort, die Meehl und Sellars auf diese Frage geben, ist so erschreckend einfach, daß sich in der Rückschau der gesamte formale Aufwand ihres Emergenz-Konzeptes selbst ad absurdum führt: „Schließlich erleben wir doch psychische Qualitäten, und es ist die Aufgabe der Naturwissenschaft, sie in ihr Weltbild einzupassen."[28] Daß mit diesem Rückzug auf die eigene introspektive Erfahrung letztendlich nichts anderes reproduziert wird als das Problembewußtsein einer „mentalistischen Psychologie" des 19. Jahrhunderts, über diese Einsicht hilft dann auch nicht die Beteuerung hinweg, daß man ja durch die Auseinandersetzung um den Behaviorismus allgemein sehr feinfühlig gegenüber dem naturwissenschaftlichen Status von Empfindungen, Vorstellungen und psychischen Qualitäten überhaupt geworden sei. Und so können Meehl und Sellars als Rechtfertigung für die Einführung psychischer Qualitäten in die Psychologie von den anderen („psychology of the other one") auch wiederum nur auf den traditionellen Unterschied zwischen deskriptiven und theoretischen Absichten verweisen, der bereits die Kontroverse zwischen „deskriptivem" und „logischem" Behaviorismus bestimmt hatte: Zwar sei es möglich, die Repräsentanten der psychischen Qualitäten aus den deskriptiven Gesetzen zu eliminieren, andererseits werde aber eine Einführung dieser Variablen durch theoretische Notwendigkeiten geradezu erzwungen, wie man ja ohnehin immer gezwungen sei, einen theo-

retischen Zusammenhang mit Hilfe hypothetischer Entitäten herzustellen[29].

Und fragt man, wie denn der konkrete Inhalt dieser „durch theoretische Notwendigkeiten erzwungenen" hypothetischen Entitäten bestimmt werden könne, dann bleibt auch hier nur die Antwort, die sich schon bei Mach in der 1. Auflage der „Analyse der Empfindungen" (1886) findet und bereits dort die im gleichen Zusammenhang verkündete antimetaphysische Doktrin vom Ausschluß alles Hypothetischen aus der Wissenschaft durchbrochen hatte: „Sowohl wenn wir von der Beobachtung fremder Menschen- oder Tierleiber auf deren Empfindungen schließen, als auch, wenn wir den Einfluß des eigenen Leibes auf unsere Empfindungen untersuchen, müssen wir eine beobachtete Tatsache durch *Analogie* ergänzen."[30]

6. . . . und geschieht nichts Neues unter der Sonne"?

Geht man davon aus, daß die Problematisierung des Verhältnisses von Eigenpsychischem und Fremdpsychischem ein wesentliches Teilmoment der Grundfrage der Psychologie ist, dann wird deutlich, daß auch das von Meehl und Sellars vorgeschlagene emergenztheoretische Modell es offensichtlich nicht vermocht hat, den „leidigen und verwirrenden Dualismus" zu überwinden. Denn wie soll es möglich sein, „von der Beobachtung fremder Menschen- oder Tierleiber auf deren Empfindungen zu schließen" (als hypothetische Entitäten bestimmte „raw feels" einzuführen), wenn die Grundlage eines solchen „Schlusses" (i. e. das Verhältnis meines Leibes zu meinen Empfindungen) selbst nur durch Analogie gewonnen werden kann und dazu der zu erschließende Zusammenhang (die Beziehungen zwischen dem Leib der anderen und den Empfindungen der anderen) bereits als bekannt vorausgesetzt werden muß? Es wäre allerdings ein zu knappes und zu billiges Urteil, wollte man in der Zusammenschau der erörterten Konzeptionen nun lediglich resümieren, es habe im Lager des Neopositivismus im Hinblick auf die Grundfrage der Psychologie seit den Tagen von Mach und Avenarius anscheinend so wenig wirklichen Fortschritt gegeben, daß Lenins „Materialismus und Empiriokritizismus" heute noch ebenso aktuell sei wie vor siebzig Jahren. Zu knapp und zu billig deshalb, weil es den Blick darauf verstellt, daß insbesondere in der Reduktionismus-Kritik Jessors und dem Emergenz-Konzept von Meehl und Sellars Ansätze vorliegen, die, konsequent weiterverfolgt, den magischen Zirkel einer ständig wiederholten „Rückkehr zu Mach"[32] durchaus zu durchbrechen vermögen. Dabei scheint der Hauptfehler dieser beiden Konzeptionen überhaupt in ihrer Inkonsequenz zu liegen – eine Inkonsequenz, die bei Jessor etwa darin besteht, daß er einen psychologischen Verhaltensbegriff unter Abstraktion vom Psychischen durchzusetzen versucht, und die sich bei Meehl und Sellars im Widerspruch von empirisch-wissenschaftlichem Anspruch und metaphysischem Lösungsansatz äußert. Tatsächlich gehen nämlich Meehl und Sellars zunächst davon aus, daß die Frage nach der Realitätsangemessenheit emergentistischer Grundsätze nicht auf der Grundlage apriorischer Festsetzungen entschieden werden könne, sondern eine Antwort in der Begrifflichkeit eines naturwissenschaftlichen Ansatzes empirisch beobachtbarer Phänomene

erfordere. Dennoch wird dann das Emergenz-Problem letztlich unabhängig von konkreten empirischen Fragestellungen auf einer ausschließlich spekulativen Ebene abgehandelt, was Meehl und Sellars damit rechtfertigen, daß die Naturwissenschaften noch nicht so weit fortgeschritten seien, eine, in sich geschlossene Interpretation der Totalität empirisch beobachtbarer Phänomene anzubieten, man sich stattdessen einer großen Anzahl lediglich partiell integrierter Theorien von begrenzter Reichweite gegenübersehe[33]. Damit ist dann aber ihr komplizierter Lösungsversuch letztlich nur Metaphysik im schlechten Sinne, erscheint der von ihnen vorgelegte pseudo-mathematische Modellentwurf des Naturgeschehens geradezu als systematischer Fluchtweg vor empirisch entscheidbaren Sachproblemen. So bleibt denn auch die Frage unbeantwortet, unter welchen konkreten Bedingungen und aus welchen Notwendigkeiten heraus auf den verschiedenen Existenzebenen neue Qualitäten emergieren und sich als Merkmale einer jeweils höheren Existenzebene bestätigen, bleibt damit zugleich auch jene Zwangsläufigkeit unbestimmt, die Leontjew anspricht, wenn es u.a. bei ihm heißt, das Psychische sei „dem Leben nicht einfach beigegeben, sondern eine eigenartige Erscheinungsform des Lebens, die zwangsläufig im Laufe seiner Entwicklung entsteht"[34].

Anmerkungen

* Überarbeitete Fassung des im Oktober 1976 vor dem Fachbereich Philosophie und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin gehaltenen Habilitationsvortrags.

1 Engels, MEW Bd. 21, S. 274 ff.
2 Keller 1977, S. 149.
3 Rubinstein 1973, S. 15.
4 Mach 1911⁴, S. 254.
5 Dewey 1896.
6 Feigl 1967, S. 3.
7 A.a.O., S. 255.
8 „Essays in radical Empiricism" 1912.
9 A.a.O., S. 22, Anm. 1.
10 Jessor 1958, S. 172.
11 Skinner 1950, S. 194.
12 Jessor 1958, S. 171.
13 Vgl. etwa Carnap 1933.
14 Köhler 1924.
15 Philosophisches Wörterbuch 1974¹⁰, S. 1031.
16 So etwa bei Feigl 1953, S. 623.
17 Jessor 1958, S. 172.
18 Vgl. etwa Morgan 1923.
19 Feigl 1967, S. 7.
20 Vgl. Whitehead 1949².
21 Elsasser 1953 u. 1958.
22 Pepper 1926, S. 241.
23 Meehl u. Sellars 1956, S. 241.
24 A.a.O., S. 242.
25 A.a.O., S. 246.

26 A.a.O., S. 247.
27 A.a.O., S. 249 f.
28 A.a.O., S. 250.
29 Ebd.
30 Mach 1911, S. 14; entsprechend dann Meehl 1966 sowie Feigl 1967, S. 140.
31 Pred. 1, 9.
32 Rubinstein 1973, S. 19 ff.
33 A.a.O., S. 239.
34 Leontjew 1973, S. 42.

Literatur

Avenarius, R.: Bemerkungen zum Begriff des Gegenstandes der Psychologie. Vierteljahresschr. f. wissenschaftl. Philos., 18, 137–161, 400–420, 1894; 19, 1–18, 129–145, 1895.
Carnap, R.: Psychologie in physikalischer Sprache. Erkenntnis, 3, 107–142, 1933.
Dewey, J.: The reflex arc concept in psychology. Psychol. Rev., 3, 357–370, 1896.
Dingler, H.: Die Grundlagen der Naturphilosophie. Leipzig 1913.
Elsasser, W. M.: A reformulation of Bergson's theory of memory. Philosophy of Science, 20, 7–21, 1953.
Elsasser, W. M.: The physical foundation of biology. New York, 1958.
Engels, F.: Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie. MEW Bd. 21, 259–307, Berlin (DDR) 1973.
Feigl, H.: The mind-body problem in the development of logical empiricism. In: H. Feigl u. M. Brodbeck (Hgb.): Readings in the philosophy of science. New York 1953.
Feigl, H.: The „mental" and the „physical". The essay and a postscript. Minneapolis 1967.
Gagné, R. M.: Die Bedingungen des menschlichen Lernens, Hannover 1969.
Hull, C. L.: A behavior system. An introduction to behavior theory concerning the individual organism. New Haven 1952.
James, W.: Essays in radical empiricism. New York 1912.
Jessor, R.: The problem of reductionism in psychology. Psychol. Rev., 65, 170–178, 1958.
Keiler, P.: Wissenschaftstheoretische und methodische Probleme einer Phylogenie des Psychischen. In: K. A. Schneewind (Hgb.): Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie, 117–154, München/Basel 1977.
Klaus, G. u. Buhr, M. (Hgb.): Philosophisches Wörterbuch. Leipzig 1974[10].
Köhler, W.: Die physischen Gestalten in Ruhe und im stationären Zustand. Eine naturphilosophische Untersuchung. Erlangen 1924[2].
Lenin, W. I.: Materialismus und Empiriokritizismus. LW Bd. 14, Berlin (DDR) 1962.
Leontjew, A. N.: Probleme der Entwicklung des Psychischen. Frankfurt a. M. 1973.
MacCorquodale, K. u. Meehl, P. E.: On a distinction between hypothetical constructs and intervening variables. Psychol. Rev., 55, 95–107, 1948.
Mach, E.: Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen. Jena 1911[4].
Meehl, P. E.: The compleat autocerebroscopist: A thought-experiment on Professor Feigl's mind-body identity thesis. In: P. K. Feyerabend u. G. Maxwell (Hgb.): Mind, matter, and method. Minneapolis 1966.
Meehl, P. E. u. Sellars, W.: The concept of emergence. In: H. Feigl u. M. Scriven (Hgb.): Minnesota studies in the philosophy of science, Vol. I, Minneapolis 1956.
Morgan, C. L.: Emergent evolution. London 1923.
Pepper, St. C.: Emergence. Journ. of. Philos., 23, 241–245, 1926.

Rubinstein, S. L.: Sein und Bewußtsein. Berlin (DDR) 1973³.
Skinner, B. F.: The behavior of organisms. New York 1938.
Skinner, B. F.: Are theories of learning necessary? Psychol. Rev., 57, 193–216, 1950.
Tolman, E. C.: Purposive behavior in animals and men. Berkeley 1949.
Watson, J. B.: Psychology as the behaviorist views it. Psychol. Rev., 20, 158–177, 1913.
Whitehead, A. N.: Process and reality. 1949².
Woodworth, R. S.: Psychology. New York 1929.

ARGUMENT-SONDERBÄNDE AS

AS 10 Massen/Medien/Politik

Editorial
I. Neue Techniken
E. Jürgens: Neues vom Hörensehen. Die neuen audiovisuellen Medien
H. Holzer: Kabel-Fernsehen in der BRD?
J. Rocchi: Möglichkeiten alternativer Nutzung der neuen audiovisuellen Medien in Frankreich
II. Mediengeschichte
A. Soppe: Die Einführung des Rundfunks in Deutschland.
E. Reiss u. S. Zielinski: Internationaler Medienzusammenhang.
J. J. Berns: Parteylichkeit und Zeitungswesen. Zur Rekonstruktion einer medienpolitischen Diskussion an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert
III. Medienarbeiter
C. Unger: Journalisten und Gewerkschaft. Materielle Bedingungen und Bewußtseinsstrukturen
D. Kramer und G. Würzberg: Gewerkschaften und öffentlich-rechtliche Medien
B. Hoffmann: Die Entwicklung einer materialistischen Theorie der Massenkommunikation in der BRD

Argument-Verlag Postf. 210730 7500 Karlsruhe

Psychologie und Therapie

Gunter Herzog

Zur klinischen Wirklichkeit der Verhaltenstherapie

Die vorgelegten Gedanken beziehen sich auf Erfahrungen mit der Organisation von Verhaltenstherapie für geistig behinderte Kinder im institutionellen Rahmen. Unter diesen Bedingungen muß der therapeutische Ansatz sich an der übergreifenden Notwendigkeit orientieren, die Umwelt und das Erfahrungsgefüge des Patienten so zu gestalten, daß sie einerseits therapeutisch wirken, d. h. Symptome beheben, andererseits ein angemessenes, menschenwürdiges, anregendes Leben für die Patienten ermöglichen, zum dritten die Fähigkeiten und Arbeitsbedingungen des Pflegepersonals berücksichtigen. Naturgemäß nimmt der verhaltenstherapeutische Ansatz dabei eine relativierte Gestalt an: Er ist einzubauen in medizinische, pädagogische, alltagspraktische, emotionale und arbeitstechnische Belange. Daher drängt sich die Frage auf, welche Position und welchen Stellenwert der Ansatz innerhalb dieser Belange annimmt, bzw. ob er überhaupt Geltung besitzt.

Zur Geltung der Verhaltenstherapie

Die Frage nach Existenz und Geltung der Verhaltenstherapie drängt sich auf, wenn man in der praktischen Arbeit ständig über die Verhaltenstherapie hinausgehen muß, hinter ihr zurückbleibt oder sie in einer Weise ausübt, bei der ihre Grenzen zur Pädagogik, zur Beratung, zur Restriktion verschwimmen. Verhaltenstherapie existiert, sofern sie Gegenstand von wissenschaftlichen Veröffentlichungen ist, Verhaltenstherapie existiert weiter, insofern sie in Institutionen und privaten Behandlungen ausgeübt wird. Schon hier ist die Frage, ob sie unter diesen Bedingungen eine Einheit darstellt. Bei privater Behandlung existiert ein Behandlungsvertrag. Er hat Konsequenzen für die Therapie. So schließt er Momente von freiwilliger Kooperation des Patienten mit dem Therapeuten, damit dessen anerkannte Glaubwürdigkeit und die vorgängige prinzipielle Anerkennung der Möglichkeit des Funktionierens der Therapieform ein. Die Erstellung einer Angsthierarchie zum Beispiel ist nur unter dieser vertraglichen Freiwilligkeit möglich – damit hat der Patient sich selbst festgelegt, daß das beklagte Leiden sich tatsächlich oder möglicherweise auf dem vom Therapeuten gesuchten Gebiet niederschlagen kann. Selbst wenn der Patient die Therapie verläßt, weil er sie für unglaubwürdig hält, anerkennt er damit die prinzipielle, wenn auch in seinem Fall unzutreffende Möglichkeit des Therapierens. Will sagen: freiwillig Patient sein setzt ein Stück Antizipation der therapierelevanten Aspekte beim Patienten voraus, das Symptom ist damit nicht mehr stumm und unbekannt. Ein Symptom, das sich selbst schon als Symptom benennt, ist bereits ein Stück Formgenese der Therapie selbst. Damit kann freiwilliges Patientsein

nur eingeschränkt als Kriterium für die Realitätsprüfung der Therapieform gelten'.

Unter institutionellen Bedingungen ist der Behandlungsvertrag anders; bei freiwilliger Unterbringung nicht in kaufmännisch-juristischer Hinsicht, bei den meisten institutionell versorgten Patienten auch dies. Der Patient in der Institution hat nicht per Verabredung sein Recht suspendiert, das gesamte institutionelle und therapeutische Setting für seinem Leiden inkompatibel zu erklären, er kann sogar sein Leiden abstreiten. Eine besondere Schärfe erhält dieser Aspekt bei geistig Behinderten, zu deren Isolation neben der Unerfahrbarkeit dessen, wovon sie isoliert sind, oft auch das Fehlen der Sprache gehört, um diesen Zustand oder das Fehlen seiner Benennbarkeit zu bezeichnen. Hier wird die Therapie zur Ernstfalltherapie. Die Symptome bezeichnen sich nicht mehr selbst als Symptome; das Gefüge des Verhaltens und seiner Bedingungen ist auch bei größtem Zutrauen zur Theorie buchstäblich unbekannt und die vorzunehmenden Beobachtungen dienen nicht – wie in einer Behandlung unter freiwilligen Vertragsbedingungen – der Bestätigung dessen, was der Therapeut ohnehin theoretisch konstruieren kann – ohne jede Gefahr, denn der Patient mag es bestätigen oder bestreiten.

Die Verhaltenstherapie gibt ihre besten Möglichkeiten dort, wo das Verhalten gerade dem Patienten selbst nicht zugänglich, die Bedingungen seiner Fortdauer nicht ohne weiteres ersichtlich sind. Daher sind Behandlungen von Behinderten paradigmatisch. Hier bringt eine falsche Beobachtung oder eine Beobachtung unter falschem Aspekt wirklich keine oder falsche Ergebnisse. Ein gutes Beispiel bilden die oft jahrelang fruchtlosen Behandlungen unerkannt tauber Behinderter, deren Kommunikationsarmut noch die Hörprüfung unmöglich macht – ein Fall, der relativ häufig ist und naturgemäß hohe Dunkelziffern aufweist. Auf die Implikationen praktischer Probleme von Hörprüfungen wird weiter unten noch eingegangen.

Unter den strengen Bedingungen wirklich unbekannter Kontingenzen erhält demnach das verhaltenstherapeutische Herangehen seine eigentliche Notwendigkeit. Genau unter diesen Bedingungen steht aber der Therapeut auch unter besonderem Zugzwang und muß über die Verhaltenstherapie hinaus oft nach jeder therapeutischen Hilfe greifen, die sich finden läßt, sei es pharmazeutische Unterstützung, sei es apparative Hilfe, sei es eine heilpädagogische Maßnahme. Die Therapie darf hier nicht von der Zufälligkeit der Spezialausbildung des Therapeuten abhängen, und oft sind nichtverhaltenstherapeutische Maßnahmen ununterscheidbar mit verhaltenstherapeutischen Maßnahmen gekoppelt. So mußte bei einem 14jährigen, um seinen Speichelfluß beherrschen zu lehren, nicht nur ein Verstärkungsplan für Mundkontrolle in Gang gesetzt werden, sondern der Mundschluß selbst mußte durch zweckmäßige Mund- und Atemübungen und allgemeine muskuläre Lockerung allererst ermöglicht werden. Bei diesen Maßnahmen war ununterscheidbar, was noch in die Verhaltenstherapie paßte und was schlichte Gymnastik war – neben motivationalen Komponenten, die eine wichtige Rolle spielten.

Schon hier ist die Realität der Verhaltenstherapie als abgrenzbares Konzept fraglich, sie ist entgrenzt und geht in dem größeren Konzept „klinisch-psychologische Arbeit" auf. Noch deutlicher werden diese Probleme bei Fäl-

len, in denen eine echte Entscheidung zwischen pädagogischen Disziplinen nötig ist. So ist strittig, ob Autoaggressionen durch heilpädagogischen Aufbau von Kontakt- und Spielverhalten oder durch Löschung oder durch andere aversiven Konsequenzen wirksam modifiziert werden können. Gerade dieses Verhalten erzwingt jedoch wegen der sehr ernsten Verletzungsgefahr eine schnelle und richtige Entscheidung. Nun zählt zwar der „Aufbau inkompatibien Verhaltens" zum Bestand der Verhaltenstherapie, aber die Mittel zu einem solchen Aufbau müssen nicht unbedingt verhaltenstherapeutisch sein, sind es in der Klinik oft nicht und stehen dem Verhaltenstherapeuten überdies oft genug nicht ausreichend zur Verfügung, weil die Disziplin sie noch gar nicht ausgearbeitet hat (im Gegensatz zum Beispiel zur Sonderpädagogik). Die Frage nach der Realität der Verhaltenstherapie ist also unter klinischen Bedingungen keineswegs eindeutig entscheidbar, sondern ist als Problem zu kennzeichnen. Offensichtlich ist, daß die Verhaltenstherapie nicht als umschriebenes Konzept mit umschriebenen Mitteln und wohlbegründetem Anwendungsgebiet auftreten kann, sondern daß sie, entgrenzt und vielfältig überlagert, in der klinischen Arbeit ihren Geltungsanspruch noch einzulösen hat.

Zum Selbstbild der Verhaltenstherapie

Das Bild der Verhaltenstherapie, das sie nach ihrer Literatur darbietet, ist von der Gleichzeitigkeit der Ansprüche geprägt, wissenschaftlich-experimentell sauber und praxisbezogen zu sein. Für beide Ansprüche gibt es bestechende Argumente: Die Fundierung in der Lerntheorie scheint die Möglichkeit zu bieten, ohne Reste und in einer einheitlichen Rahmentheorie die Komplexität des Psychischen zu erfassen und therapeutisch zugänglich zu machen. Diese Theorie bietet sich dar als unmittelbar in praktische Verfahren übersetzbar. Die Beziehungen zwischen dem in der Praxis Vorgefundenen scheinen eindeutig den Prognosen der Theorie zu entsprechen. Das experimentelle Auftreten der Therapie scheint die Trennung in Forschung und Praxis aufzuheben – kein Unterschied zwischen wissenschaftlicher Praxis und therapeutischer Praxis, die Therapie unmittelbar und ohne unsaubere Randgebiete wissenschaftlich angeleitet, auch eindeutig auf die Theorie zurückbezogen und nicht auf andere Theorien beziehbar. Die Erwartungen an die Praxisbezogenheit gehen denn auch dahin, daß sich die Verwissenschaftlichung der Praxis ohne Bruch den Verfahren wissenschaftlichen Arbeitens und wissenschaftlicher Darstellungsweisen fügen werde.

Diesem Anspruch von Harmonie zwischen Theorie und Praxis widerspricht schon die Literatur selbst. Zunächst ist zu bemerken, daß in der Literatur schlicht die Forschungsberichte überwiegen und daß Berichte aus der klinischen Praxis weitgehend fehlen. Wir haben zwölf Jahrgänge von Eysencks „Behavior Research and Therapy" (1963/64–1974) und sechs Jahrgänge von Wolpes „Journal of Behavior Therapy and Experimental Psychiatry" (1970–1975) ausgezählt. Von 976 Artikeln entstammten nur 194 der klinischen Praxis. Aufgenommen wurden dabei Berichte aus dem Universitäts- und Ambulanzbereich, wenn sie ernsthafte Therapie, keine reine Forschung schilderten. Fortgelassen wurden ausgesprochen wissenschaftliche

Arbeiten ohne therapeutische Leitinteressen, auch wenn sie von Klinikern stammten. In Wolpes Zeitschrift schwankt das Verhältnis unregelmäßig zwischen 10 : 1 und 4 : 1, in Eysencks Zeitschrift sinkt es fast kontinuierlich zu ungunsten der klinischen Berichte von 2,3 : 1 (1963/64) über 9 : 1 (1971) auf etwa 5 : 1 in den letzten Jahrgängen. Dieses Ungleichgewicht kann nicht nur daran liegen, daß die Praktiker keine Zeit haben, ihre Erfahrungen zu veröffentlichen: Wäre es so, wie behauptet, daß Forschungsverfahren und die entsprechenden Darstellungsmittel (z. B. Strichlisten, Diagramme, Verhaltensanalysen) zum unabdingbaren Rüstzeug der verhaltenstherapeutischen Praxis gehören, so hätte jeder Praktiker kaum „Übersetzungsaufwand" für seine Darstellungen zu treiben, sondern die praktische Erfahrung wäre schon durch die wissenschaftlichen Darstellungsmittel strukturiert, könnte in dieser Form also veröffentlicht werden.

Zum anderen macht sich der genannte Widerspruch in der veröffentlichten Literatur selbst bemerkbar. Könnte man von der unmittelbaren und eindeutigen Beziehung zwischen Theorie und Praxis ausgehen, so müßte sich dieses Gleichgewicht auch in den veröffentlichten Forschungsberichten selbst niederschlagen. Es müßte dann auch im Verhältnis von Theorie und Forschungspraxis ein Gleichgewicht oder eine Wechselbeziehung herrschen – ein Wechselverhältnis von Theorie und Experiment müßte die Literatur durchziehen. Stattdessen herrscht ein bemerkenswertes Übergewicht des Experiments ohne Spannung zur Theorie – die Theorien (Watson, Skinner, Pawlow, Wolpe, Bandura, Kanfer etc.) bilden eher einen Referenzhintergrund für affirmative Experimente. Resultat ist, daß überwältigend viele Veröffentlichungen über Untersuchungen gar nicht mehr experimentell in dem Sinne sind, daß sie Theorie prüfen oder erläutern. Experimente sind stets an Theorie gebunden, wo keine Theorie, da auch kein Experiment. In vielen Untersuchungen geht es dagegen überwiegend um die Darstellung methodisch sauberer Entscheidungsstrategien für Alternativen, die theoretisch kaum Bedeutung haben und die in der Behandlungspraxis kaum als Alternative auftreten. Beispiel: Zahlreiche Untersuchungen mit Kontrollgruppen, in denen therapeutische Strategien verglichen werden wie In-Vivo-Desensibilisierung gegen vorgestellte Angsthierarchien bei Phobien. Nur bei dieser Art Untersuchungen spielen auch Schlangenphobien und Redeängste, abgeprüft an Collegestudenten, immer wieder eine Rolle. Die Beziehung zur Theorie, gar zu der Notwendigkeit ihrer Weiterentwicklung, ist hier überwiegend stillgestellt. Schon auf der Publikationsebene – der Ebene der wissenschaftlichen Selbstdarstellung der Verhaltenstherapie – kann also der Anspruch einer direkten und regelmäßigen Wechselbeziehung zwischen Theorie, Experiment und praktischer Umsetzbarkeit nicht aufrechterhalten werden. Zwischen allen drei Komponenten gibt es Brüche. Die wünschenswerte Spannung zwischen Theorie/Experiment einerseits, Praxis andererseits ist verzerrt, die affirmativen Scheinexperimente haben mit ihrer Spannung zur Theorie auch ihre praxisanleitende oder innovative Kraft eingebüßt. Bemerkenswert ist dabei, daß gerade von der reinen Theorie noch eher praxisanleitende Impulse ausgehen; auch wenn manche Bemühungen in der Modellbildung „krampfhaft" wirken mögen und an „Blockierung verhaltenstherapeutischer Praxis" grenzen[2], so ist doch jede Verhaltenstherapie durch ein un-

verzichtbares lerntheoretisches Grundgerüst angeleitet, das zu vergessen therapeutisches Scheitern garantiert. Schwierig wird es allein bei dem Anspruch auf praktische Bedeutung des experimentell-wissenschaftlich zu handhabenden therapeutischen Handelns.

Ein Beispiel: Ein geistig schwer behindertes, äußerst unruhiges Kind zeigt bei intakter Motilität außer ziellosem, raschen Hin- und Herlaufen, Drücken von Klinken, Rieseln mit Sand, Zerreißen von Kleidung keine Aktivitäten. Eine irgendwie geartete Verständigung war bislang nicht herzustellen, keinerlei sprachliche Ansätze, keine Imitationen, aber gelegentlicher spontaner Blickkontakt. Außerdem schreit der Junge, vermutlich bei Hunger, Müdigkeit oder Schmerz (die Ursachen können nur vermutet werden) unerträglich laut und schrill. Der Verdacht auf Gehörlosigkeit liegt nahe, aber die Grobprüfungen fallen bei der Unruhe des Kindes naturgemäß mehrdeutig aus. Ein Audiogramm ist nicht möglich, weil keine Verständigungsmöglichkeit vorliegt, mit deren Hilfe eine Instruktion gegeben werden könnte, d. h. es besteht keine Möglichkeit für das Kind, Hören oder Nichthören willentlich zu signalisieren. Die bei behinderten Kindern üblichen Hilfsmittel bei Audiogrammen (Beobachtung des Lidschlags, des Atemholens etc.) sind nur grobe Hinweise und ohne genaue quantitative Verarbeitung nur eingeschränkt brauchbar, im vorliegenden Fall durch die generelle Unruhe des Kindes nicht einsetzbar.

Ein EEG-Audiogramm, bei dem bei Beschallung Potentiale aufgezeichnet werden, bereitet durch die Unruhe des Kindes ebenfalls fast unüberwindliche Schwierigkeiten, gibt außerdem nur Auskunft über die physikalische Intaktheit des Schalleitungsapparats und der entsprechenden cerebralen Verarbeitung, nicht über die Koppelung zwischen Schallreiz und Information. Zur Registrierung der physikalischen Hörfähigkeit wäre eine Auszählung der Lidschlagfrequenz oder der Frequenz von Kopfwendungen zur Schallquelle hin nach entsprechenden Grundraten sinnvoll. Dieses Design würde unter den Bedingungen des experimentellen Arbeitens mit Versuchspersonen, mit denen die entsprechenden Verabredungen vorliegen, vermutlich Wohlgefallen als gute Anordnung erwecken. Im vorliegenden praktischen Fall ist es nicht ohne weiteres durchführbar, weil nicht einmal eine Mindestverabredung zum Stillsitzen getroffen werden kann. Grundraten von Lidschlag oder Kopfwendungen sind nicht zu erheben, weil das Kind keine Bewegungseinschränkungen toleriert und sofort durch Fortlaufen oder Schreien die Bedingungen der Erhebung zerstört. Sicher ließe sich in längerer Arbeit ein Stillsitzen konditionieren, aber es geht uns ja hier um die Frage, welchen Realitätsgrad experimentell „saubere" Verhaltenstherapie in der Ernstfallpraxis beanspruchen kann. Im vorliegenden Fall wurde der Anspruch auf solche Sauberkeit fallengelassen und das Kind nach Ökonomiekriterien behandelt. Es wurde von vermuteten Hörresten ausgegangen und – ohne Grundrate – die Aufmerksamkeit des Kindes auf einfache akustische Phänomene gelenkt, in der Hoffnung, es werde sie selegieren lernen, sie „begreifen" und irgendwann eindeutige Reaktionen zeigen. Ein heilpädagogisches Verfahren. Bei einem ähnlichen Fall brachte ein Radio Erfolg, das dem Kind, das auf Schall in keiner Weise reagierte, aber gern an Rädern drehte, angeschaltet zum Spielen gegeben wurde. Das Kind drehte erwartungsgemäß am Laut-

stärkeknopf und flüchtete dann entsetzt vor dem Schall. Mittlerweile lernt es ohne akustische Hilfsmittel, aber mit verhaltenstherapeutisch geplanter Verstärkung sprechen. Auf das Problem des experimentellen Vorgehens bezogen heißt das: Die Praxis macht ein experimentell sauberes Planen oft so schwer, daß zugunsten des therapeutischen Handelns darauf verzichtet werden muß. Der Verhaltenstherapeut wird dann „blind" therapieren müssen, oder er wird zu Methoden von außerhalb der Verhaltenstherapie greifen und mit ihnen die verhaltenstherapeutische Arbeit unterstützen oder bisweilen ersetzen.

An den Beispielen läßt sich ablesen, daß unter den Bedingungen klinischer Ernstfallarbeit die Verhaltenstherapie anders erscheint, als sie sich selbst in der Literatur darbietet. Ihr Anspruch auf Einheitlichkeit von Lerntheorie und wissenschaftlicher Verfahrensweise (z. B. experimentell sauberem Vorgehen) erscheint zweifelhaft. Vielmehr diktiert das klinische Arbeiten oft lerntheoretisch fundiertes und angeleitetes, aber nicht experimentförmig verlaufendes Handeln. Damit soll nichts gegen experimentelle Sauberkeit gesagt werden, nur insofern, als in der Verhaltenstherapieliteratur gerade jene experimentelle Fundierung der Therapie als ihr konstituierendes Moment betrachtet wird, fällt die klinische Ernstfallarbeit aus diesem Anspruch heraus. Es ist danach fraglich, ob klinische Verfahrensweisen der geschilderten Art sich noch der Verhaltenstherapie zurechnen dürfen, oder ob die Verhaltenstherapie nicht solche Arbeitsweisen als legitimen Teil ihrer Praxis zu betrachten und auch in die Theoriebildung einzubeziehen hätte.

Es entspricht gerade der hier zu kennzeichnenden Tendenz, daß die Versuche, praktische Erfahrungen fruchtbar zu machen, sich gerade nicht auf die Theorie auswirken, sondern eine neue pragmatische Ebene „unterhalb der Theorie" geschaffen haben. So sind die elaborierten Lerntheorien pragmatisch in einige einfache Formeln transformiert worden, der Experimentalbegriff wurde erweitert und zeigt in seiner lapidaren Grundformel („das zu verändernde Verhalten ist abhängige Variable, die zu variierende Bedingung ist unabhängige Variable . . ."[3]) allenfalls noch propädeutischen Charakter. Diese Pragmatisierung gilt es nicht vom Standpunkt der Theorie zu bedauern, sondern sie ist als Ergebnis verhaltenstherapeutischer Praxis zu thematisieren. Keinesfalls sollten Ergebnisse solchen pragmatischen Handelns im Nachhinein wieder in eine theorieähnliche Form gezwungen werden, um den wissenschaftlichen Schein zu wahren[4].

Zur Rezeptionsgestalt der Verhaltenstherapie

Für die Art, wie Verhaltenstherapie rezipiert wird, zum Beispiel in der Ausbildung des Verhaltenstherapeuten, aber auch in der Öffentlichkeit, müssen diese Überlegungen Konsequenzen haben. Am wissenschaftsförmigen Verfahren, an der scheinbar stets objektivierbaren Hypothesen-Verifikationsstrategie hängt der Optimismus der Verhaltenstherapeuten selbst, mit ihm auch der Glaube der Öffentlichkeit an die Treffsicherheit der Verhaltenstherapie. „Unheimlich aber wirksam" wurde verhaltenstherapeutische Praxis einmal im „Spiegel" genannt. Prinzipiell ist dieser Optimismus begründet, sofern er sich auf die grundsätzliche Entschlüsselbarkeit und Be-

einflußbarkeit von Verhalten bezieht und sich gegen die Annahme prinzipiell verborgener pathologischer Mechanismen richtet. Falsch ist er dort, wo er Perfektion suggeriert und so unter anderem als Ausbildungshindernis wirkt. Vielfach ist es dieses Problem, das die Ausbildung an der klinischen Praxis vorbeizielen läßt. So scheint die Erstellung funktionaler Analysen, die Ausbildungsgegenstand ist, ein lückenloses Netz über die Symptomatik zu werfen, aus denen Verstärkungs- oder Löschmethoden quasi zwangsläufig herausspringen. Die konkrete Umsetzung für den Einzelfall scheint dem Belieben, der Erfahrung, der Geschicklichkeit des Therapeuten anheimgestellt, die er als Auszubildender erst noch erwerben muß.

Ein Beispiel für solche Durchführungsschwierigkeiten bei gleichzeitiger Simplizität der Verhaltensanalyse: Ein Kind hat die Gewohnheit, den Zaun des Spielgartens zu zerstören, so daß andere Kinder entlaufen. Wird das Kind am Betreten des Gartens gehindert, erregt es sich sehr und wird aggressiv. Das Zerstören des Zaunes erledigt es dagegen methodisch, Latte für Latte, mit allen Zeichen der Befriedigung wie eine gut gelöste Aufgabe. Funktional-analytisch birgt das Geschehen keine Probleme. Das Lattenabreißen ist operant und scheint Selbstverstärkungswert zu haben, provoziert außerdem Zuwendung. Einfaches Löschen durch Entzug dieser Konsequenzen hat keinen Einfluß, ein alternatives Verhalten ließ sich bislang nicht aufbauen, simples Verbot bzw. Eingriff hat bislang nichts ausgerichtet (das Abreißen geschieht blitzschnell). Entfernung aus der Situation hat wieder soziale Zuwendung als Begleitumstand und endet regelmäßig in heftigen aggressiven Auseinandersetzungen mit den entsprechenden unübersichtlichen und schwer steuerbaren Folgeerscheinungen. – Ein weiteres Beispiel: Der nämliche Junge, der anläßlich der Hörprüfungsprobleme geschildert wurde, bringt mit hoher Frequenz willkürlich kleine Mengen von Mageninhalt heraus und schmiert vergnügt mit dem Fleck auf dem Boden herum. Auch hier: Verhaltensanalyse klar, aber nutzlos. Auf Verbote hört der Junge nicht, körperliche Strafen verbieten sich aus einer Reihe von Gründen (Nachahmung durch andere Kinder, Verschlechterung der ohnehin delikaten und rudimentären Beziehung zu dem Kind usw.), time-out ist schlicht nutzlos.

Für solche Fälle bietet das wissenschaftliche Gewand, in dem sich die therapeutische Lehre darbietet, keine Hilfe. Hier bedürfte es der Kasuistik, das heißt einfacher aber ausgebreiteter Informationen über vergleichbare Erfahrungen. Die für verhaltenstherapeutische Literatur üblichen Darstellungsformen sind aber durch jene Tradition der Wissenschaftsförmigkeit so belastet, daß sie das Bedürfnis nach solcher Ernstfallkasuistik nicht abdekken können. Ein Überblick über kasuistische Literatur lehrt, daß zur Veröffentlichung nur solche Fälle kommen, die offensichtlich vom Ansatz und Verlauf her Wissenschaftsförmigkeit der Darstellung gewährleisten – kein Fallbericht ohne Diagramme. Wichtig für die Darstellungswürdigkeit scheint weiter auch der erfolgreiche Verlauf von Therapie zu sein – für das Erlernen der Therapie und die Ausbreitung der Erfahrung über sie ist aber, genau wie für die Supervision, die genaue Darstellung von gescheiterten Therapien und deren Bedingungen erforderlich. In der genannten Auszählung von 1074 Zeitschriftenartikeln fanden sich ganze zwei Berichte über Mißerfolge.

Das Resultat ist neben falschen Erwartungen an den Verhaltenstherapeuten durch seine Kollegen in der Institution ein schmerzhafter Relativierungsschock bei ihm selbst. Hier klaffen also die Rezeptionsgestalt der Verhaltenstherapie und ihre klinische Realität weit auseinander. Es ist sicher kein gutes Zeichen, daß die Rekonstruktion der wahren therapeutischen Möglichkeiten der Verhaltenstherapie sich erheblich von ihren Ansprüchen entfernt und in der Regel vom einzelnen isoliert geleistet werden muß. Von diesen Möglichkeiten soll abschließend die Rede sein.

Verhaltenstherapie ohne Verhaltenstherapeuten

Die wahren Möglichkeiten der verhaltenstherapeutischen Arbeit in der Klinik zeigen sich gerade an den Punkten, wo sie sich entgrenzt, ihren Anspruch auf wohlumschriebene Konzepte aufgibt und mit anderen psychologischen Methoden und mit außerpsychologischen Berufen kooperiert. Diese simple Tatsache scheint von Apologeten und, mit Ausnahmen, auch von Kritikern der Verhaltenstherapie oft übersehen zu werden. Dies hängt möglicherweise damit zusammen, daß sich die klinische Praxis schlecht in die üblichen Darstellungsmittel zu fügen scheint und daher klinische Arbeitsbedingungen selten als konzeptbildende Elemente reflektiert werden[5]. Daher werden auch Kritiker oft zwangsläufig von jener verkürzten, durch das Übergewicht der Quasiexperimente deformierten Gestalt der Verhaltenstherapie ausgehen. Die wissenschaftlichen Apologeten der Verhaltenstherapie neigen in Kontinuität mit behavioristischen Redeweisen dazu, ihre Disziplin mit Psychologie gleichzusetzen. Dem gebührt jede Kritik. Die klinische Arbeit lehrt, daß z. B. jedes anamnestische Gespräch, sei es auch zur Vorbereitung einer Verhaltenstherapie, regelmäßig über das Setting einer Verhaltensanalyse hinausgehen muß.

Ein Beispiel: Ein achtjähriger Junge wurde wegen „Autismus" nicht beschult. In der Anamnese und der Verhaltensbeobachtung ergaben sich Anzeichen für eine mit dem autistischen Bild nicht deckungsgleiche Kontakt- und Kommunikationsstörung. Da den Eltern viele der Verhaltensweisen des Jungen gar nicht auffällig waren, sie aber wußten, daß mit dem Kind „etwas nicht stimmte", war die leitende Kategorie der Gespräche die „Auffälligkeit" des Kindes; die Gespräche mußten unter Aufbietung aller zur Verfügung stehenden psychologischen Kenntnisse geführt werden. Die Verhaltensweisen, an denen der vermeintliche Autismus kenntlich wurde, mußten in abstraktiver und zusammenfassender Arbeit herausgearbeitet werden und bilden bis heute eine stets schwankende und zu revidierende Grundlage der Therapie. Auch das therapeutische Vorgehen war, obwohl lerntheoretisch orientiert, von der Vagheit jener Daten abhängig, muß immer wieder mit Überlegungen von außerhalb der Verhaltenstherapie konfrontiert werden und ist allenfalls im nachhinein aus einer schematischen Verhaltensanalyse herleitbar. Hier zeigt sich, daß schon in der Tätigkeit des einzelnen Psychologen die Verhaltenstherapie nur einen Teilaspekt darstellt, den andere ergänzen. Das Konzept der „Fehlangepaßtheit", obwohl von seinen Apologeten als Alternative zur Psychopathologie angeboten, nimmt im klinischen Betrieb ebenfalls eine relative Position ein. Es tritt an die Stelle von wichtigen Defizienten der Psychopathologie, überdeckt jene aber nicht.

Ein Beispiel: Ein achtjähriger Junge mit einer schweren Phakomatose (Veränderung des Großhirns mit tumorösen Hautveränderungen, Krampfanfällen und hochgradigem Schwachsinn) zeigt erhebliche Verhaltensstörungen, die zwar „fehlangepaßt" sind, aber als Teil des Krankheitsgeschehens aufgefaßt werden müssen. Selbstverständlich „deckt" das lerntheoretische Konzept nicht das diagnostische Verfahren. Hier zeigt sich, daß verhaltenstherapeutische Analysen und Interventionen nur einen Teilbereich der klinischen Kooperation abdecken. Das psychopathologische Konzept der Verhaltenstherapie kann die Krankheitslehre der Medizin und der Psychoanalyse so wenig ablösen wie jene ohne verhaltenstherapeutische Beiträge auskommen werden. Aus diesem Grunde trifft die Kritik am Konzept der „Fehlangepaßtheit" die klinische Arbeit nur zu einem geringen Teil, denn in der Klinik ist nicht daran zu denken, aus diesem Konzept eine ganze Krankheitslehre zu machen. Wird eine klinische Diagnose therapeutisch umgesetzt, bezieht sich die Therapie schon auf einen arbeitsteiligen Begriff, auf eine Konfiguration.

Auf die durch Kooperation zu ergänzende Partialität des verhaltenstherapeutischen Ansatzes läßt sich auch die Kritik von Gleiss beziehen, Verhaltenstherapie verstärke nur, was vorhanden sei, lehre aber nicht eigentlich[6]. Abgesehen davon, daß hier die Thematisierung von Imitations- und Modellierungsprozessen in der Verhaltenstherapie außer acht gelassen wurde, ist zu beachten, daß der Verhaltenstherapeut zwar in der Lerntheorie über ein grundlegendes und generelles Hilfsmittel verfügt, daß aber seine Arbeit ergänzt wird durch Lehrer, Heilpädagogen, Sprachheiltherapeuten etc., deren Arbeit sein Konzept nicht aufsaugt, sondern ergänzt, und deren Kollege er ist. Die Verhaltenstherapie hat also in der klinisch-psychologischen Arbeit mit anderen psychologischen Konzepten zu kooperieren, wer sie ausübt, muß mit nicht-psychologischen Berufen kooperieren. Der Psychologe arbeitet in der Klinik in der Regel nicht als Verhaltenstherapeut, sondern als klinischer Psychologe, der Verhaltenstherapie ausübt – neben anderen Aufgaben und neben Nichtpsychologen, die eventuell ebenfalls Verhaltenstherapie ausüben. Unter diesem Gesichtspunkt ist es nutzlos, die Verhaltenstherapie als falschen Ansatz der Psychologie zu kritisieren, weil sie nicht die Psychologie ist. Diesbezügliche Ansprüche der Verhaltenstherapie sind allerdings zurückzuweisen. Von der Verhaltenstherapie ist zu fordern, daß sie die Summe ihrer praktischen Erfahrungen präsentiert und reflektiert, auf diese Weise zur Formulierung einer humanen und fortschrittlichen klinischen Psychologie beiträgt und nicht länger technizistisch um sich selbst kreist.

Anmerkungen

1 Hier gilt mutatis mutandis, was Holzkamp über psychologische Experimente ausgeführt hat. Vgl. Holzkamp, K., Verborgene anthropologische Voraussetzungen der allgemeinen Psychologie. In: Holzkamp, K., Kritische Psychologie, Frankfurt/M., 1972, S. 35, bes. S. 38 ff.

2 Jaeggi, E., Persönlichkeitstheoretische Implikationen verhaltenstherapeutischer Praxis, in: Das Argument 91, 1975, S. 434.

3 Jaeggi a.a.O., S. 427.

4 Schröder gibt ein gutes Beispiel für solche retrospektive Verwissenschaftlichung therapeutischer Pragmatik. Sein Beitrag wirkt streckenweise wie die Karikatur des hier Kritisierten. Dies ist umso verwunderlicher, als Schröder im selben Beitrag eine zutreffende Zusammenfassung der Probleme zwischen Theorie und Praxis gibt. Vgl. Schröder, G., Theorie und Praxis der Angstreduktion bei Kindern, in: Mitteilungen der Gesellschaft zur Förderung der Verhaltenstherapie 2, 1971, S. 13.

5 Franks spricht davon, daß sogar die klinische Literatur der Verhaltenstherapie entweder von akademischen Autoren oder von Klinikern in akademischen Arbeitszusammenhängen (academic settings) beherrscht werde. Ayllon/Azrins „Token Economy" ist einer der wenigen Praxisberichte, in dem klinische Rahmenbedingungen als Arbeitsgrundlage direkt benannt werden – recht günstige Bedingungen: Die tägliche Versorgungsarbeit der Abteilung wurde von Patienten erledigt, und das Pflegepersonal hatte die Möglichkeit und das Recht, die Behandlung abzubrechen, wenn sie zu problematisch wurde. Für deutsche Verhältnisse ist dies sicher nur der „relative Ernstfall". Vgl. Franks, C. M. (Ed.): Behavior Therapy Appraisal and Status, New York 1969, Vorwort; Ayllon, T./Azrin, N., The Token Economy, A Motivational System for Therapy and Rehabilitation, New York 1968.

6 Vgl. Gleiss, I., Verhalten oder Tätigkeit? in: Das Argument 91, S. 440.

Ernest Borneman

Zur Nomenklatur der Psychiatrie

Bis zur Zeit von Charcot (1825–1893), Kraepelin (1856–1926), Freud (1856–1939), Bleuler (1857–1939) und Janet (1859–1947) glaubten die Ärzte, daß alle „Geisteskrankheiten" endogen, nicht exogen seien, und schrieben die Symptome des „Irrsinns" somatischen Ursachen (Gehirntumoren, Sklerosen usw.) zu. Die Revolution der Psychiatrie, die nun ein rundes Dreivierteljahrhundert alt ist, bestand vor allem darin, daß man zwischen somatogenen und psychogenen Störungen zu unterscheiden lernte. Erst seit kurzer Zeit sind neue Zweifel an dieser einst revolutionären Unterscheidung aufgetaucht, und zwar nicht nur bei kritischen Einzelgängern wie Szasz, bei Anti-Psychiatern wie Laing und Cooper, sondern auch unter Psychoanalytikern, Verhaltenstherapeuten und Neurologen jüngeren Alters. Die Gruppe der Sozialpsychologen und Sozialpsychiater, die mit ihnen sympathisiert, fragt heute, ob Psychosyndrome, die nicht körperlich bedingt sind, notwendigerweise „seelisch" bedingt sein müssen, oder ob sie nicht vielleicht umweltbedingt sind, also ökologisch und gesellschaftlich erzeugt werden. Gibt es überhaupt so etwas wie psychogene Neurosen? Ist der Terminus „Psychose" nicht selbstkontradiktorisch? Sind alle „psychischen" Störungen mit Ausnahme der strikt somatogenen nicht soziogen? Steckt der Erreger des „psychischen" Leidens nicht stets in dem Elternhaus, in dem man aufgewachsen ist, in der Schule, die man besucht hat, in der Familie, in der man lebt, in den Arbeitsbedingungen, unter denen man sein Brot verdient, in der sozia-

len und politischen Struktur der Gemeinden, Länder, Nationen, Staaten, Klassen, zu denen man in wechselseitiger Beziehung steht? Sind Psychosyndrome wirklich anders als aus einem bestimmten und determinierbaren Verhältnis zwischen der Anlage und der Umwelt des Patienten deutbar?

Nicht jeder Mensch reagiert „krankhaft" auf jeden Umweltstimulus, und nicht jeder Umweltstimulus macht jeden Menschen „krank". Aber es wird immer wahrscheinlicher, daß sogenannte Geisteskrankheiten einem spezifischen Verhältnis zwischen Anlage und Umwelteinfluß entspringen und daß eine Klassifikation der „psychischen" Störungen nur dann möglich wird, wenn wir den Hebel der Definition bei den Ursachen und nicht bei den Wirkungen ansetzen: bei den Gründen der Störung und nicht bei ihren Symptomen. Die Psychiatrie macht sich zum Narrenland der Diagnostik, wenn sie nicht nur zwischen angeblichen Neurosen und angeblichen Psychosen zu unterscheiden sucht, sondern auch Kategorien der „organischen", „funktionellen", „endogenen", „exogenen", „psychogenen", „somatogenen", „autoplastischen", „alloplastischen", „anlagebedingten", „erworbenen", „traumatischen" und „epochalen" Störungen errichtet, wenn sie von Integrationsstörungen, Neuropathien, Neurasthenien und Psychopathien spricht, wenn sie vorgibt, Neuropsychosen von Psychoneurosen, Organneurosen von Organpsychosen unterscheiden zu können, wenn sie Psychosen in so närrische Untergruppen wie Erschöpfungs-, Infektions- und Degenerationsformen aufzuteilen sucht und dann das gleiche noch einmal bei den Neurosen vornimmt.

Das ist nicht Medizin, das ist Beckmesserei. Das ist das moderne Gegenstück der Alchimie. Wenn es einigen altmodischen Psychiatern nutzt, dann nutzt es ganz bestimmt nicht ihren Patienten. Kein ernstzunehmender Psychiater, Neurologe oder Psychoanalytiker glaubt heute noch an dieses Gewirr von „Geisteskrankheiten". Andererseits kann man aus der Perspektive der Symptomatologie auch keine grundsätzlich andere Ordnung der nosologischen Phänomene in die psychische Medizin einbringen. Ein neues Ordnungssystem kann nicht aus einer weiteren Unterteilung der Symptome, sondern nur aus einer präziseren Ermittlung ihrer Ursachen entwickelt werden. Es muß ein ätiologisches und kein symptomatologisches System sein. Es muß den Zusammenhang zwischen Konstitution, Disposition und Exposition des Patienten ermitteln. Der aus der somatischen Diagnostik übernommene Gedanke, daß ein bestimmtes Symptom eine bestimmte Ursache habe, trifft auf „psychische" Störungen nur in begrenztem Maße zu, denn unterschiedliche Formen des Zusammenwirkens von Anlage, Lebensgeschichte, Disposition und Umwelteinfluß können zwar sehr unterschiedliche Psychosyndrome hervorbringen, können in anderen Fällen aber auch völlig identische Symptome produzieren.

Dieses Auseinanderklaffen von Ursache und Wirkung ist eines der grundsätzlichen Unterscheidungsmerkmale zwischen somatischen und sogenannten psychischen Störungen.

Identische Milieueinwirkungen können bei unterschiedlicher Anlage, unterschiedlicher Lebensgeschichte und unterschiedlicher Disposition zu völlig verschiedenen Psychosyndromen, manchmal aber auch zu einem identischen Symptom führen. Ebenso kann eine identische Anlage bei unter-

schiedlicher Lebensgeschichte, unterschiedlicher Disposition und unterschiedlichen Umwelteinflüssen entweder identische oder gänzlich verschiedene Psychosymptome erzeugen. Auch eine identische oder zumindest ähnliche Lebensgeschichte kann bei unterschiedlicher Anlage, unterschiedlichen Umwelteinwirkungen und unterschiedlicher Disposition zu sehr verschiedenen oder aber auch zu identischen Erscheinungsformen der „seelischen" Störung führen. Schließlich kann eine identische Disposition bei verschiedenen Patienten mit verschiedenen Anlagen, Lebensgeschichten und Umwelteinflüssen entweder identische oder sehr verschiedene Psychosyndrome hervorbringen. Wir müssen uns bei sogenannten Geisteskrankheiten also davor hüten, jemals monokausale Folgerungen aus den vorgefundenen Symptomen zu ziehen.

In diesem Sinne ist die Psychoanalyse trotz all ihrer zugestandenen Mängel eine sinnvolle Therapie, weil sie sich auf die Trias von Anlage, Lebensgeschichte und Disposition bezieht, statt, wie die Verhaltenstherapie, eine rein symptomatische Form der Behandlung anzubieten. Zwar liefert uns auch die volle Kenntnis der Krankheitsgeschichte keine Garantie der Heilung, aber eine Heilung ohne Kenntnis der Krankengeschichte ist mit Sicherheit unmöglich. Wollen wir heilen, statt Symptome unter den Teppich zu kehren, so müssen wir die historische Komponente der Krankheit verfolgen. Wir müssen ermitteln, welche Konstitution der Patient von seinen Eltern ererbt hat, welche Kindheitseinflüsse die Eltern auf ihn ausgeübt haben, welchen anderen Umwelteinflüssen er sein Leben lang ausgesetzt gewesen ist und welches spezifische Gemisch von endogenen und exogenen Einflüssen sich bei ihm zur Krankheitsdisposition verdichtet hat.

Von diesen drei klassischen Dimensionen des Morbus – der Konstitution, Disposition und Exposition – ist die letzte bei psychischen Störungen die weitaus bedeutsamste. Denn die Konstitution ist eine somatische Kategorie. Sie betrifft das Erbgut des Patienten. Auch die Disposition wird weitgehend von somatischen Einflüssen geregelt. Einzig und allein die Exposition konfrontiert den Menschen mit Einflüssen, die nicht dem eigenen Körper entstammen. Es stellt deshalb eine nur geringfügige Vereinfachung dar, wenn wir sagen, daß alle sogenannten Geisteskrankheiten entweder somatische Erkrankungen oder gar keine Krankheiten, sondern umweltbedingte Störungen des Organismus sind. Sie sind nicht durch „Therapie" des „Kranken", sondern nur durch die Veränderung ihrer Ursachen zu beseitigen, also durch ökologische und soziale Veränderungen der Umwelt.

Kurt Birnbaum hat bereits vor 44 Jahren (in „Soziologie der Neurose", Berlin 1933) klar gesagt: Neurosen und Psychosen sind nichts anderes als der Niederschlag gestörter Sozialbedingungen im Verhalten des Patienten. Sie sind das „Produkt der Dissonanz zwischen Persönlichkeit und sozialen Umständen". Andererseits fragte sich Birnbaum mit Recht, weshalb in einer krankmachenden Umwelt nur manche Menschen krank werden und nicht alle. Die Antwort, die sich uns heute darbietet, ist, daß ganz bestimmte Konstellationen von pathogenen Gesellschaftsumständen zusammenkommen müssen, um in ganz bestimmten Individuen ganz bestimmte Verhaltensstörungen auszulösen. Die individuelle Konstitution spielt zwar eine Rolle, aber es ist nicht die Rolle einer kranken Psyche, sondern nur die einer

bestimmten Disposition zu bestimmten Krankheiten, einer konstitutionellen Anfälligkeit für ganz bestimmte Umwelteinflüsse. Treten diese Einflüsse während der Lebenszeit des Patienten nicht in seiner Umwelt auf, so bleibt er gesund. Wie eine bestimmte Klaviersaite nur dann mitzuschwingen beginnt, wenn die von außen einwirkenden Schwingungen einer Tongabel eine bestimmte Frequenz haben, so wird ein bestimmter Mensch nur dann „psychisch" krank, wenn bestimmte gesellschaftliche Bedingungen auf ihn einwirken.

Die Kernfrage der Psychodiagnostik sollte also nicht lauten: „Was macht den Kranken krank", sondern: „Was hält den Gesunden gesund?" Vor allem die Sozialpsychologie sollte sich die Frage stellen: „Wenn die krankmachende Gesellschaft die Mehrzahl ihrer Mitglieder krank macht, woher nimmt dann die Minderheit die Kraft, den krankmachenden Einflüssen zu widerstehen?" Die bürgerliche Sozialmedizin, zum Beispiel die Gesundenuntersuchung, bringt uns keine Antwort auf diese Frage. Denn statt zu ermitteln, wo der Gesunde seine Resistenz gegen die Krankheitserreger hernimmt, denen seine Mitmenschen erliegen, tut sie genau das Gegenteil und erforscht, ob unter den scheinbar Gesunden nicht doch verborgene Kranke zu finden sind. Es ist ein kennzeichnender Widerspruch unserer Gesellschaftsordnung, daß alle Erkenntnisse, die wir über den Zustand des Gesunden besitzen, aus den Erfahrungen mit Kranken stammen. Wer aber gilt als krank? Nur derjenige, der das bürgerliche Erwerbs- und Familienleben behindert. Damit schrumpft das äskulapische Ideal zur Aufgabe, den Arbeitsunfähigen temporär arbeitsfähig zu machen.

Trotz ihres revolutionären Durchbruchs von der somatischen zur „psychischen" Medizin waren die großen Reformer der bürgerlichen Psychiatrie also der Erkenntnis unfähig, daß der „Patient" gesund und die Gesellschaft krank sein kann. Wo die Normen des Patienten von denen des Bürgertums abwichen, schloß der bürgerliche Psychiater stets, daß es sich bei einer solchen Abweichung nur um eine Krankheit handeln könne, und zwar stets um eine des Patienten, nie um eine der Gesellschaft. Der Schluß war nicht nur klinisch, sondern auch methodologisch falsch, denn eine strikt psychogene Morphologie der Geisteskrankheiten kann es nach allem, was wir in diesen Zeilen zusammengefaßt haben, nicht geben. Das wurde bereits in den Diskussionen der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung während der Jahre 1909 bis 1912 klar, vor allem in dem Argument zwischen Freud, der auf einer morphologischen Klassifikation neurotischer Symptome bestand, und Stekel, der die morphologische Unterscheidung identischer (zum Beispiel neurotischer und neurasthenischer) Symptome ablehnte und auf die klinische Erfahrung verwies, daß man bei den sogenannten Neurasthenikern regelmäßig dieselben Komplexe und Konflikte vorfindet wie bei anderen Neurotikern. Freuds Antwort (GW VIII, 338–339) ist interessant, weil sie Stekels Argument eher unterstützt als widerlegt. „Wir haben uns daran gewöhnt", sagte Freud, „jedem Kulturmenschen ein gewisses Maß von Verdrängung perverser Regungen, von Analerotik, Homosexualität u. dgl. sowie ein Stück Vater- und Mutterkomplex und noch andere Komplexe zuzumuten, wie wir bei der Elementaranalyse eines organischen Körpers die Elemente: Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff und etwas Schwefel

mit Sicherheit nachzuweisen hoffen. Was die organischen Körper voneinander unterscheidet, ist das Mengenverhältnis dieser Elemente und die Konstitution der Verbindungen, die sie miteinander eingehen." Diese Analogie trifft auch auf das heutige Postulat eines mengenspezifischen Verhältnisses zwischen Anlage und Umwelteinfluß zu. „Neurosen" und „Psychosen" brauchen dann nicht mehr nach der unendlichen Vielfalt ihrer Symptome unterteilt zu werden, sondern lassen sich nach dem Maß der individuellen Resistenz gegen die verhaltensstörenden Umwelteinflüsse klassifizieren.

Um „Störungen" zu definieren, müssen wir aber erst einmal wissen, was wir als ungestörtes Verhalten bezeichnen wollen. Definieren wir den Gesunden als jenen Menschen, der seine Aufgaben störungsfrei zu erfüllen vermag, so stellt sich sofort die Frage, wie wir den Status dieser „Aufgaben" definieren wollen. Jede Kultur, jede Gesellschaftsordnung legt sich andere Aufgaben auf und definiert die Pflichten des Individuums in so unterschiedlicher Weise, daß eine allgemeingültige Festlegung, welche Kultur nun „normal" und welche gesellschaftlich definierte Aufgabe „gesund" sei, sowohl der bürgerlichen Soziologie wie auch der Ethnologie unmöglich geblieben ist. Definieren wir „Krankheiten" als Abweichungen von der gesundheitlichen Norm, also als das gesundheitliche Verhalten einer Minderheit, so stoßen wir gleich wieder auf das Phänomen, daß die statistische Mehrheit nicht notwendigerweise den Gesundheitsansprüchen einer anderen Gesellschaftsordnung, beispielsweise der unserigen, zu genügen braucht, und daß die dortige Minderheit, die nach dortigen Maßstäben als „krank" empfundene Gruppe, in unserer Gesellschaft durchaus als gesund gelten könnte. Summa summarum: Maßstäbe der somatischen Gesundheit unterliegen in vielen, aber nicht in allen Gesellschaftsordnungen den Maßstäben der Herrscher. Maßstäbe der „psychischen" Gesundheit unterliegen dagegen stets und überall den Normen der herrschenden Klasse und lassen sich deshalb überhaußt nicht vom biologischen Standpunkt definieren.

Deshalb bildet sich in allen hierarchisch gegliederten Gesellschaften ein hierarchisches Modell der Psyche heraus. Wahrscheinlich ist dieses Modell so alt wie die menschliche Arbeitsteilung und hat in ihr seinen Ursprung. Das Konzept einer „Seele", die den Körper regiert wie der Pharao das Volk, taucht jedenfalls schon in den religiösen Vorstellungen des alten Ägypten auf und reicht bis ins 3. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung zurück („Gespräch eines Lebensmüden mit seiner Seele", um 2100 v. u. Z.). Die beiden großen Sklavenhalterkulturen des Westens, die griechische und die römische, sahen das Verhältnis der Seele (Psyche, Anima) zum menschlichen Körper stets in analoger Form zum Verhältnis zwischen der sensitiven, denkenden, kultivierten Herrscherschicht und der trägen Masse (Sklaven, Heloten, Plebs). Dem Begriff „Seele" hängt deshalb bis in die Gegenwart ein elitärer Nimbus an. Dem vulgären Leib steht die edle Seele gegenüber, dem sterblichen Körper die unsterbliche Seele, dem korrupten Fleisch der unkorrumpierbare Geist. Die ganze Geschichte der Psychologie und Psychotherapie, der „Seelenkunde" und „Seelenheilkunde", wird von dieser hierarchischen Vorstellung geprägt. Erst bei Engels finden wir die Seele als *Daseinsweise* des menschlichen Körpers definiert; sie verhält sich zu ihm wie die Energie zur Materie. Das heißt: sie ist von ihm untrennbar. So wie die Be-

wegung aber mehr ist als eine bloße „Eigenschaft" der Materie, so ist auch die „Psyche" mehr als eine Eigenschaft des Körpers. Es geht nicht an, wie die mechanistische Psychologie des neunzehnten Jahrhunderts, der Behaviorismus der Jahrhundertwende und die heutige Verhaltenstherapie es tun, die menschliche „Psyche" als vermittelndes Organ zwischen äußeren Reizen und inneren Reaktionen aufzufassen und damit zur Maschine zu degradieren. Umgekehrt ist es aber auch unhaltbar, eine Psyche zu postulieren, die nur somatische Symptome erzeugt, selbst aber keine somatische Existenz besitzt, mit keinem wissenschaftlichen Experiment nachgewiesen werden kann und in keinem körperlichen Organ zu orten ist.

Zwar unterscheidet die Neurologie zwischen willentlichen und unwillentlichen Prozessen des Nervensystems, siedelt die ersten im zerebrospinalen Bereich (Gehirn und Rückenmark) und die zweiten im sympathischen an (Sympathikum, Parasympathikum, Grenzstrang), aber der oft unternommene Versuch, die psychiatrischen Kategorien bewußt/unbewußt den neurologischen Kategorien willentlich/unwillentlich topisch zuzuordnen, ist stets mißglückt. Das ist ein charakteristisches Scheitern; es erklärt die gegenwärtige Hilflosigkeit der Psychiatrie und Psychotherapie.

Ich fasse zusammen: Die bürgerliche Psychiatrie befindet sich in einer Sackgasse, weil die Praxis, Krankheiten nach ihren Symptomen zu klassifizieren, aus der somatischen Medizin stammt und in der psychischen Medizin impraktikabel ist. Psychische Krankheiten sind entweder somatische Störungen, oder es sind keine Krankheiten, sondern psychische Niederschläge gesellschaftlicher Störungen. Nicht alle gesellschaftlichen Störungen machen alle Menschen psychisch krank, sondern ganz bestimmte Menschen erkranken unter ganz bestimmten Umwelteinflüssen an ganz bestimmten Krankheiten. Ob wir diese „Krankheiten" im somatischen Sinne als Morbus bezeichnen dürfen oder ob sie nicht präziser als konstitutionsbedingte Umweltschädigungen aufgefaßt werden sollten, wäre zu diskutieren. Die Hauptaufgabe, die der psychischen Medizin vorliegt, ist die Erkundung jener Widerstandskräfte, die einzelne Menschen auch unter schädigenden Umwelteinflüssen befähigen, ihre psychische Stabilität aufrechtzuerhalten. Die Mediziner sollten sich weniger die Frage stellen: „Was macht den Kranken krank?" als: „Was hält den Gesunden gesund?" Die Nomenklatur der Psychiatrie ist ebenso veraltet wie ihre therapeutische Praxis und ihre Neigung, Krankheiten nach ihren Symptomen und nicht nach ihren Ursachen zu klassifizieren. Die Hauptaufgabe des Psychiaters sollte es werden, die präzisen Zusammenhänge zwischen Konstitution, Disposition und Exposition zu ermitteln und eine neue Klassifikation der psychischen Störungen aufzustellen, die sich an ihren Ursachen orientiert; also an der spezifischen Mischung von Anlage, Lebensgeschichte, Umwelteinfluß und Disposition, die zu Störungen des Verhaltens führt. Solche Störungen können entweder rein statistisch ermittelt werden oder sie müssen sich an den Wertmaßstäben der jeweiligen Gesellschaftsordnung orientieren. Das heißt: sie werden in einer sozialistischen Gesellschaft sehr viel anders aussehen als in einer bürgerlichen. Sie können in keinem Falle, weder in der bürgerlichen noch in der sozialistischen Psychiatrie, an irgendwelchen biologischen Normen ausgerichtet werden.

Dorothee Roer und Dieter Henkel

Legalisierung psychotherapeutischer Tätigkeit – aber wie?

1. Der nicht-ärztliche Psychotherapeut – ein psychiatrisches Reformwerk?

Als 1969 die SPD-FDP-Regierung mit Optimismus die Erneuerung der gesundheitlichen Versorgung der Bevölkerung proklamierte, erntete sie Zustimmung und Beifall. Erwartungen wurden geweckt. Zieht man nun nach acht Jahren Bilanz, muß festgestellt werden, daß die damals konzipierte Reform im großen und ganzen gescheitert ist. Gesundheitspolitik heute erschöpft sich weitgehend in der Anwendung zweier miteinander gekoppelter Rezepte: Abwälzung der steigenden Kosten auf die Versicherten *und* Abbau gesundheitlicher Leistungsangebote. In der Entwicklung der psychiatrisch-psychotherapeutischen Versorgung zeigt sich dieser Trend.

1971 konstituierte sich auf Beschluß des Bundestages die Psychiatrie-Enquete-Kommission mit dem Auftrag, eine Bestandsaufnahme psychischer Störungen sowie der psychiatrischen Einrichtungen zu erstellen und Vorschläge zu einer umfassenden Reform der Psychiatrie zu erarbeiten. Besonders die Fachöffentlichkeit hoffte damals, es könnte unter sozialliberaler Koalition gelingen, ein bedarfsgerechtes System psychischer Versorgung nach sozialpsychiatrischen Gesichtspunkten in der BRD zu schaffen. Im November 1975 erschien der *„Bericht über die Lage der Psychiatrie in der BRD"* (im folgenden kurz: Psychiatrie-Enquete)[1]. Er belegt nicht nur ein erschütterndes Ausmaß psychischer Störungen sondern auch einen beunruhigenden Fehlbestand in der Versorgung dieser Krankengruppe sowohl in qualitativer als auch quantitativer Hinsicht. Angesichts des dargelegten Elends in der Psychiatrie wirkt das Begleitschreiben der damaligen Bundesgesundheitsministerin *Focke* streckenweise geradezu zynisch, wenn sie Ländern, Trägern und Verbänden die Verantwortung für die Psychiatrie zuschiebt, damit die gesundheitspolitische Rahmenkompetenz des Bundes leugnet und unter Hinweis auf die angespannte Finanzlage sogar die Realisierung höchst dringlicher Sofortmaßnahmen vorab in Frage stellt[2]. Mit dieser Stellungnahme hat die Bundesregierung klar gemacht, daß sie ihre arbeitnehmerfeindliche Politik der Stabilisierung und Mehrung der Unternehmerprofite auf Kosten sozialer Reformen auch im Bereich psychischer Versorgung (weiterhin) zu praktizieren gedenkt. Und dies in einer Zeit, in der, wesentlich bedingt durch die Auswirkungen der schweren Wirtschaftskrise, psychische Störungen in der BRD deutlich zunehmen[3].

Auch der von der Bundesregierung 1974 entwickelte Plan zur Einführung des sog. nicht-ärztlichen Psychotherapeuten, der keinerlei öffentliche Inve-

stitionen erfordert und doch eine gewisse Entlastung der angespannten Situation in der Psychiatrie erbringen soll, zeigt dieses Desinteresse an einer grundlegenden gesundheitspolitischen Lösung. In Sachen dieser psychiatrischen Kleinstlösung ist das Bundesgesundheitsministerium bisher zweimal tätig geworden: Am 28. 2. und 1. 3. 1974 fand eine Expertenanhörung statt[4]. Im Herbst 1976 vergab das Ministerium einen Forschungsauftrag an das Münchener Max-Planck-Institut für Psychiatrie, der klären soll, „welche Personen außer Ärzten heilkundliche Tätigkeiten im Rahmen von Psychotherapie ausüben, in welchem Umfang und in welchen Einrichtungen dies geschieht, und welche Ausbildung bzw. Weiterbildung die betreffenden Personen absolviert haben"[5]. Das zögernde Vorgehen des Ministeriums, besonders die späte Vergabe des bis Sommer 1978 laufenden Forschungsprojekts, lassen erkennen, daß auch die Regierung dem Gesetzesvorhaben immer weniger reformerische Durchschlagskraft als vielmehr Alibi- und Beschwichtigungsfunktionen gegenüber ihren gesundheitspolitischen Kritikern beimißt.

Obwohl die Vorstellungen des Ministeriums immer noch nicht schriftlich vorliegen, können einige zentrale Punkte des Gesetzes schon jetzt als feststehend angenommen werden[6]:

1. rechtliche Sicherstellung der psychotherapeutischen Tätigkeit durch Nicht-Ärzte, damit Aufhebung des ärztlichen Therapiemonopols in diesem Sektor,
2. Festlegung der Tätigkeitsmerkmale von Psychotherapie ausschließlich auf Heilkunde, d. h. ihre Beschränkung auf Diagnose und Therapie psychischer Störungen mit Krankheitswert i. S. der Reichsversicherungsordnung (RVO),
   daraus folgen:
2.1. Eröffnung der Niederlassungsmöglichkeit in Praxen für den nichtärztlichen Psychotherapeuten und
2.2. seine rechtliche Zulassung zur Gesetzlichen Krankenversicherung (GKV),
3. Beschränkung des zuzulassenden Personenkreises auf Absolventen bestimmter Hochschulstudiengänge, vermutlich ausschließlich auf Diplom-Psychologen.
4. Regelung einheitlicher Aus- und Fortbildungsvoraussetzungen.

2. Die Politik der Psychologenorganisationen[7]

Wie wir an anderer Stelle gezeigt haben[8], vertreten eine Reihe von Psychologenverbände seit Ende der 60er Jahre in Fragen der Organisation von Psychotherapie ständische Positionen. Trotz vielfältiger Differenzen hinsichtlich einzelner Detailfragen sind sich die Verbände einig in ihrer Zustimmung zum Gesetzesvorhaben der Bundesregierung. Allein der *Berufsverband Deutscher Psychologen* (BDP) steuert dabei weiterhin einen harten ständischen Kurs. Bis Ende 1976 war diese Politik orientiert auf die Erkämpfung besonderer Vorrechte für einen begrenzten Teil der Psychologenschaft, was sich z. B. in der Formulierung hoher Qualifikationsanforderungen für klinische Psychologen niederschlug. Seit Anfang 1977 vollzogen sich im BDP und der *Sektion „Klinische Psychologie"* programmatische Veränderungen[9].

Das Vorgehen steht nunmehr unter dem Motto der Therapie- und Kassenzulassung für *alle* Diplom-Psychologen. Die Strategien zur Erreichung dieser Ziele sind geprägt durch eine auffallend härtere Haltung gegenüber den Ärzteorganisationen und Andersdenkenden in den eigenen Reihen.

Diese Umorientierung ist einerseits Ausdruck der zahlenmäßigen Zunahme und des stärkeren Organisationsgrades der Psychologenschaft. Von 1969 bis 1976 stieg die Zahl hauptberuflich tätiger Psychologen von 5500 auf etwa 10 000[10], die der BDP-Mitglieder zwischen Januar 1973 und Dezember 1976 von ca. 2000 auf rd. 4000 an[11]. Andererseits spiegelt die neue Verbandspolitik die tatsächlich kritische Berufssituation vieler Psychologen wider. Die ständig wachsende Zahl derer, die sich in den letzten Jahren in der Hoffnung auf eine baldige Klärung der Rechtslage in freien Praxen niedergelassen hat[12], arbeitet weiterhin in der „Illegalität", ebenso wie ihre angestellten und beamteten Kollegen. Seit Aufkündigung der Abrechnungsmöglichkeit psychotherapeutischer Leistungen von Psychologen seitens der Ersatzkassen zum 1. 8. 1976 ist zudem die materielle Existenz der niedergelassenen Psychologen bedroht. Trotz der extrem unsicheren finanziellen und rechtlichen Position bleibt immer mehr Psychologen kaum eine andere Wahl als die, es mit eigener Praxis zu versuchen. Denn die Chance, eine Anstellung zu finden, wird aufgrund des seit 1974 rückläufigen Stellenangebots bei zugleich steigenden Hochschulabsolventenzahlen bis mindestens Ende der 70er Jahre[13] immer geringer. Im Mai 1976 waren bereits 7,4 % aller berufstätigen Psychologen arbeitslos. In dieser Hinsicht und bezüglich der Arbeitslosenzuwachsquoten liegen sie an der Spitze der Akademikerarbeitslosigkeit[14]. Ebenso besorgniserregend ist die Tatsache, daß die Hälfte aller arbeitslosen Psychologen noch nie im Erwerbsleben gestanden hat[15]. Wen wundert es angesichts dieser Lage, wenn die Basis von ihren Standesorganisationen Lösungen fordert, die der großen Mehrheit der Mitglieder zugute kommen sollen.

3. Einschätzung des nicht-ärztlichen Psychotherapeuten aus gesundheitspolitischer Sicht

Von der Einführung des nicht-ärztlichen Psychotherapeuten sind einige, wenn auch nur sehr begrenzte Vorteile zu erwarten. Vor allem bietet die Etablierung dieser neuen Berufsgruppe die Möglichkeit kurzfristiger Erweiterung psychotherapeutischer Kapazitäten. Chancen zur Realisierung dieses Plans scheinen gegeben, da die öffentlichen Hände Neuinvestitionen und Erhöhungen ihrer Personal- und Ausbildungskosten vermeiden können. Zugleich würde der Anspruch der Sozialversicherten auf bestimmte, von Psychologen praktizierte Therapiemethoden (wie Gesprächs- und Verhaltenstherapie) garantiert und damit das Versorgungsangebot qualitativ ausgeweitet. Der angestrebte Titelschutz mit Angabe der jeweiligen Fachrichtung für Psychotherapeuten würde sich in zweierlei Hinsicht günstig auswirken: Für die Ratsuchenden bedeutet er größere Transparenz im Therapieangebot und zugleich gewissen Schutz vor Scharlatanen, die sich derzeit noch ungehindert auf dem Feld der Psychotherapie breitmachen können. Mit der Legalisierung psychotherapeutischer Arbeit für Nicht-Ärzte würde zudem die not-

wendige Rechtssicherheit für bislang illegal arbeitende Berufe hergestellt. Schließlich würden auch die Voraussetzungen für eine funktionsgerechte Besoldung der im Angestelltenverhältnis beschäftigten Therapeuten geschaffen. Diesen Vorteilen stehen allerdings eine Reihe gravierender gesundheitspolitischer Probleme gegenüber. Die Bestimmung der Tätigkeit nicht-ärztlicher Psychotherapeuten als *Heilkunde* führt zur Gleichstellung mit dem Arzt, d. h. vor allem hinsichtlich Niederlassungsfreiheit und Anspruch auf Liquidation der Leistungen mit den Krankenkassen.

Zum Problem der Niederlassungsfreiheit

Die vielfältigen schwerwiegenden Folgen für die psychotherapeutische Versorgung, die sich aus der Öffnung der Ambulanz für privatwirtschaftliche Interessen ergeben, sind hinlänglich bekannt[16] und brauchen hier nicht im einzelnen wiederholt zu werden. Zusammenfassend ist die in der Gesetzesregelung implizierte Niederlassung gleichbedeutend mit der Absage an ein nach sozialpsychiatrischen Prinzipien organisiertes, *integriertes* System der Gesundheitssicherung und stellt somit ein schweres Hindernis insbesondere für den Aufbau einer bedarfsgerechten *ambulanten* Versorgung dar.

Zum Problem der GKV-Zulassung

Die Ansiedlung des nicht-ärztlichen Psychotherapeuten im heilkundlichen Bereich, verbunden mit der Eröffnung der Niederlassungsmöglichkeit, enthebt Bund und Länder zwar der Verpflichtung zu Investitionen im Psychotherapiesektor. Gelöst ist die Frage der Finanzierung so jedoch keinesfalls. Die erbrachten Dienstleistungen sollen nach dem Willen des Gesetzgebers von den Krankenkassen getragen werden, unabhängig davon, ob sie in Kassenpraxen oder öffentlichen Institutionen erbracht werden. Die Folge wäre eine erhebliche Mehrbelastung der Versicherten. Daß die finanzielle Lage der GKV schon seit längerem mehr als angespannt ist, ist allgemein bekannt. Besonders die Honorarforderungen der Ärzte, das Profitstreben von Pharma- und medizinischer Geräteindustrie sowie strukturelle Fehlentwicklungen im Gesundheitswesen haben die Kassen an den Rand des Bankrotts getrieben. Seit Beginn der Wirtschaftskrise 1973 verschlechterte sich ihre Finanzsituation zudem durch erhebliche Einkommensverluste infolge der Massenarbeitslosigkeit und Kurzarbeit. Diese Entwicklung war Anlaß für die Intervention der Bundesregierung durch das unlängst vorgelegte „*Krankenversicherungs-Kostendämpfungsgesetz*". Die genannten, tatsächlichen Ursachen der GKV-Überlastung bleiben unangetastet. Stattdessen wird die Sanierung der Krankenkassen durch Leistungsabbau und weitere Abwälzung der steigenden Gesundheitskosten ausschließlich auf die Sozialversicherten vorangetrieben[17]. Sowohl die AOK als auch Vertreter des Bundessozialministeriums haben dementsprechend bereits Anfang 1977 eine Anhebung der Versicherungsbeiträge um mindestens 1 % als unvermeidlich angekündigt. Angesichts dieser Sachlage würde die durch Einführung des nichtärztlichen Psychotherapeuten hervorgerufene zusätzliche Belastung der Krankenkassen entweder zu noch restriktiveren Auslegungen der bestehenden Bestimmungen zur Finanzierung von Psychotherapie[18] oder zu Beitragsanhebungen zwingen. Der erste Weg hätte zur Konsequenz, daß das Versor-

gungsangebot, entgegen den Propagandaphrasen der Psychologenfunktionäre, quantitativ doch nicht ausgeweitet würde. Bei der zweiten „Lösung" ist angesichts der materiellen Situation der Mehrzahl der Sozialversicherten wohl mit hartem Widerstand der Betroffenen zu rechnen. Danach ist offensichtlich, daß das vom BDP gern vorgetragene Argument, mit dem Gesetz zur Regelung der Psychotherapie für Psychologen würde über die Möglichkeit vermehrter Niederlassung die Psychologenarbeitslosigkeit eingedämmt, sich als illussionär und unredlich enttarnt.

Zur psychotherapeutischen Monopolstellung des nicht-ärztlichen Psychotherapeuten

Mit dem geplanten Gesetz wird im Bereich der psychischen Versorgung eine materiell, status- und aufgabenmäßig privilegierte Berufsgruppe geschaffen. Für bestimmte Gruppen psychotherapeutisch Tätiger wie Sozialarbeiter, Sozialpädagogen, Arbeitstherapeuten, Suchtkrankenhelfer usw. usf., die bisher, wenn auch nicht legal so doch eigenständig arbeiten, wird mit Einführung des nicht-ärztlichen Psychotherapeuten ein objektiv nicht zu vertretender Kompetenzabbau eintreten.

Wägt man also das Für und Wider des Gesetzentwurfs gegeneinander ab, so kann diese Initiative nur als Scheinreform mit sehr nachteiligen Langzeitfolgen gewertet werden. Der Bundesregierung kann ein solches Gesetzesvorhaben zudem noch als Alibi für fortgesetzte gesundheitspolitische Untätigkeit herhalten.

4. Die Aktivitäten der ÖTV und gewerkschaftlich organisierter Psychologen

Der Mehrzahl der im BDP organisierten Psychologen scheinen derlei Bedenken fremd zu sein. Ihnen ist offenbar das ständische Hemd näher als der gesundheitspolitische Rock. Zwar werden in den Sektionen und Landesgruppen immer wieder Resolutionen gegen die psychiatrische Unterversorgung der Bevölkerung verabschiedet[9], die jedoch stets schnell zu ihrem standespolitischen Kern vorstoßen. Angesichts dieser Formierung der Psychologenschaft haben sich in der letzten Zeit zunehmend gewerkschaftlich organisierte Psychologen zu lokalen Arbeitskreisen zusammengeschlossen, um die hier in Kurzform dargelegten Probleme unter gesundheitspolitischen Gesichtspunkten zu diskutieren. Ausgehend von solchen Initiativen bildete sich 1976 innerhalb der ÖTV ein *„Arbeitskreis Psychologen im Bereich der Medizin"*, der in nächster Zeit in eine Fachgruppe Psychologie umgewandelt werden soll. Ende letzten Jahres traf sich dieser Arbeitskreis in Stuttgart und beschloß im Auftrag des Hauptvorstands der ÖTV eine Sonderinformation für Psychologen (im folgenden kurz: ÖTV-Info) zu erarbeiten. Das Ergebnis liegt jetzt vor.

Sonderinformation für Psychologen im Bereich der Medizin
herausgegeben vom Hauptvorstand der ÖTV, Stuttgart, im Juni 1977

Forderungen der Gewerkschaft ÖTV zur psychosozialen Versorgung der Bevölkerung

Die psychotherapeutische Tätigkeit der Psychologen muß gesetzlich geregelt werden

Die psychosoziale Versorgung der Bevölkerung ist unzureichend. Dies geht auch aus der Enquete der Bundesregierung zur Lage der Psychiatrie hervor. Um die Mißstände beheben zu können, müssen Mittel zum Ausbau der öffentlichen Gesundheitsversorgung bereitgestellt werden. Dazu gehört auch, die Hierarchie im Gesundheitswesen abzubauen und die interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen Ärzten, Psychologen, Sozialarbeitern und verwandten Berufen zu verstärken.

Die Psychologen sind aufgrund neu entwickelter Methoden für Prävention, Therapie und Rehabilitation in die psychosoziale Gesundheitsversorgung mit einbezogen. Entsprechend ihrer im Studium und in der therapeutischen Weiterbildung erworbenen Fähigkeiten sind sie in der psychosozialen Versorgung unerläßlich.

Lage der Psychologen

Die berufliche Stellung der Psychologen ist rechtlich nicht abgesichert:

1. Aufgrund der geltenden Gesetze der Reichsversicherungsordnung (RVO) ist es den Psychologen verboten, Psychotherapie als eine heilberufliche Tätigkeit auszuüben. Die ärztlichen Standesorganisationen haben bisher verhindert, daß die RVO entsprechend geändert wird.
2. Psychologen haben kein ausreichendes Zeugnisverweigerungsrecht. Das belastet das Vertrauensverhältnis zwischen Klient und Psychologen.
3. Die berufliche Tätigkeit der Psychologen ist gesetzlich nicht geschützt.
4. Die klinische Grundausbildung an den Universitäten ist unzureichend. Die Weiterbildung ist privatwirtschaftlich organisiert und damit der Kontrolle des Staates nicht zugänglich. Sie ist zudem mit erheblichen finanziellen und zeitlichen Belastungen verbunden.

Obwohl die psychosoziale Versorgung unzureichend ist, sind viele Psychologen arbeitslos. Das führte zu einer verstärkten Niederlassung in freie Praxen. Langfristig läuft das gemeindenahen Konzeptionen der gesundheitlichen Versorgung zuwider.

Forderungen der Gewerkschaft ÖTV

Im Interesse der Psychologen und der psychosozialen Versorgung der Bevölkerung fordert die Gewerkschaft ÖTV:

1. Die psychotherapeutische Tätigkeit von Psychologen und verwandten Berufen muß gesetzlich geregelt werden.
2. Ein umfassendes und gesetzlich geregeltes Zeugnisverweigerungsrecht für Psychologen.
3. Die Berufsbezeichnung „Psychologe", alle Wortkombinationen mit dieser Bezeichnung und die spezifisch psychologischen Berufstätigkeiten müssen rechtlich geschützt werden.
4. Die Aus- und Weiterbildung muß bundeseinheitlich geregelt und staatlich kontrolliert werden.

5. Die öffentlichen psychologischen Beratungs- und Therapiezentren müssen ausgebaut und erweitert werden.
6. Die Psychologen müssen funktionsgerecht tariflich eingruppiert werden.
7. Die Weiterbildung muß tarifrechtlich abgesichert werden.

Mit dieser Stellungnahme hat die ÖTV erneut unterstrichen, daß der Kampf um Reformen im Gesundheitswesen wichtiger Bestandteil gewerkschaftlicher Arbeit ist. In der Präambel hat sie den einzig gangbaren Weg angegeben, auf dem eine Neuordnung der Psychiatrie im Interesse der abhängig Beschäftigten zu erreichen ist: allein durch den Ausbau der *öffentlichen* Versorgung. Eine deutliche Absage an all jene Gruppen, die sich ausschließlich des eigenen Vorteils willen in die Debatte um die Psychiatriereform eingeschaltet haben. Zugleich wird damit die Position derer gestärkt, denen es in dieser Auseinandersetzung um die Errichtung eines bedarfsgerechten Systems gesundheitlicher Sicherung geht.

Allerdings scheint uns das ÖTV-Info nur ein Anfang zu sein, dem weitere Schritte folgen müssen. In seiner Kürze läßt das Papier zwangsläufig einiges offen, manches bleibt unklar. Laut Protokoll der Sitzung des Gewerkschaftsarbeitskreises vom 12. 11. 1976 dient das ÖTV-Info der Formulierung *kurzfristig* durchsetzbarer Maßnahmen. Das erklärt, warum kaum Aussagen zu strukturellen Reformen formuliert wurden. Aber jede konkrete Veränderung (auch) im Bereich der psychischen Versorgung hat strukturelle Folgen. Setzt die Regierung ihre unter Pkt. 1. genannten Positionen durch, so werden dem Niedergelassenentum der Ärzte entsprechende Versorgungsstrukturen reproduziert, die sich als schwer reversibel erweisen werden. Deshalb ist es dringend geboten, daß die Gewerkschaften baldmöglichst mit einer umfassenden Konzeption zur Organisation von Psychotherapie in die Diskussion eingreifen. Zu denken wäre an die Fortschreibung der *„Stellungnahme der ÖTV zur Versorgung der seelisch Kranken und der geistig Behinderten"*[20] unter Auswertung des Enquete-Berichts und Hinzuziehung längst vorliegender Arbeiten, die wertvolle Analysen und Perspektiven zum Aufbau eines sozialen und demokratischen Gesundheitswesens in der BRD leisten (s. z. B. die *Argument-Sonderreihe „Soziale Medizin"*). Ein derartiges Konzept verdeutlicht Richtung und Tragweite eigener Forderungen und dient damit zugleich als Leitlinie zur kritischen Sichtung staatlicher Initiativen. Im Rahmen solcher Strukturüberlegungen könnte sich für die rechtliche Verankerung von Psychotherapie eine andere als die im Regierungsentwurf vorgesehene Lösung ergeben, die nicht auf ihre ausschließliche Subsumtion unter Heilkunde mit den geschilderten Negativkonsequenzen hinauslaufen müßte. Darauf wird noch einzugehen sein.

Da bisher eine gesundheitspolitische Gesamtkonzeption der Gewerkschaften für den Psychiatriesektor noch nicht vorliegt, birgt das ÖTV-Info u. E. folgendes Problem in sich: *Behandelt wird wesentlich nur die Lage der klinischen Psychologen.* Eine gewerkschaftliche Antwort auf die prekäre Berufssituation und Bedrohung vieler Kollegen durch Arbeitslosigkeit war vonnöten und ist nur zu begrüßen. Allerdings darf die Absicherung der Position einer vergleichsweise immer noch privilegierten Berufsgruppe nicht zu Lasten der Rechte und Chancen anderer im psychotherapeutischen Bereich Beschäftig-

ter gehen. Dies lag sicher nicht in der Absicht der Verfasser. Gerade deshalb ist es umso notwendiger, in kommenden Stellungnahmen den Forderungspunkt I des Info weiter zu entfalten und klar Front zu machen gegen die Durchsetzung von Partikularinteressen der Psychologenschaft wie Therapiemonopol und Niederlassungsfreiheit[21] sowie gegen Tendenzen ihrer Formierung in Kammern.

Ein zentrales Problem, das im ÖTV-Info unbehandelt bleibt, aber bei der Klärung gewerkschaftlicher Positionen zur Neuordnung der Psychotherapie aufgegriffen werden muß, *ist das der Finanzierung.* Die Bundesregierung beabsichtigt, die anfallenden Kosten unmittelbar auf die Krankenkassen, also die Sozialversicherten abzuwälzen. Dieser antisozialen Strategie müssen seitens der Gewerkschaften Finanzierungsmodelle entgegengesetzt werden, die eine Verbesserung der psychotherapeutischen Versorgung der Lohnabhängigen gewährleisten *und zwar ohne daß zusätzliche Kosten oder Leistungskürzungen im Gesundheitssektor bzw. anderen Sozialbereichen in Kauf genommen werden müssen.*

Im ÖTV-Info kommt der Frage der Aus- und Weiterbildung ein wichtiger Stellenwert zu. Die Gewerkschaft spricht sich in wünschenswerter Klarheit gegen ständische und privatwirtschaftliche Einflüsse aus. Gerade deshalb aber muß die Forderung nach *staatlicher* Kontrolle verwundern, besonders in einer Zeit, in der der Staat mit dem Hochschulrahmengesetz (HRG) einerseits demokratische Mitbestimmung im Bildungsbereich abbaut, andererseits Wirtschaftsinteressen noch stärkeren Einfluß als bisher eröffnet[22]. Staatskontrolle in der Ausbildung als Forderung kommt einer Selbstbeschneidung gewerkschaftlicher Mitbestimmungsmöglichkeiten gleich. Das kann nicht im Interesse der ÖTV liegen und sollte dringend korrigiert werden.

Das ÖTV-Info hat die gewerkschaftliche Auseinandersetzung um die psychotherapeutische Versorgung wieder in Gang gesetzt. Die Diskussion wird weitergehen. Wir meinen, daß dabei folgende Überlegungen unverzichtbare Ausgangspositionen beschreiben. Die von der Bundesregierung angestrebte Legalisierung psychotherapeutischer Tätigkeit über den bisher erlaubten Rahmen hinaus ist dringend zu unterstützen. Das gleiche gilt für eine gesetzliche Regelung bundeseinheitlicher Aus- und Fortbildungsgänge an öffentlichen Einrichtungen. Jedoch muß angestrebt werden, daß Aus- und Weiterbildung unter größtmöglicher Kontrolle von Gewerkschaften und Krankenkassen (die zu vereinheitlichen sind unter gleichzeitiger Abschaffung der Unternehmerparität) stehen.

Entschieden abzulehnen ist die von der Bundesregierung geplante Beschränkung der Psychotherapieberechtigung ausschließlich auf Diplom-Psychologen. Stattdessen muß die rechtliche Absicherung psychotherapeutischer Arbeit für alle qualifiziert im Bereich psychosozialer Gesundheitssicherung Beschäftigten wie Psychologen, Sozialarbeiter, Sozialpädagogen, Arbeitstherapeuten, Suchtkrankenhelfer usw. usf. durchgesetzt werden. Die Kapazitäten der Ausbildung müssen erweitert, das Niveau angehoben werden. Inakzeptabel ist die seitens der Regierung vorgesehene ausschließliche Koppelung von Psychotherapie mit Heilkunde, da diese Regelung keine entscheidende Ausweitung des Therapieangebots bewirkt, eine nicht mehr auf-

zufangende Mehrbelastung für die Krankenkassen nach sich zieht und im ambulanten Sektor Versorgungsstrukturen schafft, die künftige sozialpsychiatrische Reformen blockieren.

Alle Initiativen zur Neuordnung der psychischen Versorgung müssen auf die Schaffung bedarfsdeckender öffentlicher Einrichtungen zielen, die im Rahmen eines integrierten, sektorisierten und regional geplanten Versorgungssystems kooperativ präventive, kurative und rehabilitative Aufgaben erfüllen. Auch nur durch solche Maßnahmen kann die Arbeitslosigkeit der psychotherapeutisch tätigen Berufe wirksam angegangen werden. Die Gesamtkosten (Einrichtungsinvestitionen, Dienstleistungskosten) für diese Institutionen müssen aus Mitteln der öffentlichen Hände finanziert werden. Die dazu erforderlichen Gelder sind vor allem durch Umverteilung der Haushalte zu Lasten unproduktiver Sektoren, insbesondere der Rüstung, bereitzustellen sowie durch Streichung der Kapitalsubventionen, die der Staat in immer stärkerem Maße auf Kosten der Allgemeinheit tätigt.

Anmerkungen

1 Deutscher Bundestag, Drucksache 7/4200 und 7/4201, 1975.

2 Vgl. dazu: Deutscher Bundestag, Drucksache 7/4200, 1975, S. II.

3 Vgl. dazu: D. Henkel, D. Roer: Häufigkeit, Sozialverteilung und Verursachung psychischer Störungen in der BRD, in: Das Argument, Argumentsonderband AS12, 1976, S. 148–189.

4 Niederschrift über die Sachverständigenanhörung vom 28. 2. und 1. 3. 1974 im Bundesgesundheitsministerium über den nicht-ärztlichen Psychotherapeuten, Aktenzeichen 315.2–4335-11, im folgenden kurz: Anhörung zum nicht-ärztlichen Psychotherapeuten.

5 Report Psychologie, im folgenden kurz: RP 5, 1977, S. 44.

6 Vgl. dazu: Anhörung zum nicht-ärztlichen Psychotherapeuten, a.a.O. und das Interview von Psychologie heute mit Frau M. Schleicher, Ministerialrätin im Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit, in: Psychologie heute 2, 1977, S. 14–16.

7 Die Position der ärztlichen Standesorganisationen in der Frage nicht-ärztlicher Psychotherapeuten kann aus Raumgründen hier nicht dargestellt werden. Wir meinen, daß die 1975 von uns gegebene Einschätzung im wesentlichen heute noch gilt. Vgl. dazu: D. Henkel, D. Roer: Die Politik der klinisch-psychologischen Standesverbände, in: Das Argument 91, 1975, S. 387–422.

8 D. Henkel, D. Roer, 1975, a.a.O. Die folgenden Abschnitte schließen an diese Analyse an und schreiben sie fort.

9 Vgl. dazu z. B. die „Plattform" der Sektion Klinische Psychologie, in: RP 5, 1977, S. 67–68 sowie Berichte der Landesgruppen und Sektionen in: RP 5, 1977 und 7, 1977.

10 Vgl. dazu: R. Sagasser: Arbeitsmarktlage für Diplom-Psychologen, in: RP 7, 1977, S. 9.

11 RP 5, 1977, S. 37.

12 Seit 1969 stieg ihre Zahl von 10 % auf 1976 25 % aller klinischen Psychologen an, das sind etwa 1500 freiberuflich tätige Psychologen, wie D. Schulte schätzt. D. Schulte: So könnte eine Lösung aussehen, in: Psychologie heute 6, 1977, S. 66.

13 Vgl. dazu: R. Sagasser, a.a.O. S, 5–6.

14 RP 6, 1977, S. 39.

15 Im September 1976 waren 52,9 % aller arbeitslosen Psychologen Berufsanfänger, vgl. dazu: B. Güther: Arbeitslosigkeit von Hoch- und Fachhochschulabsolventen in der BRD, IMSF Informationsbericht 28, Frankfurt/Main, 1977, S. 35.

16 Vgl. dazu: D. Henkel, D. Roer, 1975, a.a.O., besonders S. 404–410.

17 Zum „Krankenversicherungs-Kostendämpfungsgesetz" vgl.: H.-U. Deppe: Zum Entwurf des „Krankenversicherungs-Kostendämpfungsgesetz", in: Blätter für deutsche und internationale Politik 5, 1977, S. 613–621.

18 Vgl. dazu die Begründung der Ersatzkassen für die Aufkündigung der zeitweilig außerhalb bestehenden Rechts praktizierten Liquidation „kleiner Psychotherapien" durch niedergelassene Psychologen, in: RP 3, 1976, S. 18–19 und RP 4, 1976, S. 29–31.

19 z. B. in: RP 5, 1977, S. 57–59 oder: RP 6, 1977, S. 64–65.

20 Stellungnahme der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr zur Versorgung der seelisch Kranken und der geistig Behinderten, Stuttgart, 1972.

21 So ist zu hoffen, daß im Zuge innergewerkschaftlicher Klärungsprozesse die offenbar derzeit noch befürwortete Forderung der Niederlassungsfreiheit (vgl. dazu das Protokoll des Arbeitskreises Psychologen im Bereich der Medizin in der ÖTV vom 12. 11. 1976 in Stuttgart, S. 3) als falsch erkannt wird.

22 Zur Einschätzung des Hochschulrahmengesetzes vgl.: P. M. Kaiser, D. Keiner, H. J. Krysmanski: Hochschulrahmengesetz, hochschulpolitische Lage und Klassenauseinandersetzungen in der BRD, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 4, 1977, S. 434–454, besonders S. 477 ff.

Kongreßbericht

IV. Internationales Forum für Psychoanalyse

Berlin/West, 17.–21. August 1977

Es trafen sich ca. 900 Analytiker aus der BRD und Westberlin, den USA, Spanien und einigen lateinamerikanischen Ländern. Veranstalter war die „International Federation for Psychoanalysis (IFPS)", ein Dachverband verschiedener tiefenpsychologischer Arbeitsrichtungen. Es handelt sich meistens um Gruppen, die dem um die Jahrhundertwende gegründeten Verband, der Intern. Psychoanalytical Association IPA kritisch, meistens ablehnend gegenüberstehen. In der BRD gehört die D(eutsche) P(sychoanalytische) G(esellschaft) der IFPS an. Die DPG hat diese Tagung organisatorisch ausgerichtet. Sie vertritt eine revidierte Psychoanalyse, die um 1930 von Harald Schultz Hencke entwickelt wurde. Die starke Verbreitung dieses Konzeptes ist eine Folge des Faschismus: ein Großteil der Psychoanalytiker war emigriert, die Auseinandersetzung mit den Arbeiten Freuds als seelenzersetzend verboten. Die Möglichkeit einer intensiven fachlichen Kritik war somit eingeschränkt.

Thesen des Schultz Hencke'schen Entwurfes sind: das Unbewußte ist lediglich ein „nonischer" Begriff; die Libidotheorie ist eine Fehlspekulation; die infantile Genese der Neurose ist nicht mehr bedeutsam; die Übertragung spielt nicht die wichtige Rolle, die ihr seitens Freud und seiner Schüler zugestanden wird.

Diese Revisionen sind der Schattenriß genau der Feindseligkeiten, denen die Psychoanalyse seit ihrem Bestehen seitens der Psychiatrie und der Kirchen ausgesetzt war und teilweise noch ist. Die IPA trennte sich 1950 von den Vertretern dieses Konzeptes, da die entscheidenden Grundpositionen der Psychoanalyse aufgegeben waren. Seitdem beruft sich die DPG durch ein „Gegr. 1910" hinter dem Verbandsnamen ironischerweise auf ihre orthodoxen Vorgänger.

Das Motto der Tagung: „Psychoanalyse und menschliche Beziehungen" weist ebenfalls auf diese Akzentverschiebung hin. Das Unbewußte ist nicht mehr Gegenstand des Interesses, sondern eine Zwischenmenschlichkeit, die ihren Begriff aus überholten soziologischen Theoremen hat. Der Anspruch der Psychoanalyse, eigenständige Wissenschaft zu sein, wurde auf dem Kongreß nicht eingelöst. Darüber konnte auch die große Zahl der Vorträge, annähernd 200, nicht hinwegtäuschen. Gegenstand der Psychoanalyse als Wissenschaft hätte das Unbewußte zu sein, Ziel die Erforschung seiner Gesetzmäßigkeiten, Struktur und Funktionsweise. Diejenigen Vorträge über Grundlagenforschung, die auf dem Kongreß gehalten wurden, hatten ihren Gegenstand aber aus der Biologie, der Ethologie, Psychologie, Soziologie und Ethnologie. So wurde unter dem Tarnbegriff der „Interdisziplinarität" die Auslöschung des Objektes der Psychoanalyse betrieben. Dieser Rückfall um 70 Jahre, in voranalytische Zeiten, erklärt, warum in einem Vortrag Träume als irrational bezeichnet werden konnten. Der Referent hätte sich durch flüchtige Lektüre der Traumdeutung (S. Freud, 1900) vor diesem Mißgriff schützen können.

Die Abschaffung des Objektes der Psychoanalyse im wissenschaftlichen Gegenstandsbereich hat ihre Entsprechung in einem der wichtigsten Anwendungsbereiche der Psychoanalyse, der Therapie der Neurosen und Psychosomatosen. Die Behandlung geschieht in der Psychoanalyse vermittels der Analyse der Übertragung, der experimentellen materiellen Erscheinungsform des Unbewußten. Infolge der Ablehnung des Unbewußten wird sie zu einem zwischenmenschlichen Prozeß uminterpretiert, der auf dem Beet der Kommunikationstheorie gewachsen ist. Dabei sind die Kommunikationstheorien zur Erfassung unbewußter Prozesse ebenso gut geeignet, wie etwa die Experimente der newtonschen Physik zur Erfassung der Quantenmechanik. Folgerichtig waren Erkrankungen, zu deren Erforschung die Analyse der Übertragung untrennbar gehört, aus der Themenpalette des Kongresses ausgeblendet. Den Psychosomatosen, einer immer häufigeren Erkrankung, waren ganze 4 Referate gewidmet. Themen wie: „Das Gewissen als Phänomen menschlicher Beziehungen, Kommunikationsmuster und das Unbewußte, Zum konstruktiven Umgang mit zwischenmenschlichen Spannungen in Arbeitsgruppen von Psychotherapeuten" gehören eher zum Instrumentarium des social/human engineering als zur Psychoanalyse. Die Verwechslung des Inneren mit dem Äußeren, der Neurose mit Beziehungs-

störungen, des Unbewußten mit dem Sozialen führt zu der gefährlichen Verwechslung von politischem und therapeutischem Handeln, dem Anspruch, soziale Konflikte psychologisch lösen zu wollen. Psychoanalyse als höhere Sozialfürsorge.

Diese Dequalifizierung ließ sich auf dem Kongreß vornehmlich bei Teilnehmern aus den USA und der BRD beobachten. Die Analytiker aus den „weniger entwickelten Ländern", Spanien und Lateinamerika, zeigten diesen Zug zur social adaption deutlich geringer. Es liegt nahe zu vermuten, daß diese Übereinstimmung nicht zufällig ist. Ein ähnlicher Dequalifikationsprozeß ist uns ja bereits aus der somatischen Medizin bekannt. Auch dort steigt der Forschungsaufwand immens an, wird der Output immer größer und werden therapeutisch fruchtbare Entdeckungen immer seltener, die qualitative Versorgung schlechter. Es wäre naiv, anzunehmen, die Psychoanalyse könne sich derartigen gesellschaftlichen Entwicklungen entziehen. Etwas mehr Selbstkritik, etwas mehr wohlverstandene Fachlichkeit hätten einem Treffen von rund 900 Analytikern indes gut angestanden.

Lutz Michael Mai (Berlin/West)

ARGUMENT-SONDERBÄNDE AS

AS 17
Jahrbuch für kritische Medizin Band 2

Fortsetzung der in Band 1 begonnenen breiten Diskussion möglicher Verbesserungen im Gesundheitswesen. Wieder kommen vor allem diejenigen zu Wort, die in der medizinischen Praxis tätig sind. Failberichte sollen dazu beitragen, die Erfahrungen einzelner zu verallgemeinern. Zur vergleichenden Orientierung bringt der Band Informationen über das Gesundheitswesen anderer, vorwiegend westeuropäischer Länder.
H.-H. Abholz, W. Bichmann, H.-U. Deppe, F. Elgeti, U. Gerhardt, D. Hall, R. Hartog, R. Höh, W. W. Holland, W. Karmaus, B. Lemmer, G. Marxen, D. C. Morrell, B. Nemitz, H. Pauli, J. Pelikan, M. Pflanz, J. Ricke, R. Robson, U. Schagen, U. Schultz, F. Tennstedt, Th. Thiemeyer schreiben über Gesundheitswesen und Sozialpolitik; Grundlagen gesundheitspolitischer Entscheidungen; Ausbildung; Medizinische Primärversorgung; Gesundheitliche Versorgung und soziale Lage; Medizin in der Dritten Welt

Mit einer Beilage: **Volkmar Sigusch: Medizinische Experimente am Menschen. Das Beispiel Psychochirurgie**

Argument-Verlag Postf. 210730 7500 Karlsruhe

Besprechungen

de Man, Hendrik: Zur Psychologie des Sozialismus. Nachdruck der 2. Aufl. von 1927 (1. Aufl. 1926). Hsg. von Artur E. Bratu. Hohwacht, Bonn-Bad Godesberg 1976 (XIV, 400 S., br., 39,– DM).

Ab 1935 Minister und ab 1938 Präsident der Belgischen Arbeiterpartei, versuchte de Man 1940–42, ideologisch korrumpiert, ein Arrangement mit den dt. Besatzern in Belgien zu finden (mit denen er im Auftrage Leopold III. verhandelte); 1946 wurde er in Abwesenheit zu 20 J. Haft wegen Kollaboration mit der deutschen Besatzung verurteilt. Inoffiziell wurde er bald rehabilitiert, so konnte P.-H. Spaak 1969 über ihn schreiben, „daß er der unverfälschteste sozialistische Denker des 20. Jh. ist" (V). 1973 wurde in Genf eine „Vereinigung zum Studium des Werkes von H. de Man" gegründet; es folgten Neuauflagen seiner Schriften in verschiedenen Ländern. De Man gehört somit in die Reihe jener schon „erledigt" geglaubten Theoretiker der 20er und 30er Jahre, die in letzter Zeit geistig exhumiert und wieder in den ideologischen Klassenkampf geschickt werden. – De Mans „Überwindung des Marxismus" (4) liegt in der Tradition des neukantianischen Revisionismus, wie er sich mit Bernstein in der deutschen Arbeiterbewegung durchsetzte und in den Arbeiten von Max Adler seinen theoretisch vollkommensten Ausdruck gefunden hat: der marxistische Materialismus wird mit dem mechanischen identifiziert und bedarf somit einer Ergänzung durch ideelle Motive. Insbesondere der Sozialismus ist nach de Man nicht materialistisch, sondern nur ethisch-idealistisch („psychologisch") begründbar; diese Begründung („Kernproblem des Sozialismus" [9]) hat den Charakter einer triebhaft-ethisch geprägten, voluntaristischen „Teleologie des Sozialismus" (345): nicht der aus Klassengegensätzen entspringende Klassenkampf führt zum Sozialismus, sondern der aus einem triebhaft-sittlichen Urgrund gespeiste ethische Wille (das „Sollen") zur gesellschaftlichen Utopie; „das was war und ist kann niemals die Ursache dessen sein, was sein soll. Das Sollen ist von Zielen, nicht von Ursachen bestimmt... Die Wirtschaftslehre [der Marxismus, T. D.] und die Geschichte motivieren das *Können*, die Motivierung des *Sollens* ist Sache der Ethik. Die Ethik aber ist keine Wissenschaft, sondern ein in der menschlichen Natur gegebener Tatbestand" (344). Gesetzmäßigkeit und Voraussehbarkeit der gesellschaftlichen Entwicklung und ihr Kausalzusammenhang schlechthin werden negiert: „Den Kausalzusammenhang trägt unser Denken nach dem Vorbilde der bewußten Willensreaktion in die Welt der Erscheinungen hinein, nicht umgekehrt" (298); auch objektive Erkenntnis ist somit unmöglich: „Die angeblich objektive Erkenntnis der Ursachen ist nur ein Spiegelbild der subjektiven Wertung der Motive" (277). – Eine besondere Ausprägung erhalten die de Manschen Lehren durch

ihren konsequenten Psychologismus, ihre Anleihen bei der subjektiv-idealistischen Psychologie W. Wundts (Voluntarismus, Völkerpsychologie) und der Psychoanalyse Freuds (Triebiehre) und A. Adlers (Kompensationstheorie, Minderwertigkeitskomplex). Die ethische Motivation des Wollens und Handelns sieht der Autor letztlich als von gesellschaftlichen (Kultur-) Trieben bedingt. In einem Schema der „Gefühlslage der Industriearbeiterschaft" (31) entwirft er folgendes Modell: die Triebe, deren wichtigster der Geltungstrieb als eigentlich sozialer Trieb des Menschen ist, reagieren auf die unbefriedigende kapitalistische Umwelt und rufen einen Minderwertigkeitskomplex hervor; dieser wiederum bewirkt eine Kompensationsvorstellung, die dann das Handeln anleitet. Beispiel: Schutztrieb-Geltungstrieb Gefühl der eschatologischen Erwartung eines glücklicheren Zustandes (Minderwertigkeitskomplex) – Zukunftsbild einer idealen Gesellschaft (Sozialismus). – Eine Vielzahl weiterer Ideologien wäre aus de Mans Lehren herauszulösen – die eigentlich kein System, sondern nur ein Ideologienkonglomerat bilden –, wie etwa die Theorie der Bürokratisierung und Technokratisierung der „Industriegesellschaften" etc. Besonders aggressiv tritt bei ihm die Elitetheorie auf, da sie sich mit der Triebtheorie verbindet: bei allem Gleichheitsverlangen der Menschen, die „sozialen Triebe erfordern in jeder Gesellschaft eine ‚obere' Schicht" (74); „es bleibt das Bedürfnis des Herdentieres, zu einem ... möglichst sein eigenes Vorbild darstellenden Herdenhaupt heraufzublikken" (76). De Man, der sich mit seinem Buch nur an die ganz wenigen „möglichen Führer der kommenden Generation" (399) wendet, die als Klasse der Intelligenz ihre Spezialistenarbeit (Politik, Verwaltung) unbeeinflußt von den Kapitalisten – die keine Zeit für Politik haben – verrichten werden, rät diesen durch Veranlagung Auserwählten, „das Glaubensbedürfnis der Massen in ihrer Rechnung" (398) nicht unberücksichtigt zu lassen und an die „Rückkehr des Pendelschlages" zu glauben, „der die Arbeitermassen von dem heute vorherrschenden materialistischen Zynismus zu der religiösen Inbrunststimmung zurückführen wird, die den Sozialismus in seinen Anfängen belebte" (399). Die Affinität zur nationalsozialistischen Ideologie wird hier offensichtlich. – Die praktisch-politischen Schlußfolgerungen de Mans: Antikommunismus, Reformismus, Anerkennung der Sozialpartnerschaft, Betonung der Nationalinteressen, Hinüberwachsen in den Sozialismus usw. sollen nur der Vollständigkeit halber noch kurz benannt werden.

Thomas Doerry (Marburg)

Leontjew, Alexej Nikolajewitsch: Probleme der Entwicklung des Psychischen. Fischer Athenäum Taschenbücher, Frankfurt/M. 1973 (484 S., br., 16,80 DM).

Wollte man die Arbeiten sowjetischer Psychologen, ungeachtet aller Unterschiede, unter ein Motto stellen, das ihren allgemeinen Anspruch kennzeichnet, so drängt sich jene Passage aus der „Deutschen Ideologie" auf, in der Marx und Engels – kritisch gegen die idealistische Philosophie eines scheinbar selbständigen Bewußtseins – für eine „wirkliche, positive Wissen-

schaft" plädieren, die dem „wirklichen Leben" entspricht und von den „wirklichen lebendigen Individuen" ausgeht: „Die Phrasen vom Bewußtsein hören auf, wirkliches Wissen muß an ihre Stelle treten."

Der hier für eine „positive" Wissenschaft vom Bewußtsein emphatisch zitierte Begriff des „Wirklichen" ist es, dessen Bestimmung problematisch ist und die divergierenden Positionen der sowjetischen Psychologie kennzeichnen hilft: In Bechterews „Reflexologie" und Pawlows „Physiologie der höheren Nerventätigkeit", den beiden nach 1917 zunächst dominierenden Richtungen, wurde ein Wirklichkeitsbegriff für die psychologische Forschung orientierend, der noch ganz dem naturwissenschaftlichen Erkenntnisoptimismus des 19. Jahrhunderts verpflichtet war. So wurden etwa bei Pawlow psychische Erscheinungen sämtlich als Erscheinungsformen physiologischer Gesetzmäßigkeiten verstanden, die die „höhere Nerventätigkeit" als allein wirklichen Gegenstand einer wissenschaftlichen Psychologie determinieren. – Gegen dieses Wirklichkeitskonzept brachte besonders L. S. Wygotski, in den frühen dreißiger Jahren Begründer und führender Theoretiker der „Kulturhistorischen Entwicklungstheorie des Psychischen", jenen Begriff der „menschlichen Tätigkeit, Praxis" zur Geltung, der von Marx in der 1. Feuerbachthese gegen ein objektivistisches Wirklichkeitsideal gestellt worden war. Zwar blieb auch bei ihm die materialistische Einsicht grundlegend, daß es keine psychischen Phänomene gibt ohne eine physiologische Dynamik des Gehirns. Aber die „dynamischen Systeme" stellen doch nur eine biologische Möglichkeit dar, die sich ausschließlich in Abhängigkeit von der Tätigkeit realisieren kann, durch die der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur, der er selbst angehört, vermittelt, regelt und kontrolliert. Die „gegenständliche Tätigkeit" selbst ist es, die von Wygotski zum Bezugspunkt einer Analyse des Bewußtseins gemacht worden ist, das nun nicht mehr nur als Epiphänomen physiologischer Prozesse objektiviert werden kann.

A. N. Leontjews „Probleme der Entwicklung des Psychischen" ist kein „originelles" Buch eines einzelnen Autors. Es steht ganz in der Tradition der kulturhistorischen Schule und repräsentiert Erkenntnisse einer jahrzehntelangen wissenschaftlichen Tätigkeit, gebunden an ein gesellschaftliches Allgemeininteresse. Die Untersuchungen zur Entwicklung der praktischen intellektuellen Tätigkeit von Kindern, die er in den 30er Jahren in Charkow anleitete, waren auf pädagogisch-didaktische Zielvorstellungen bezogen; die Theorie von der funktionalen Entwicklung resultierte aus experimentellen Arbeiten über die Regeneration motorischer Funktionen, die durch Schußverletzungen gestört worden waren und die Leontjew als wissenschaftlicher Leiter eines Rehabilitationssanatoriums während des 2. Weltkrieges untersuchte. Die Texte (Teile aus größeren Werken, Zeitschriftenartikel, Vortragsmanuskripte und „populäre" Einführungen in Probleme der Psychologie), die bis in die Zeit der Zusammenarbeit mit Wygotski zurückreichen, behandeln ein breites Spektrum; sie umfassen u. a. begriffliche und methodologische Klärungen des Problems der „sinnlichen Widerspiegelung" (bei Tieren und Menschen), gattungsgeschichtliche Rekonstruktionen der Entstehung und Entwicklung des Bewußtseins des Menschen, experimentelle Untersuchungen zur intellektuellen Entwicklung des Kindes.

Die Texte, die einen instruktiven Einblick in die wissenschaftliche Arbeit von fast 30 Jahren bieten, sind so zusammengestellt, daß sie in ihrer Abfolge selbst den besonderen wissenschaftlichen Ansatz Leontjews verdeutlichen: „Der Zusammenhang zwischen ihnen ergibt sich aus der Art und Weise, wie an die Untersuchung psychischer Erscheinungen herangegangen wird." (I) Leontjews Methode, sein „Herangehen an die Untersuchung der menschlichen Psyche", ist historisch: nicht im Sinne eines vorausgesetzten Postulats, das sich frei von der Besonderheit des wissenschaftlichen Gegenstands hält, auch nicht in dem Sinne, daß vergangene (historische) Sachverhalte beliebig zum Gegenstand gemacht werden, sondern orientiert an jener historisch-materialistischen Einsicht, daß der Gegenstand selbst, empirisch vorfindliche Momente der menschlichen Psyche wie Wahrnehmung, Empfindung, Denken, Sprechen, Gedächtnis, wissenschaftlich nur erkannt werden kann, wenn er als „resultativer Ausdruck" seiner geschichtlichen Gewordenheit verstanden wird. Das „wirkliche" Wissen einer „positiven" Psychologie bezieht sich historisch auf eine Wirklichkeit, die in ihrer Besonderheit nur durch eine Rekonstruktion ihrer Entwicklungsstufen begreifbar wird. Diese Rekonstruktion unternimmt Leontjew unter drei Aspekten: naturgeschichtlich, indem er die allgemeinen biologischen Eigenarten von Organismen aus den jeweiligen Bedingungen der Lebenserhaltung in einer sich ändernden Umwelt erklärt; stammesgeschichtlich, indem er die Entstehung und Entwicklung der menschlichen Psyche in ihren generellsten Zügen aus den Notwendigkeiten einer Erhaltung und Entfaltung des gesellschaftlichen Lebens ableitet, die sich über die Arbeit als spezifisch menschlicher Tätigkeitsform organisieren; schließlich individualgeschichtlich, indem die Entwicklung der kindlichen Psyche als tätige „Aneignung" gesellschaftlicher Erfahrungen rekonstruiert wird, die in stofflicher oder sprachlich-symbolischer Form vergegenständlicht sind. An die Stelle eines physiologischen Materialismus, der im Psychischen nur die determinierte Erscheinungsform physiologischer Gesetzmäßigkeiten sah, ist bei Leontjew eine Entwicklungstheorie getreten, die in den rekonstruierbaren Stufen der naturgeschichtlichen und historisch-gesellschaftlichen Entwicklung die determinierende, „wirkliche" Grundlage sieht, auf der die individualgeschichtliche Entwicklung des Psychischen allein möglich ist.

Damit sind noch nicht die „wirklichen, lebendigen Individuen", von Marx als Ausgangspunkt einer wirklichen Wissenschaft des Bewußtseins fixiert, zum Gegenstand gemacht worden. Leontjew liefert „nur" eine historisch gerichtete Bestimmung der allgemeinen Züge einer individuellen Gesellschaftlichkeit des Menschen. Er bleibt in dem Maße „abstrakt", in dem er die historische Bestimmtheit der jeweiligen gesellschaftlichen Organisation, in der sich die individuelle Vergesellschaftung konkret vollzieht, unberücksichtigt läßt. In diesem Sinne kann, wie es Holzkamp und Schurig in ihrer Einleitung formuliert haben, Leontjews Arbeit als notwendiger, jedoch noch nicht hinreichender „Zwischenschritt der historischen Analyse des Psychischen, nicht schon als ihr Ergebnis betrachtet werden." (XLVII)

Manfred Geier (Marburg)

Treppenhauer, Andreas: Emanzipatorische Psychologie. Probleme einer Wissenschaft vom Subjekt. Campus-Verlag, Frankfurt/M.–New York 1976 (200 S., br., 22,80 DM).

Ausgangs- und Endpunkt von Treppenhauers Arbeit ist die Psychoanalyse in der Interpretation von Habermas, die „beschädigte" Interaktionen vermittels der „Selbstreflexion" des Patienten aufarbeiten soll. Diese wird gegen andere Interpreten (Lorenzer, Schneider) verteidigt. Über alle Ansätze einer nicht auf die Psychoanalyse zielenden Psychologie wird das methodologische Verdikt des offenen oder heimlichen Positivismus gesprochen, weil sie nicht machen, was Treppenhauer will: Psychoanalyse. So argumentiert er gegen Holzkamps „Sinnliche Wahrnehmung": „Menschliche Denktätigkeit in empirischer Einstellung zu analysieren bedeutet aber in Übereinstimmung mit positivistischen Absichten, Erkenntnis wie einen Naturvorgang zu beschreiben." (131)

Solche Kritik trifft weder Holzkamp noch kann sie sich auf Habermas berufen, der empirisch-analytische Forschung durchaus nicht, wie Treppenhauer, generell ablehnt. Treppenhauers Buch bringt weder die Psychoanalyse weiter noch leistet es einen Beitrag zu einer „emanzipatorischen Psychologie", die „gerade dem Niederschlag objektiver gesellschaftlicher Bedingungen im Subjekt... nachspüren" müßte (133).

Wilfried Kunstmann (Göttingen)

Schützenberger, Anne: Einführung in das Rollenspiel. Klett Verlag, Stuttgart 1976 (108 S., br., 10,– DM).

Ich hatte mir von diesem Buch eine Darstellung der gebräuchlichsten Einstiegsmöglichkeiten zur Initiierung von Rollenspielen versprochen; eine Liste der üblichsten Techniken und die Warnung vor den häufigsten Fehlern der Spielleiter, um selbst Handlungshilfen zur pädagogischen Arbeit in Gruppen zu erhalten. Diese Erwartung wurde nicht erfüllt. Dagegen legte schon der Einführungstext auf der Titelseite nahe, Rollenspiele vorwiegend als Anpassungstraining (miß)zuverstehen: „Wenn der Stellenbewerber dem Arbeitgeber irgendeiner Ungeschicklichkeit wegen mißfällt, kann er nicht sagen, ‚bitte, das gilt nicht, noch mal von vorn'. Im Rollenspiel jedoch kann er... mehrere Strategien erproben, um sich die beste zu eigen zu machen". (Umschlagtext u. S. 90) Auch im Verlauf des 1. Kapitels wird mit frappierender Deutlichkeit klar, daß es nach der Vorstellung der Autorin weniger darum geht, die Rollenspielform zur Aufarbeitung sozialer Konflikte etc. zu benutzen, als vielmehr Symptome auffälligen Verhaltens möglichst schnell zu beseitigen, so z. B. in ihrer Darstellung der Schnelltherapie für Frontsoldaten im Koreakrieg, die nach Nervenzusammenbrüchen nicht in Hospitäler hinter die Front verlegt wurden, sondern mit ein paar freundlichen Worten des gruppendynamisch geschulten Feldwebels und nach einer Nacht ruhigen Schlafs wieder in ihre Stellungen zurückgeschickt wurden.

A. Schützenberger steht in der Tradition J. L. Morenos, der als einer der ersten systematisch Formen theatralischen Spiels zur Behandlung von Verhaltensstörungen in Gruppen anwandte (Psychodrama). Bei aller Wichtigkeit der Arbeiten Morenos ist es dennoch unverständlich, wenn im vorliegenden knapp 110 Seiten schmalen Bändchen nahezu die Hälfte dem Leben und Wirken des „Meisters" gewidmet sind und ausführlicher auf die eigene hervorragende Stellung in der Gunst Morenos (und das Rauchverbot in den psychodramatischen Theatern) eingegangen wird als daß etwa die Techniken des Rollentauschs, des „Beiseite-redens" oder des „Doppelns" beispielhaft dargestellt sind. Auch scheint es für das Thema unerheblich, wie lange und rigide die Ausbildung und Auslese der durch das Moreno-Institut autorisierten Psychodramadirektoren ist; auch wenn man am Ende erfährt, daß auch die Autorin Direktorin war.

Lediglich in eineinhalb kurzen Kapiteln (73–90) stellt die Autorin Möglichkeiten des Einsatzes von Rollenspielen dar, die Lehrer(innen), Erzieher(innen) und Sozialarbeiter(innen) motivieren können, selbst Rollenspielerfahrungen zu sammeln, sei es im Fremdsprachenunterricht durch realitätsnahen, spielerischen Umgang mit der zu lernenden Sprache, oder in Gruppen orientierungsloser Jugendlicher und Arbeitsloser. Aber auch da bleibt es bei kurzen Andeutungen ohne sachliche Hinweise zur Durchführung des Spiels, zur Initiierung neuer Spielvarianten und zur Sensibilisierung der Spielbegleitung. Da auch noch die Bibliographie ungeachtet der inzwischen zahlreichen deutschsprachlichen Publikationen unbefriedigend bleibt, – von insges. 18 Titeln sind 7 Zeitschriftenaufsätze und 6 der Buchtitel Werke Morenos – dürfte die Lektüre irgend eines sozialwissenschaftlich orientierten Lexikons zum Stichwort „Rollenspiel" ergiebiger sein als das hier besprochene Werk. Michael Hahn (Frankfurt/Main)

Kohut, Heinz: N a r z i ß m u s . Eine Theorie der psychoanalytischen Behandlung narzißtischer Persönlichkeitsstörungen. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 157, Frankfurt/M. 1976 (385 S., br., 12,– DM).

Das vorliegende Buch ist von außerordentlicher Bedeutung für alle Praktiker, die mit Menschen zu tun haben, deren Probleme man in psychoanalytischen Kreisen als narzißtische Persönlichkeitsstörungen diagnostiziert. Der Autor schlägt eine wichtige Ergänzung zu Freuds Auffassung der Libido-Entwicklung vor, die in der klassischen Formulierung vom Autoerotismus über den Narzißmus zur Objektliebe verläuft. Kohut postuliert zwei getrennte und weitgehend von einander unabhängige Entwicklungslinien, die eine führt vom Autoerotismus über den Narzißmus zur Objektliebe, die andere führt vom Autoerotismus über den Narzißmus zu höheren Formen und Umwandlungen des Narzißmus.

Kohut ist bestrebt, den dem Narzißmus zugrundeliegenden Begriff des Selbst genau herauszuarbeiten. Für ihn sind Es, Ich und Über-Ich psychoanalytische Begriffe, die als integrierende Bausteine oder *Instanzen des psychi-*

schen Apparats bezeichnet und auf einer hohen, erlebnisfernen Abstraktionsebene konzipiert werden. Das Selbst hingegen sieht Kohut als einen *Inhalt des psychischen Apparats*, der relativ erlebnisnahe, d. h. der der introspektiven oder empathischen Beobachtung zugänglich ist. Das Selbst ist nicht eine psychische Funktion, hat aber Strukturcharakter innerhalb der Psyche, weil es mit Triebenergie besetzt ist und Dauer hat. Das Selbst hat einen psychischen Ort: „verschiedene – und häufig widersprüchliche – Selbstrepräsentanzen sind nicht nur in Es, Ich und Über-Ich, sondern auch in einer einzigen psychischen Instanz vorhanden ... Das Selbst ist also ganz entsprechend den Objektrepräsentanzen ein Inhalt des psychischen Apparats, aber es ist nicht einer seiner Bausteine; das heißt, es ist keine psychische Instanz" (15).

Nach Kohut bezieht sich die Selbstbesetzung auf die eine Hälfte der Inhalte der menschlichen Psyche, während die andere Hälfte die Objekte sind (13). So ist es nicht verwunderlich, daß die Menschen nur dann realitätsbezogen leben können, wenn sie die Wirklichkeit des narzißtischen Bereichs ebenso ernstnehmen wie die Objektliebe und daran arbeiten, mit ihrem möglicherweise noch nicht modifizierten kindlichen Narzißmus fertig zu werden, „sei er nun vorwiegend an das archaische Größen-Selbst oder an das archaische, narzißtisch überhöhte, idealisierte Selbst-Objekt fixiert gewesen" (367). Selbst- und Objektliebe kennzeichnen die reifen Persönlichkeiten, nicht zuletzt, weil die Ich-Herrschaft im Bereich der beiden großen narzißtischen Konfigurationen errichtet worden ist.

Kohuts Buch kann nicht einem Kreis von Lesern empfohlen werden, die sich lediglich über den Narzißmus informieren möchten und nicht Psychoanalytiker oder psychoanalytisch geschult sind. Der Grund dafür liegt nicht nur in der Voraussetzung eines speziellen Fachwissens. Kohut engt seine Begriffsbestimmung unzulässig ein. Er nimmt weder Stellung zur heutigen gesellschaftlichen Situation, aus der heraus Narzißmus zur Mode wird, noch geht er der Frage nach, wie stark eine spezifische kulturelle Umwelt und angeborene Faktoren in der psychischen Ausstattung des Kindes auf die Zügelung und Kanalisierung der Triebe einwirken. Ferner versucht er in keiner Weise, Gesellschaftssysteme zu untersuchen, in denen narzißtische Persönlichkeitsstörungen häufiger oder seltener in Erscheinung treten. Immerhin gibt er den Lesern zu verstehen, daß das altruistische Wertsystem der westlichen Kultur (255) mißbraucht werden kann, gerade von Leuten wie Psychoanalytikern, wenn diese bestimmte Entwicklungen beschleunigen bzw. erzwingen wollen und nicht darauf achten, welchen Instanzen die angestrebte Entwicklung dient und ob sie im Sinne einer echten Reifung, d. h. eines Zuwachses an Ich-Herrschaft, zustandekommt.

Es ist erwähnenswert, um Kohuts grundsätzlicher Auffassung vom Menschen und von den gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen die Menschen leben, besser zu verstehen, daß er seinen Begriff der Ich-Herrschaft ausschließlich aus dem Blickwinkel der Psychoanalyse betrachtet, als ob er nur an die Ideengeschichte des Ichs in der psychoanalytischen Metapsychologie dächte. Als Theoretiker und Sozialwissenschaftler sagt er nicht, was auf der sozialökonomischen Ebene im 20. Jahrhundert vor sich geht, nämlich der Übergang von der „Ich-Herrschaft" zu der „Wir-Herrschaft", vom Privatei-

gentum zum Volkseigentum an den Produktionsmitteln, wobei notwendig ist zu erkennen, daß im Sozialismus die Ich-Herrschaft im Sinne der Ichstärke, so wie sie die Psychoanalyse definiert und anstrebt, zur Geltung kommt, aber eine qualitativ neue Bedeutung erhält. Kohut verschweigt den Lesern diesen Prozeß zum realen Sozialismus und gibt ihnen stattdessen zu verstehen, daß die von ihm beschriebenen narzißtischen Konfigurationen überall auftreten und zum Wesen des Menschseins gehören. Norman Elrod (Zürich und Kreuzlingen)

Moser, Tilmann: Gottesvergiftung. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1976 (100 S., br., 12,– DM).

Mosers „Gottesvergiftung" ist in gewissem Sinne eine Fortsetzung seines vorigen erfolgreichen Buches „Lehrjahre auf der Couch". Auch diese neuen Bekenntnisse haben eine tiefenpsychologische Dimension. „Gottesvergiftung" ist eine quasi lyrischer Essay. Moser gibt seiner großen Not Ausdruck, die er religiöser Indoktrination verdankt. Zusammen mit der Gottesverehrung hat sich ein ausgiebiges Minderwertigkeitsgefühl in ihm entwikkelt, so daß ihm durch Gottes ständige Gegenwart der Weg zu den Menschen verstellt wurde. Moser charakterisiert seine Kindheit und Jugend als geprägt durch die Lehre von der Verdammung des Sünders und ewigen Seligkeit der Erwählten.

Er spricht seine Empörung, adressiert an diesen Gott, in Briefform aus und zeichnet damit gleichzeitig ein Abbild seiner religiösen Welt. So weit das Gehaltliche der „Gottesvergiftung". –

Moser, seit Jahren selbst praktizierender Psychoanalytiker, stellt sich noch einmal als Kranker dar, der leidet – an Gott. Gleichwohl, nach dem „Grauen im Morgengrauen" „bereitet" er sich „auf den ersten Patienten heute vor" (43). Dies hebt er im Schriftsatz eigens heraus. – Die Selbstdarstellung geschieht in einer Sprache, die durch „pubertären Haß" „scharf" wird (92). Sie ist anspruchsvoll, bald schwunghaft superlativisch, bald gallig ironisch, bald lamentabel. Nur selten gelingt etwas Fröhliches, so wenn er im Gottesdienst „aus vollem Rohr in die Hose gepißt" hat. Weiteres Beispiel für die sprachlichen Ambitionen: Gott ist eine „riesige Plombe in einem faulenden Zahn".

Vier Gesichtspunkte sollen hier kritisch hervorgehoben werden: 1. Der leidende Therapeut, 2. Heilung durch literarische Produktion, 3. Die Gottesidee des Autors, 4. Subjektivistische Verformung der Wirklichkeit bei tiefenpsychologischer Betrachtungsweise.

1. Ein magenkranker Chirurg kann sicher elegante Magenoperationen machen. Aber in der Psychotherapie ist das doch etwas anders. Psychisches Leiden des Therapeuten wirkt verwirrend, wie ein kahler Frisör, der seine Haarwuchsmittel verkauft. Und doch auch wieder nicht ganz so. Falls der Therapeut über eine wohl unabdingbare Qualität verfügt, eine fundierte Sicherheit; und wenn er aus ihr und mit ihr die Kunst der Analyse korrekt

ausübt, dann ist ihm, alles andere wären unhaltbare Idealvorstellungen, eine „Restneurose" allemal zu konzedieren. Von Freud stammt die Aussage, keiner brauche sich ihrer zu „schämen" (Briefwechsel mit Jung). Auch Moser nicht.

2. Moser schreibt dieses neue ecce home zum Zweck der „Heilung" (11) von seiner „Gottesvergiftung". In einem Epilog, ein Jahr nach der Niederschrift, sagt er, daß er sich durch dieses Buch „tatsächlich" „ein Stück geheilt" habe (98). Aber die Behauptung, durch einige Stunden selbstbefriedigender Schriftstellerei etwas von seiner Neurose abgearbeitet zu haben, stellt eine große Zumutung dar. Rätselhaft bleibt der Vorgang der Heilung. Auch wenn er beim Schreiben „gewürgt und gekotzt" (38) hat, Fieber ihn schüttelte, die Stigmatisierung mit den Wundmalen Christi seine linke Hand belästigte, so macht das alles doch die Behauptung der Heilung nicht weniger fragwürdig. Wut, Haß, Rache, Trotz, das emotionale Essentielle des Buchs, sind die festesten Garanten jeder Bindung. Moser aber meint dennoch: „Mit diesem Brief habe ich endlich ein Mittel in der Hand, deine (Gottes) Überfälle abzuwehren" (46). Welcher Theorie Moser hier folgt, wie das psychodynamisch vor sich geht, erfährt man nicht.

3. Mosers Gottesidee. Hier verblüfft das Reflexionsniveau am meisten. Die evangelische dörfliche Diaspora und ihre Selbstbehauptung, Mosers Heimat, das ist hier die Grenze seines Horizontes. Er ist seiner Fachrichtung nach Soziologe. Wenn er nun staunt, daß kein Prediger je verkündet habe, daß „mit dir (Gott) etwas nicht stimmt" (21), so mimt er einen Menschen, der Feuerbach, Marx, Nietzsche nicht kennt. Es scheint, als ob Moser den Zweck der Gotteserfindung überhaupt nicht ahnt. Er klagt nur, daß er eben „unerhört lange gebraucht" habe, Gott „zu durchschauen", und er „kann nichts dafür" (21). – Die Reflexion, daß nicht Gott für die Vergiftung verantwortlich sei, sondern diejenigen, welche die Injektionen vollzogen haben, ist dem Anschein nach in seinen Horizont nicht eingegangen. Erst recht nicht, daß solch ein Vorgang mit Herrschaft zusammenhängt. Gott hat allerdings die Funktion, un-menschlich zu sein, u. a. die Opferung Isaaks zu fordern. Das aber Gott zum Vorwurf zu machen, ist poetische Einkleidung oder Narretei. Nicht gegen die Erfindung, sondern gegen die an ihr Interessierten müßte der Haß sich richten, vom kritischen Bewußtsein gelenkt.

4. Diese neue klinische Falldarstellung scheint es wieder zu belegen, daß im Bannkreis der Psychoanalyse reinster Subjektivismus herrscht. Der mit seiner Phantasie vereinsamte Patient, der sich nach seinem anderen Bekenntnisbuch in über 700 Stunden durch die Geduld seines Therapeuten privatim hat aufrichten lassen, kommt auch in der vorliegenden tiefenpsychologischen Selbstbetrachtung weder zu den gesellschaftlichen Bedingungen und Bedeutungen seiner Unterdrückung, Knickung, Vergiftung, noch zur Bestimmung seines sozialen Standortes. Es ist alles zentriert um ihn mit seinem Gott und Gottessohn im Innern. Durch eine solche Persönlichkeitstheorie, in der die soziale Wirklichkeit am Dorfrand endet, werden neurotische Verwirrungen perpetuiert. Was Moser vorführt, ist Pietismus, u. zw. in der Variante kleinbürgerlicher Innerlichkeit. So etwas verschmiert jeden politischen Ansatz, den psychoanalytische Aufklärung und Einstellung haben können, nach dem Urteil kritischer Analytiker haben sollen.

Mosers Bekenntnis seiner Vergiftung durch Gott wird auf dem Wege der Identifizierung zahlreiche Leser der älteren Generation das Gruseln lehren, es steht seit Wochen auf der Bestsellerliste des „Spiegel". Es wird ihm die psychoanalytische Klientel nicht vergrämen, im Gegenteil, weiß sich der Mensch doch mit seiner Sorge um sein leibliches und seelisches Wohlergehen seit alters im Halbdunkel zwischen Aufgeklärtheit und Scharlatanerie am besten aufgehoben. Otto Rasper (Konstanz)

Berkowitz, Leonard: Grundriß der Sozialpsychologie. Juventa Verlag, München 1976 (252 S., br., 16,– DM).

Im deutschen Sprachraum gab es über lange Jahre keine Einführung in die Sozialpsychologie. Man mußte auf amerikanische Standardwerke zurückgreifen. Nachdem im Hogrefe-Verlag 1974 und 1975 zwei sozialpsychologische Werke herausgekommen waren, erschienen bald weitere Übersetzungen aus dem Amerikanischen. Die Erwartung, nach Jahren der Abstinenz neue Informationen und Aspekte geboten zu bekommen, ist also groß, zumal es sich um das Werk eines so renommierten Psychologen wie Berkowitz handelt. – Die Erwartung wird enttäuscht. Es bleibt ganz unklar, für wen das Buch (1972 im Amerikanischen unter dem Titel „Social Psychology" erschienen) geschrieben wurde. Es vermittelt eine Sozialpsychologie, die auf Anwendung hin orientiert sein soll (z. B. Abbau von Gewalt). Dabei werden die verschiedenen theoretischen Ansätze (Lerntheorie und kognitive Theorien) dargestellt, wobei der Autor die Lerntheorie unter dem Stichwort „sozialer Einfluß" favorisiert. Nicht nur, daß im weiteren Verlauf bei der Erklärung von experimentellen Befunden beliebig zwischen Lerntheorie und kognitiven Theorien hin und her gewechselt wird, es kommen auch andere Ansätze gar nicht zur Sprache. Diese Beliebigkeit mag der popularisierenden Darstellung geschuldet sein – dann sollte aber darauf hingewiesen werden, damit Anfänger oder Laien die Relevanz von Theorie in der Sozialpsychologie ahnen können. Oder was soll es, wenn Berkowitz Begriffe wie „unbewußt" (152), die ihre Bedeutung erst in anderen Theorien erfüllen, so lässig verwendet, als wären sie mit der sonstigen Theorie kommensurabel? Die Darstellung für Laien oder Anfänger ist auch geeignet, einen anderen gravierenden Mangel zu verbergen: Indem Berkowitz ein Vorverständnis des Lesers voraussetzt, wertet er nicht nur die z. T. eindrucksvollen und brauchbaren Befunde der Sozialpsychologie zur Stabilisierung von Vorurteilen ab, sondern unterschlägt auch einen wesentlichen Forschungszweig der letzten Jahre, der sich gerade mit diesem Vorverständnis und seinen Handlungskonsequenzen befaßt: die sogenannten naiven Theorien. Es geht doch nicht, sich im Kapitel über Leistungsmotivation fast ausschließlich auf die Arbeit von McClelland (1961!) zu beziehen, ohne neuere Autoren wie Weiner oder Kelley zu referieren. Solche Mängel machen das Buch unbrauchbar. Überhaupt weden zwar sozialpsychologische Analysen der Sympathie, der Einstellung und ihrer Änderung, der Konformität und kultureller Einflüsse auf

Verhalten und Persönlichkeit vorgestellt, aber andere Kapitel der Sozialpsychologie fehlen, z. B. Interaktionstheorien, Teile der Gruppendynamik etc.

Gelegentlich gelangt er zu Platitüden, daß sich die Haare sträuben. Zwei Beispiele: In Auseinandersetzung mit M. Webers These vom Zusammenhang zwischen Kapitalismus und Potestantismus behauptet er, die frühkapitalistischen Unternehmer seien von der „Leistungsmotivation" angetrieben worden; sie wollten allein ihre inneren Standards befriedigen. „Heute übersehen jedoch Geschäftsleute mit starken Leistungsbedürfnissen keineswegs den Wert des Geldes." (174) – An anderer Stelle, wo er Untersuchungen zur Frage, ob Protestanten stärker ökonomisch aktiv orientiert sind als Katholiken, zitiert, heißt es dann, daß „. . . die traditionelle katholische Kultur also wenig dazu angetan (ist), bei ihren Mitgliedern die protestantische Ethik zu begünstigen" (183). Gelangt man ans Ende des von Berkowitz geschriebenen Teils, hat man den Eindruck, der Autor habe keine Lust mehr gehabt weiterzuschreiben. Es fehlt so viel; sogar das übliche Schlußwort. Den deutschen Herausgebern W. Keil und M. Sader muß dies aufgefallen sein, denn sie haben U. Piontkowski noch ein Kapitel „Anwendungsbereiche der Sozialpsychologie" hinzufügen lassen. Aber auch hier erfährt man im wesentlichen nur, was andernorts, z. B. im Funkkolleg „Pädagogische Psychologie", bereits dargestellt worden ist. Michael B. Buchholz (Frankfurt/Main)

Lefrançois, Guy R.: Psychologie des Lernens. Report von Kongor dem Androneaner. Springer Verlag, Berlin/West–Heidelberg 1976 (215 S., br., 28,– DM).

Nach einer Bestimmung des Begriffs Lernen, einer knappen Darstellung, was Theorie und Methodologie einer Lernpsychologie ausmachen, gibt der Autor einige geraffte Informationen über Funktionen des menschlichen Gehirns, des Gedächtnisses sowie Hinweise auf ethologische (Instinkt, Prägung), physiologische (Reflexe, Erregung) und emotions-/motivationspsychologische Konzepte. Daran schließt L. im Teil 2 die Darstellung der Stimulus-Reaktionstheorien an, unterteilt in frühen Behaviorismus (Watson, Guthrie, Thorndike), Skinner und Neobehaviorismus (Hull, Spence, Hebb, Osgood). Es folgen im Teil 3 die kognitiven (Gestalt-, Feldtheorie, Kognitivismus: Bruner, Ausubel, Piaget), im Teil 4 kybernetische Erklärungsansätze (Computersimulation: Newell, Simon; neobehavioristische Handlungstheorie: Miller, Galanter, Pribram). Den Schluß bildet ein Versuch zur Integration: am Aspekt menschlicher Sozialisation zieht L. die Lern- und Imitationstheorie Banduras hinzu, ordnet und hierarchisiert die einzelnen Theorieansätze gemäß Gagnè. Das Buch vermittelt auf relativ wenig Seiten einen ersten Überblick über die gängigen Lerntheorien und schließt nach jedem Kapitel mit einer Zusammenfassung ab, die gut zur Repetition genutzt werden kann. Die Darstellung ist locker und erleichtert das Lesen: die Theorien werden skizziert aus der Perspektive eines extraterristischen Wesens, eines „Verhaltenswissenschaftler(s), der zur Erde geschickt wurde, um sie zu er-

forschen" (S. 1). Diese Perspektive setzt Distanz und verhindert voreilige Identifikation mit der einen oder anderen Theorie, sie gibt dem Autor die Möglichkeit zu einigen Gags, die dem Leser Spaß machen sollen. Dem Rezensenten scheint trotz allem Kritik geboten: Zwar bietet die extraterrestische Perspektive Möglichkeiten zur Kritik allzu elementaristischer Ansätze, behavioristischer Verkürzungen etc., zugleich Möglichkeiten, die Aussagekraft der jeweiligen Konzepte zu relativieren, aber anhand welcher Maßstäbe und wozu? Der lockere Stil der Abgeklärtheit führt zu keiner Klärung, überwindet keineswegs „Beliebigkeit psychologischer Theorien", täuscht Wissen und Verständnis vor, wo keins ist. So ist Lernen schlicht: „alle Verhaltensänderungen, die aufgrund von Erfahrungen zustandekommen" (S. 4). Die Frage, was Lernen inhaltlich, psychologisch ausmacht, wird nicht gestellt. Es überrascht dann wenig, wenn qualitative Unterschiede zwischen Tierischem und Menschlichem kaum thematisiert werden. Daß sich die traditionellen Lernansätze bereits auf phylogenetisch-ethologischem Niveau als falsch erweisen, wird schon garnicht erwähnt. Lernen, Lerntheorie wird unvermittelt mit Verhalten, Verhaltenstheorie ineinsgesetzt (S. 6), alternative Ansätze (Tätigkeitskonzept, Aneignung) sind vom Diskurs ausgeschlossen, die kognitiven Erklärungen werden einfach komplementär oder fast tautologisch eingeführt: sie befassen sich nicht mit Reizen und Reaktionen, sondern mit Kognition, stützen sich auch auf Verhaltensbeobachtungen an niederen Tieren (S. 115/116). Nachzutragen bleiben noch einige Detailanmerkungen: was fehlt, ist meiner Meinung nach eine präzisere Gegenüberstellung der einzelnen Theoretiker, die – wenigstens immanente – Erklärung des Theorie-/Ansatzwechsels. So wird bspw. der Wechsel von Hull zu Spence keineswegs hinreichend erläutert, es fehlen Hinweise auf latentes Lernen, Anreizwechsel. Ähnliches gilt – ungleich gewichtiger – für die Auseinandersetzung Piagets vs. (Neo-)Behaviorismus. An dieser Stelle wird deutlich: es fehlen bei jedem Kapitel/Theoretiker Hinweise zum Weiterstudium, Verweise auf Literatur und kritische Diskussionen. An Kleinigkeiten wie: Watson ist die Adaptation Pawlos (S. 48) hat man sich hierzulande schon fast gewöhnt, solche Fehler seien am Rande erwähnt; ebenso, daß man bei einem Lehrbuch dieses Preises erwarten kann, daß begrifflich sauber zwischen Verstärkung und Verstärker unterschieden wird (S. 62), wenn auch sonst die Unterscheidung inhaltlich richtig und graphisch übersichtlich getroffen ist.

Josef A. Rohmann (Bochum)

Signer, Ruedi: Verhaltenstraining für Lehrer. Zur Kritik erziehungspsychologischer Trainingskonzepte und ihre Weiterentwicklung. Beltz Verlag, Weinheim und Basel 1977 (210 S., br., 22,– DM).

Materialreich wird mit Lehrertrainingskonzepten des Ehepaares Tausch und ihre Schüler (Fittkau, Teegen, u. a.) abgerechnet, was umso wichtiger ist, als sich jene Konzepte vor allem in der Lehrerweiterbildung und in der 2. Ausbildungsphase immer noch großer Verbreitung erfreuen. Die immer

wieder in Universitäts- und Studienseminaren geäußerte, oft allerdings unsystematische Kritik an den Trainingsentwürfen sowie ihren empirischen Grundlagen wird hier grundlegend referiert, belegt und unter Zuhilfenahme breitgefächerter Sekundärliteratur und eigener Erfahrungen des Autors in der Lehreraus- und Fortbildung begründet. Ausgehend von der Kritik an den empirischen Untersuchungen von Tausch/Tausch bezeichnet Signer die den Tausch'schen Arbeiten zugrundeliegende induktive Theorievorstellung als mangelhaft und ihren den Laien überwältigenden statistischen Aufwand als nur scheinbare Garantie für Objektivität und realitätsadäquate Theorie auf dem Gebiet erzieherischer Interaktion.

Aus ihren empirischen Arbeiten glaubten Tausch/Tausch die Konsequenz herleiten zu können, das komplexe Feld erzieherischer Interaktion auf das verbale Verhalten des Lehrers reduzieren zu können. Die sich daraus ableitenden Trainingskonzepte zur Realisierung eines „sozialintegrativen Führungsstils" beließen die Schüler in der Rolle von Objekten, die es durch die unabhängige Variable „Lehrerverhalten" zu dirigieren gelte. Vom einzelnen Lehrer konkret erfahrene Unzulänglichkeiten der eigenen Berufsrolle in seiner Auseinandersetzung mit Stoffplan, Schülern, Eltern, Kollegen und Schulbürokratie werden in den Tausch'schen Trainingskonzepten auf die subjektive Ebene verkürzt mit der Begründung, institutionellen Veränderungen müßten individuelle vorausgehen. Das Emanzipationspostulat, welches den Trainingsmodellen zugrunde liegt, wird so zur Farce, wenn die Schüler Objekt des vom Lehrer gesteuerten Emanzipationsprozesses bleiben und jener selbst die Widersprüche schulischen Lehrens in seiner Person verarbeiten muß. Signer verknüpft diese Kritik an Tausch'schen Verhaltenstechniken mit weiterführenden und modifizierenden Vorschlägen für ein „integratives Lehrertraining", dessen Kern Selbsterfahrung der Teilnehmer und antizipatorisches Rollentraining bilden. Für den interessierten Lehrer, vor allem aber für Lehrende und Trainer in der Lehreraus- und Weiterbildung, bietet dieses Buch eine grundlegende Einführung in die gruppendynamisch orientierten Ausbildungsverfahren, jedoch wird seine Lesbarkeit durch ständige Verweise, eine überdifferenzierte Gliederung, die den Zusammenhang zerstückelt, und etwas wortreiche Ausführungen stark beeinträchtigt. Diesem Charakter einer wissenschaftlichen Prüfungsarbeit hätte der Verlag bei angemessenem Redigieren entgegenarbeiten können. Michael Hahn (Frankfurt)

Schifko, Peter: B e d e u t u n g s t h e o r i e. Einführung in die linguistische Semantik. Frommann-Holzboog Verlag, Stuttgart-Bad Cannstatt 1975 (176 S., br., 28,– DM).

Von einem Standpunkt aus, den der Verfasser als „struktural und funktional" (11) kennzeichnet, soll eine Analyse und Klärung des Bedeutungsbegriffs, „eine dem aktuellen Forschungsstand angepaßte Theorie der sprachlichen Bedeutung" (9) entwickelt werden. Zeichen- und Kommunikationstheorie bilden für ihren Aufbau die Grundpfeiler. Die Notwendigkeit

einer sorgfältigen Unterscheidung von Objekt- und Metasprache ergibt sich für Schifko daraus, daß „Gegenstand und Instrument der Untersuchung letztlich identisch sind" (13). Da sich die Frage „Was ist Bedeutung schlechthin?" (ebd.) nicht beantworten lasse, geht es also nicht um das „Was der Bedeutung, sondern wie sie generell beschrieben werden kann" (14).

Vor diesem Hintergrund diskutiert Schifko nun das Verhältnis von Synchronie und Diachronie, Kompetenz und Performanz, Inhalt und Ausdruck des Zeichens, Referenzprobleme u. a. m. Kleinste aktualisierbare Inhaltseinheit ist das Semem; die Erforschung der Relation zwischen den Sememen und die Kombinationsmöglichkeit von Sememen zu Semem gehört zu den Hauptaufgaben der Semantik (vgl. 36 ff). In Auseinandersetzung mit anderen Positionen zum Thema „Sprache und Welt" kommt Schifko zu dem Schluß, daß man zwar das Sein der Objekte, die erkenntnistheoretische Ausstattung der Subjekte und die sprachlichen Strukturen und Konventionen nicht voneinander trennen könne und diese Aspekte als Einheit zu sehen habe, linguistisch auch die beiden ersteren indirekt relevant seien, aber sie fielen nicht in die Zuständigkeit der Linguistik, sondern in die von Ontologie und Erkenntnistheorie (vgl. 67 ff).

Solche Resignation vor dem gestellten Problem durch Rückzug hinter Fächergrenzen hat aber, auch bei Schifko, die Beschneidung des Gegenstands selbst zur Folge: Die Spezifika des Gegenstandes, die die Grenzen etablierter Disziplinen überschreiten, werden durch die Selbstbeschränkung auf *eine* Disziplin gerade getilgt. Das genuin Sprachliche an sprachlicher Bedeutung untersuchen zu wollen, ist nur scheinbar eine legitime Eingrenzung, der dann nur noch bleibt, Bedeutungen als Mengen von Inhaltsmerkmalen und die Strukturierung dieser Merkmale zu beschreiben. Das Funktionale an Schifkofs Standpunkt bezieht sich somit nicht auf Funktionen von Sprache, sondern meint letztlich „funktional für die Linguistik als Einzelwissenschaft".

Die schrittweise Erweiterung des Untersuchungsbereichs (Sprache, Sprache-Welt, Sprache-Welt-Mensch) verkehrt denn auch die Reihenfolge der Untersuchung der für „Bedeutung" konstitutive Faktoren: „Das Zeichen ist nicht nur Zeichen für etwas, sondern notwendigerweise Zeichen für jemand." (103) Ein solcher Satz hätte eher als Ausgangspunkt einer Bedeutungstheorie dienen können; daß er an so später Stelle steht und zwar erst, nachem die „innersprachlichen" Bedeutungsaspekte abgehandelt sind, zeigt, daß die scheinbare Erweiterung des Untersuchungsbereichs lediglich den Charakter formaler Hinzufügung hat, nicht aber, daß die angefügten Faktoren bedeutungskonstitutiven Charakter hätten.

Schifko stellt zwar wichtige Bedeutungsmomente zusammen, einen Zusammenhang der Momente kann er nicht herstellen, denn er denkt die Faktoren als „regelkreisartig verbunden" (123) und wendet sich gegen „jede Verabsolutierung eines oder mehrerer Aspekte auf Kosten der anderen" (ebda.). Das methodische Prinzip eines solchen Pluralismus erlaubt dann nur noch, „darauf hinzuweisen, daß sich Bedeutung aus vielen Aspekten zusammensetzt" (129). Jürgen Ellerbrock (Siegen)

Ullmann, Ingeborg Maria: Psycholinguistik – Psychosemiotik. Dargestellt am Problem der Genese sprachlicher Bedeutungsrelation unter besonderer Berücksichtigung des Englischen. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1975 (886 S., br., 118,– DM).

Der Anspruch ist zweifellos hoch: Ullmann beabsichtigt die „Integration der Forschungsbemühungen dreier Wissenschaftsbereiche: der Psychologie, der Linguistik und der Philologie" (VII), die bisher das für alle Humanwissenschaften relevante Phänomen Sprache von verschiedenen Seiten getrennt untersucht haben. Sie stellt dazu das Problem der Bedeutung in den Mittelpunkt, da dessen Untersuchung „verspricht, der Rolle näherzukommen, die Sprache im menschlichen Leben und Verhalten spielt" (20). Ullmann siedelt „Bedeutung" auf der Grundlage einer Beziehung zwischen „Zeichen, bezeichneten Größen und dem Effekt im Sprachbenutzer" (123) an; unterschiedliche Formen dieser Beziehungen führen zu qualitativ verschiedenen Arten von Bedeutungen. Ullmann formuliert diese Differenzen in einem Konzept der „Genese sprachlicher Bedeutungsrelation", in dem sie neben der „integrierenden Wort-Ding-Relation" (die als dyadische Relation eine Art Vorstufe markiert: Wort und Ding werden hier weitgehend unvermittelt identifiziert) folgende Bedeutungsrelationen unterscheidet: die *analogische*, bei der Objekterfahrung und Sprachzeichen durch Analogisierung in Beziehung treten (Onomatopoetika u. Ä.); die *signifikative*, bei der Lautbild- und Objekterfahrung als völlig arbiträr gelten; schließlich die *symbolische* Bedeutungsrelation als höchste Form, die eine Art Bedeutung zweiten Grades darstellt: neue, unbekannte Sachverhalte werden mit Hilfe bekannter Begriffe (durch Übertragung oder Bildung von Komposita) erfaßt.

Zwar ist gegen Ullmanns Anspruch, mit diesem Konzept die *Genese* unterschiedlicher onto- wie phylogenetischer Stufen rekonstruiert zu haben, einzuwenden, daß mit der Beschreibung der einzelnen Stadien noch nicht deren auseinander-Werden erklärt ist, insgesamt ist jedoch der Versuch positiv zu veranschlagen, Bedeutung nicht als statische, dem Zeichen konstant zugeschriebene Merkmalssumme zu betrachten und formal zu beschreiben, sondern unterschiedliche Prinzipien der sprachlichen Bezugnahme auf außersprachliche Wirklichkeit zu ermitteln und diese an Differenzen der Begriffsbildung festzumachen. Daran hätten sich genauere Analysen anschließen können; etwa zu den Fragen, wie unterschiedliche „Objekterfahrung" (die als Begriff recht unscharf bleibt) und Begriffsverständnis zusammenhängen, oder welche Rolle die unterschiedliche Strukturiertheit von Bedeutungsmerkmalen in unterschiedlich gebildeten Begriffen für das Verständnis spielt etc. Doch Ullmann nimmt zwar an, „daß die Struktur der Bedeutungskomponenten einzelner Wörter eine weitgehend dynamische Größe darstellt, die nicht nur zwischen Gruppen und Personen, sondern auch situationsbedingt variiert" (163), sie entfaltet jedoch weder die konkreten Formen dieser Variationen, noch die Bedingungen ihrer Verwendung oder deren kommunikative und kognitive Auswirkungen.

Stattdessen verfestigt Ullmann das einmal gefundene Modell und bürdet ihm immer universelleren Geltungsanspruch auf: Sie referiert eine Fülle von Material aus den Bereichen Psycholinguistik, Sozialpsychologie, Neurologie,

Philologie, Ethnologie u. a., um zu belegen, daß das zunächst psycholinguistische Modell nicht nur bestätigt wird, sondern daß es durch eine „Ausweitung des Geltungsbereichs" (750) sogar zur Grundlage einer Psychosemiotik verallgemeinert werden kann, deren Aufgabe es sein soll, „das menschliche Zeichenverhalten generell zu erforschen" (736). Das dargestellte Konzept wird dazu in semiotischer Terminologie wiederholt (654).

Freilich werden die im Modell enthaltenen Aussagen dadurch nicht präziser, sondern noch allgemeiner. Welcher Erkenntnisfortschritt wird erreicht, wenn so verschiedene Arten von Symbolisierung – verschieden gerade unter dem Gesichtspunkt der kognitiven Funktion des Symbols – wie einerseits die Verdichtung komplexer Zusammenhänge in Wortbedeutungen und andererseits die formale Entsprechung der Syntax bestimmter literarischer Texte gegenüber deren Inhalt gemeinsam unter eine „sprachliche Symbolebene" subsumiert werden? Die faktische Eliminierung der Differenzen verhindert eher, daß man zu den Spezifika dieser verschiedenen Phänomene vordringen kann.

Daß das Konzept der Genese sprachlicher Bedeutungsrelation ein zwar interessantes, aber zu abstraktes Gerüst bleibt, das zwar durch Einzelbeispiele illustriert, damit theoretisch jedoch noch nicht konkretisiert wird, führt konsequenterweise zu Schwierigkeiten bei der von Ullmann betonten praktischen Anwendung. Ullmann weist – angesichts der derzeit üblichen Fetischisierung von Kommunikationstechniken durchaus zu Recht – auf die „wirklichkeitsgestaltende" (714) und „sinnerschließende Sprachfunktion" (718) hin, vermag die Lernziele eines solchen Unterrichts jedoch nur höchst abstrakt und unpräzise zu formulieren. Da wird z. B. gefordert, im Sprachunterricht „in der Erschließung von Realitäten über die Sprache indirekt seelische Kräfte zu fördern" (724).

Die Vielzahl ausführlich referierter Arbeiten aus verschiedenen Bereichen macht das Buch zwar für manchen Überblick brauchbar, doch gerade die gebotene Stoffülle droht oft den zentralen theoretischen Gedanken eher zu überwuchern als zu klären. So drängt sich nicht nur in bezug auf die angesichts Umfang und Preis des Buchs geringen Aussichten auf Verbreitung, sondern auch von der Sache her der Eindruck auf: Weniger wäre hier mehr gewesen.

Walter Kühnert (Duisburg)

Stierlin, Helm: Von der Psychoanalyse zur Familientherapie. Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1975 (262 S., br., 26,– DM).

Diese vierzehn Abhandlungen, zum größten Teil bereits in englischsprachigen Fachzeitschriften erschienen, sind in drei Themenbereiche gegliedert. Der erste Teil, „Anstoß zur Familientherapie", vermittelt eine gründliche Auseinandersetzung mit den verschiedenen Theorien und Therapien der Schizophrenie, wie er sie während seiner Studien- und Ausbildungszeit von 1946 bis in die sechziger Jahre in Deutschland und den USA kennenlernte. Im zweiten Teil, „Familiendynamik und Trennungsprozesse", erhalten wir

Einblicke in die therapeutische Arbeit mit schizophrenen Kranken. Zufolge der Erfahrung, daß die Krankheit eines Familienmitgliedes für eine Familie lebensnotwendig sein kann und eine Besserung deshalb eine empfindliche Störung des psychologischen Gleichgewichts der Familie bedeuten mag, wurde Stierlin – wie alle Psychotherapeuten, die ernsthaft mit psychotischen Patienten arbeiten – gezwungen, sich der Familiendynamik zu widmen und Ideen zu entwickeln, die diesem Problemkreis gerecht werden und die Therapie fördern. Im dritten Teil, „Zur Theorie und Praxis der Familientherapie", faßt Stierlin seine theoretischen Überlegungen und klinischen Forschungserfahrungen mit etwa vierzig Familien zusammen und erläutert sie u. a. anhand seines Konzeptes der Interaktionsmodi, das vor allem bei der Untersuchung und Behandlung mehrerer Generationen einer Familie deutlich sichtbar wird. Interaktionsmodi stellen einerseits elterliche Haltungen dar, die formenden Einfluß auf die noch unreifen abhängigen Kinder haben. Sie beschreiben gleichzeitig aber auch charakteristische Reaktionen der Kinder auf die Forderung, sich mit der „stärkeren elterlichen Realität" (165) auseinanderzusetzen. Stierlin unterscheidet zwischen einem Bindungsmodus, einem Beauftragungsmodus und einem Ausstoßungsmodus. Diese Interaktionsmodi können sich auf der Ebene des Es, Ich oder Über-Ich abspielen. Je nachdem, wie bestimmte Interaktionsmodi in einer Familie dominieren oder sich miteinander vermischen, leiten sich verschiedenartige Behandlungswege beziehungsweise -strategien ab. An diesem Interaktionsmodell, das Psychoanalyse und Familientherapie miteinander verbinden soll, wird ersichtlich, daß Stierlin, als Familientherapeut und -theoretiker die Familie als Organisationseinheit ähnlich betrachtet wie als Psychoanalytiker im engeren Sinne das Individuum. Stierlins Modell beschreibt intrafamiliäre Konflikte, die ursächlich nur mit intrapsychischen Konflikten der verschiedenen Familienmitglieder in Zusammenhang gebracht werden. Die Umwelt der Familie als Ganzem wird als Konstante behandelt und ausgeklammert. Das sozio-ökonomische Beziehungsgefüge, in dem die Familie steht und das die Interaktionsmodi mitprägt, wird nicht einbezogen. Dabei müßten wir doch z. B. einem Ausstoßungsmodus in einer von finanziellen Nöten bedrängten Familie einen anderen Stellenwert geben als in einer begüterten, einem Bindungsmodus in vorwiegend ländlichen Gebieten einen anderen als in einer Großstadt.

Es soll damit nicht behauptet werden, daß Stierlin gesellschaftliche Probleme vollkommen außer Acht läßt. Er bringt gelegentlich Beispiele aus dem gesellschaftshistorischen und anthropologischen Bereich, um seine Ideen zur Familientheorie und -praxis zu untermauern. Zur Veranschaulichung dessen, was er in der Familiensituation die Anpassung an die „Realität der stärkeren Persönlichkeit" nennt, beruft er sich auf Verhältnisse zwischen Untertan und Führer in einem totalitären System, zwischen Mann und Frau in einer patriarchalischen Ehe, zwischen Sklavenhalter und Sklave und Weißen und Negern in den amerikanischen Südstaaten. Bei diesen Analogieschlüssen wird ersichtlich, daß Stierlin nicht zwischen antagonistischen und nichtantagonistischen Widersprüchen unterscheidet, ja, den Begriff des Widerspruchs überhaupt nicht einführt, obwohl er sich ausdrücklich auf die Dialektik beruft. Macht wird letztlich als klassenindifferente

Wechselbeziehung sozialer Personen und Gruppen interpretiert. In dieser Einstellung zum Verhältnis von gesellschaftlichen und individuellen Konflikten reduziert Stierlin das Ziel der Psychotherapie auf eine Versöhnung mit der Umwelt, die „unter anderem verlangt, daß gebundene und delegierte Kinder (und auch Erwachsene bleiben hier die Kinder ihrer Eltern) ihre Eltern zu verstehen und diesen, aufgrund solchen Verstehens, zu vergeben suchen" (246). Seine Bilder der unbeglichenen Rechnungen, des Ausgleichs der Verdienst- und Schuldkonten, die er zur Illustration der Versöhnungsstrategie bringt, sind aber wenig geeignet, um dialektische, geschweige denn antagonistische Widersprüche in den Griff zu bkommen und psychisch kranke Menschen in ihren vielfältigen gesellschaftlichen Abhängigkeiten voll zu verstehen. Hedi Haffner-Marti (Rüschlikon/Schweiz)

Mâle, Pierre: Psychotherapie bei Jugendlichen, Krisen und Probleme in der späten Pubertät. Kindler-Verlag, München 1976 (328 S., br., 34,– DM).

Fasziniert vom „explosiven Aspekt" einer Entwicklungsperiode – der Pubertät und Adoleszenz – stellt der fast 80jährige Analytiker und Kinderpsychiater seine diagnostischen und therapeutischen Erfahrungen mit Kindern und vor allem Jugendlichen dar. Knapp und treffend in der klinischen Beschreibung erörtert M. diagnostische Aspekte zur Erläuterung des therapeutischen Vorgehens mit einem fast sinnlich nachspürbaren Einfühlungsvermögen für den „anachronistischen Aspekt" der neurotischen oder psychotischen Situation als der Verlängerung infantiler Konflikte. Besonders anschaulich und präzis wirkt die Darstellung der verschieden strukturierten zwanghaften Zustandsbilder. „Es gibt hier nicht eine einzige, sondern eine Vielzahl von Psychotherapien, die den jeweiligen Störungen entsprechen" (214). Hinweise wie „weckend", „reifungsorientiert", „gut gesteuert", „vorsichtig, aber aktiv", oder „Psychopädagogik" verweisen auf eine Technik der Ich-Stärkung, des Identifikationsangebotes, „der pädagogischen Beeinflussung der Triebe" (121) im Unterschied zur klassischen analytischen Behandlungsform, für die M. nur bei der Zwangsneurose eine Indikation sieht. Seine Verpflichtetheit zum analytischen Verstehenszugang legt M. unter ungewohnter Berücksichtigung u. a. der Überlegungen Melanie Kleins in einer souveränen Zusammenfassung der psychoanalytischen Entwicklungstheorie einsschließlich der psychischen Krisen, Disharmonien und der Entstehung neurotischer Erkrankungen dar (II). Im Kapitel über die psychischen Störungen im Kindesalter (III) wird deutlich, daß er bei aller sorgfältigen Berücksichtigung genetischer, dynamischer und sozialer Aspekte die Indikation zur Kinderanalyse vor allem als Prophylaxe von Störungen in der Adoleszenz versteht. Schließlich befaßt sich M. mit diagnostischen und möglichen therapeutischen Gesichtspunkten zur Kriminalität bei Kindern und Jugendlichen (IX) und mit der Lernstörung des seelisch kranken Jugendlichen in Anbetracht möglicher Zusammenarbeit von Therapeut und Pädagoge (X).

Der Autor schließt mit einem den Psychiater nicht verleugnenden Abschnitt über Psychotherapie und Pharmakologie (XI), – „die Neuroleptika üben eine befreiende Wirkung auf die Symptome aus" (197). Es verwundert nicht nur die Empfehlung von Hormongaben bei verzögertem Eintritt der körperlichen Pubertät, sondern überhaupt die Ausführlichkeit, die den Empfehlungen der pharmazeutischen Firmen in nichts nachsteht. Hier, wie schon bei den Überlegungen zur „Endogenität" der Psychosen („es wäre sinnlos, das zu negieren, was die Psychiater eine ganze Epoche lang beschäftigt hat" 223), der Frage der Konstitution, der Besonderheit von „körperlicher und psychischer Minderwertigkeit" (siehe Aspekte zur Kriminalität), kommt ein konservatives Element zum Ausdruck, das die blockierende Bedeutung einer derartigen Einstellung für die Durchsetzung psychotherapeutischer Arbeit, auch in der Kinderpsychiatrie, übersieht. Im Blick auf den radikalen Standpunkt der Landsmännin und Kollegin M. Mannoni („Das zurückgebliebene Kind und seine Mutter", „Scheißerziehung") stellt sich die Frage nach dem gesellschaftspolitischen Standpunkt des Autors in seiner konkreten Arbeit. Verhilft ihm einzig die psychoanalytische Theorie zu Erkenntnissen, wie der, daß die Ereignisse im Mai 1968 „projizierte persönliche Probleme" darstellen (siehe Kapitel über Kriminalität 177) oder daß sich im Beitritt zu einer politischen Partei „die verzweifelte Abwehr des Ödipuskonfliktes" (225) ausdrücke? M. schreibt, daß der Therapeut „ständig gegen den Wunsch der Eltern oder sogar der Gesellschaft" (218) ankämpfen müsse, um dem Patienten aus einer „disziplinierten infantilen Situation zu verhelfen" – er scheint es mit einer verführerischen, heiklen Leidenschaft fürs Psychologisieren zu tun. So vermittelt er einen außerordentlichen Umfang therapeutischer und diagnostischer Erfahrungen, hinterfragt aber nicht die Realitätskonflikte des Therapeuten selbst, die nicht außerhalb seines technischen Vermögens liegen.

Margot Berger (Freiburg)

Aufruf zur Gründung der Zeitschrift

Forum Kritische Psychologie

Unter den Erfahrungen, die durch den 1. Internationalen Kongreß Kritische Psychologie in Marburg vermittelt worden sind, erscheint uns eine besonders wichtig: Die Kritische Psychologie ist mehr als eine regionale, etwa auf Westberlin beschränkte Erscheinung. In ihr zentrieren sich vielmehr die wissenschaftlichen und politischen Interessen einer Vielzahl von Wissenschaftlern im In- und Ausland. Dem objektiven Interessenzusammenhang zwischen diesen Wissenschaftlern korrespondiert aber gegenwärtig keines-

falls ein entsprechender realer Arbeits- und Diskussionszusammenhang. Auf dem Kongreß zeigte sich dies u. a. darin, daß bestimmte Klärungen nicht erreicht, bestimmte wissenschaftliche Fortschritte nicht erzielt werden konnten, weil bei der Kongreßvorbereitung verschiedene regionale Gruppen und Einzelpersonen isoliert voneinander gearbeitet und bestimmte Borniertungen, die eine Verständigung und Kooperation erschweren, sich herausgebildet hatten. Auf dem Kongreß sind dann teilweise im Ansatz jene Gespräche zustandegekommen, die vorher hätten geführt werden müssen.

Um die objektiven Entwicklungsnotwendigkeiten der Kritischen Psychologie mit den konkreten Arbeitsformen bei ihrer Realisierung in Einklang zu bringen, reicht es u. E. nicht aus, nur weitere Kongresse mit verbesserten Diskussionsmöglichkeiten abzuhalten (so notwendig diese als Marksteine des jeweiligen Entwicklungsstandes auch sind). Es muß vielmehr eine *Kontinuität der überregionalen Zusammenarbeit zwischen den Kongressen erreicht werden,* durch welche wechselseitige Lemprozesse möglich werden, sachlich unausgewiesene Divergenzen und Mißverständnisse durch Diskussion von Anfang an vermeidbar sind und eine effektivere Forschung und Praxis erreichbar ist. Weiterhin muß dabei auch die Möglichkeit bestehen, wann immer es politisch und/oder wissenschaftlich geboten ist, an eine begrenztere oder weitere Öffentlichkeit zu treten und gemeinsam die demokratischen Alternativen der Kritischen Psychologie zur Geltung zu bringen.

Um solchen Kooperationsnotwendigkeiten die angemessene organisatorische Form zu geben und sie damit realisierbar zu machen, schlägt die Vor- bzw. Nachbereitungsgruppe des Kongresses (die Angehörigen des Kongreßbüros und ihre unmittelbaren Helfer) in Verarbeitung eines Vorschlags der Münsteraner Kollegen die Gründung einer

Arbeitsgemeinschaft Kritischer Psychologen

vor. Damit soll auch dazu beigetragen werden, die vom Bund Demokratischer Wissenschaftler beschlossene Fachkommission zur Vorbereitung des 2. Internationalen Kongresses Kritische Psychologie in einen übergreifenden und sinnvollen Arbeitszusammenhang zu stellen.

In diesem Zusammenhang soll auf die Gründung der *Zeitschrift*

Forum Kritische Psychologie

hingewiesen werden, die mit zunächst jährlich zwei Ausgaben in der Reihe der *Argument-Sonderbände* erscheinen wird.

In dieser Zeitschrift sollen regelmäßig Berichte über die Arbeitsgruppen, deren öffentliche Veranstaltungen und Arbeitssitzungen, erscheinen, wobei sowohl die Referate wie die Diskussionsergebnisse publiziert werden. Für die Zeitschrift bietet dies den Vorteil, daß hier nicht mehr oder weniger zufällige Beiträge einzelner Autoren, sondern Resultate kooperativer, auf öffentliche Wirksamkeit wie wissenschaftliche Vertiefung gerichteter Arbeit Kritischer Psychologen veröffentlicht werden können. Damit ist garantiert, daß die wesentlichen Entwicklungen einschließlich der jeweils zentralen Kontroversen und Perspektiven das Bild der Zeitschrift bestimmen. Durch die Arbeitsgruppen entsteht durch die Verbindung zur Zeitschrift der Vorteil, daß von vornherein eine umfassende Publikationsmöglichkeit der gelei-

steten Arbeit besteht, was auch rückwirkend die Konzentration und Qualität der wissenschaftlichen Produktion erhöht. Außerdem soll die Zeitschrift auch hochschulpolitisches Forum wie auch Organ des Austauschs berufspraktischer Erfahrungen Kritischer Psychologen werden, um praktische Aktionen in verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereichen, die für die Kritische Psychologie von Relevanz sind, zu initiieren und anzuleiten.

Ferner wollen wir an dieser Stelle schon darauf verweisen, daß wir gegenwärtig in der Nachbereitungsgruppe bereits über die thematische Schwerpunktsetzung des 2. Internationalen Kongresses diskutiert haben. Es erscheint uns wenig sinnvoll, wiederum unter einer so allgemeinen Themenstellung wie „Kritische Psychologie" zu tagen, sondern wir sollten ein Thema wählen, welches die Fähigkeit der Kritischen Psychologie dokumentiert, zu aktuellen Fragen prinzipiell Stellung zu nehmen aufgrund wissenschaftlicher Analyse und damit praktische Perspektiven aufweisen zu können: Damit können auch die Bündnismöglichkeiten, besonders mit den Gewerkschaften, eröffnet bzw. erweitert werden. Wir schlagen daher – mit aller Vorläufigkeit – als Thema vor:

Arbeit und Arbeitslosigkeit aus kritisch-psychologischer Sicht.

Interessenten wenden sich bitte an K.-H. Braun, Schwanallee 22 a, 3550 Marburg.

DAS ARGUMENT

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

103

Marxismus und Einzelwissenschaft
K. Holzkamp, Kann es im Rahmen der marxistischen Theorie eine Kritische Psychologie geben?

Ideologie-Diskussion
D. Krause, Der Ideologiebegriff im Marxismus
R. Nemitz, Technik als Ideologie

Literaturbericht: Wissenschaftliches Arbeiten

Diskussionsbeitrag zu Blochs „Experimentum Mundi" (D. Horster)

Kongreßbericht: Internationaler Kongreß Kritische Psychologie
31. Historikertag

Besprechungen

Zeitschriftenschau

Argument-Verlag Postf. 210730 7500 Karlsruhe

Unsere Veröffentlichungen zu Medizin und Psychologie

50 Kritik der bürgerlichen Sozialwissenschaften
Darin u. a.:
S. Freud: Soll Psychoanalyse an den Universitäten gelehrt werden?
E. Wulff: Transkulturelle Psychiatrie
K. Horn: Gruppendynamik
H.-U. Deppe: Zum Objekt der Medizin
Sonderband, Vierfachheft
5. Auflage (20.–24. Tausend) 1974

60 Kritik der bürgerlichen Medizin
H. Krähe und G. Schöning: Medizinische Ausbildung
E. Wulff: Medizinstudent und Psychiatrie
T. Ripke: Warenproduktion, Kapitalismus, Gesundheitswesen
B. Marowski: Arzt und Pharma-Industrie
H. Kilian: Kritische Theorie der Medizin
M. Braunsdorf: Arzt-Patient-Verhältnis
H.-U. Deppe: Ökologie und Epidemiologie am Beispiel Schizophrenie
H. H. Abholz: Industrieller Arbeitsplatz und psychische Erkrankung
M. Bauer und M. Richartz: Psychiatrie der Anpassung
D. Frießem: Theorie und Therapie der Sucht
G. Grohs: Westliches Rechtsdenken und traditionales Verhalten in Ostafrika
E. Ruebsam: Wilhelm Reichs Fetisch Genitalität
B. Kroner: Psychologische Friedensforschung
F. Haug: Dreitzels Pathologie des Rollenverhaltens
T. Brocher: Erwiderung auf K. Horn
Redaktion: Nachwort zu Brocher
Sonderband, Vierfachheft
3. Auflage (16.–18. Tausend) 1975

69 Lohnarbeit und Medizin Kritik der bürgerlichen Medizin II
K. Böker: Krankenstand der Arbeiter
H.-U. Deppe: Arbeitsunfälle
D. Frießem: Gesundheit von „Gastarbeitern"
E. Wulff: Der Arzt und das Geld
H. Mausbach: Gescheiterte Disziplinierung
Heft 11–12/Doppelheft
1. Auflage (1.–15. Tausend) 1971

71 Argumente für eine soziale Medizin (III)
Editorial: *W. F. Haug:* Kampf ums Zentralinstitut für soziale Medizin
R. Seidel: Prävention psychischer Störungen
E. Wulff: Psychopathie? – Soziopathie?
H. H. Abholz und I. Gleiss: Anpassung in der psychiatrischen Therapie
M. L. Moeller: Krankheitsverhalten und psychotherapeutische Versorgung
Heft 1–2/Doppelheft
1. Auflage (1.–15. Tausend) 1972

78 Argumente für eine soziale Medizin (IV)
M. Bauer: Gesundheitsdienste
H. Jens: Werksärztliche Versorgung
H. H. Abholz: Tuberkulose und soziale Lage
Autorenkollektiv: Psychiatrie und Politik
Ch. Ohm: Gruppendynamik
D. Seibel: Leistungskonflikt
Kongreß: Medizin und gesellschaftlicher Fortschritt
Heft 1–3/Dreifachheft
1. Auflage (1.–18. Tausend) 1973

AS 4 Entwicklung und Struktur des Gesundheitswesens / Argumente für eine soziale Medizin (V)
Editorial: *Ch. Gaedt und U. Schagen:* Vergesellschaftung der Medizin?
W. Thiele: Ärzte und Krankenkassen
S. Parlow und I. Winter: Standesorganisationen gegen Krankenkassen
M. Berger: Kassenarztrecht nach 1945
H. See: Gesetzliche Krankenversicherung
D. Löber: Krankenhausfinanzierungsgesetz
H. Mausbach: Ärzteschaft und Gesundheitspolitik
T. Hart: Ambulante Versorgung in England
I. Simon: Apotheker
H. H. Abholz: Gesundheit und soziale Lage
P. Riedesser: Militär und Medizin
Arbeitskreis: Gesundheitswesen in Chile
Sonderband, Vierfachheft
1. Auflage (1.–8. Tausend) 1974

89 Konservative Gehalte der Anti-Psychiatrie
Argumente für eine soziale Medizin (VI)

Editorial: Warum Kritik von Anti-Psychiatrie?
E. Wulff: Zu Richters Randgruppentherapie
I. Gleiss: Konservatismus von Anti-Psychiatrie
R. Jacoby: Gesellschaftstheorie und Psychotherapie
Heft 1–2/Doppelheft
1. Auflage (1.–14. Tausend) 1975

91 Diskussion von Verhaltenstherapie und Gruppendynamik
Kritische Psychologie (I)

D. Henkel und D. Roer: Klinisch-psychologische Standesverbände
E. Jaeggi: Verhaltenstherapie
I. Gleiss: Verhalten oder Tätigkeit?
W. Maiers: Pathologie und Normalität
P. Heintel: Wissenschaftsbegriff der Gruppendynamik
Ch. Ohm: Anmerkung zu Heintel
Heft 5–6/Doppelheft
1. Auflage (1.–14. Tausend) 1975

96 Naturwissenschaftliche Erkenntnis und gesellschaftliche Interessen (II)
Ausbildung

Darin u. a.:
U. Schagen: Ärztliche Ausbildung
Heft 3–4/Doppelheft
1. Auflage (1.–12. Tausend) 1976

AS 8 Jahrbuch für kritische Medizin Band 1

Editorial: *U. Schagen:* Plattform kritischer Diskussion
Abholz/Buschmann/Dissmann/Schäfer/Thimme: Schwerkrankenversorgung
G. Adler-Karlsson: Gesundheitsversorgung in der Dritten Welt
Arezzo Gruppe: „Demokratische Psychiatrie"
H.-U. Deppe: Medizinische Soziologie
G. Elsner: Lärm und Schichtarbeit
Frör/Haag/Kirsch: Mitbestimmung im Großkrankenhaus
Ch. Gaedt: Psychiatrie-Enquête
R. Gonsch: Forschung für die Alten?
F. Hartmann: Arzt-Patient-Verhältnis
B. Hontschik: Medizinische Lehrbücher
W. Jantzen: Rehabilitation Behinderter
H. Kaupen-Haas: Gesundheits- und Krankheitsverhalten
Knoblich/Rohrmoser: Planungsdaten und Gesundheitspolitik
Kühn/Lüth/Naschold/See: Zur Kostenentwicklung
H. Lax: Vorsorgeuntersuchung
V. Navarro: Monopolistischer Sektor und Gesundheitswesen
H. Petri: Forensische Psychiatrie und Kindesmißhandlung
Rudnitzki/Huber: Psychiatrisch-psychotherapeutische Versorgungspraxis
H. Stein: Computer im Gesundheitswesen
H. Vallejos: Chilenisches Gesundheitswesen
V. Volkholz: Rationalisierung ärztlicher Tätigkeit
E. Wulff: Therapeutische Gemeinschaft
I. K. Zola: Medizin und Sozialpolitik
Sonderband, Vierfachheft
1. Auflage (1.–5. Tausend) 1976

AS 12 Lohnarbeit – Staat – Gesundheitswesen
Argumente für eine soziale Medizin VII

Ch. Gaedt u. U. Schagen: Das Ende sozialliberaler Reformpolitik
V. Navarro: Staatsintervention im Gesundheitswesen
H. Kühn: Gesamtwirtschaftlicher Bedingungswandel der Krankenhauspolitik
P. Higer: Das „neue" Kassenarztrecht oder Die verhinderte Neuordnung des Gesundheitswesens
H. U. Deppe: Zur Soziologie des niedergelassenen Arztes
R. D. Rosenbrock: Konkurrenz auf dem Pharma-Markt
P. Derleder u. G. Winter: Entschädigung für Contergan
D. Henkel u. D. Roer: Häufigkeit, Sozialverteilung und Verursachung psychischer Störungen in der BRD
F. Friczewski u. R. Thorbecke: Arbeitssituationen und koronare Herzkrankheiten
K. Lüsebrink: Gesundheitliche Auswirkungen von Nacht- und Schichtarbeit
Besprechungen

ARGUMENT-SONDERBÄNDE AS

AS 14 Humanisierung der Lohnarbeit?

Editorial: A. Oppolzer: Humanisierung der Lohnarbeit? Zum Kampf um die Arbeitsbedingungen

I. Geschichtliche und gesellschaftliche Entstehungsbedingungen der „Humanisierung der Arbeit"

H. Lange: Gesellschaftliche und stoffliche Determinanten der Humanisierung der Arbeit

A. Oppolzer: Protestation gegen die Arbeitsbedingungen, verdinglichtes Bewußtsein und Entfremdung

P. Hinrichs: Humanisierung der Arbeit oder Menschenökonomie? Zur Konstituierung der industriellen Psychotechnik in Deutschland

B. Kiefer: Der Taylorismus, seine Weiterentwicklung und deren Einfluß auf die Humanisierung der Arbeit

III. „Humanisierung der Arbeit" als Gegenstand von Klassenauseinandersetzungen

K. Gülden: Neuere Konzeptionen zu einer Humanisierung der Arbeit

S. Roth: Bemerkungen zur Funktion des staatlichen Humanisierungsprogramms

J. Hund: Produktivkraftentwicklung, Qualifikationsanforderungen und neue Formen der Arbeitsorganisation

F. Naschold/B. Tietze: Arbeitsgestaltungspolitik durch rechtliche Normierung. Zum Entwurf der DIN 33405: Psychische Belastung und Beanspruchung

III. „Humanisierung der Arbeit" als Ggenstand von Klassenauseinandersetzungen

H. Milz/H. Meier: Zum Stellenwert der Humanisierung der Arbeit in der Arbeitsorientierten Einzelwirtschaftslehre

K. Priester: „Humanisierung der Arbeit" und Kapitalverwertungsinteresse. Ökonomische und ideologische Aspekte unternehmerischer „Humanisierungs"-Konzeptionen

IV. Diskussion zum politischen Stellenwert der Humanisierungsdebatte für die Gewerkschaften

M. Helfert: „Humanisierung der Arbeit" in der ökonomischen Krise

E. Dähne/K. Pickshaus/K. Priester: Thesen zum politischen Stellenwert der „Humanisierungs"-Debatte für die Gewerkschaftspolitik in der Bundesrepublik

B. Kündig/W. Müller-Jentsch/Z. Papadimitriou/R. Schmiede: „Humanisierung der Arbeit" – Verbesserung der Kapitalverwertung oder Emanzipation der Arbeiterklasse?

H. Funke/E. Hildebrandt: Betriebsnahe Rationalisierungsabwehr als Element einer gewerkschaftlichen Humanisierungsstrategie

V. Literaturbericht

H. Hoyer/M. Knuth: Neuere Arbeiten zur „Humanisierung" der Arbeitsorganisation

Argument-Verlag Postf. 210730 7500 Karlsruhe

Ab 12. Oktober lieferbar

Karl-Heinz Braun / Klaus Holzkamp (Hrsg.)

Kritische Psychologie

Bericht über den I. Internationalen Kongreß „Kritische Psychologie" vom 13.–15. Mai 1977 in Marburg

Mit Beiträgen u. a. von W. Hacker, Frigga Haug, W. F. Haug, Theo Herrmann, H. H. Holz, H. Holzer, Ute Holzkamp-Osterkamp, W. Jantzen, P. Keller, R. Kühnl, E. Leiser, A. Lorenzer, K. Ottomeyer, S. Schubens, V. Schurig, H. Spinner, M. Stadler, F. Tomberg, M. Vorwerg, H. Wagner, E. Wulff.

Studien zur Kritischen Psychologie

Band 1: Einführende Referate
Ca. 300 Seiten, DM 15,–

Band 2: Diskussion
Ca. 700 Seiten, DM 18,–

Band 1 und 2 bei geschlossener Abnahme DM 30,–

Die kritische Psychologie hat in den letzten Jahren einen großen, ungeahnten Aufschwung erfahren. Dies gilt auch für die Bundesrepublik und Westberlin, wo neben der Rezeption materialistischer Untersuchungen aus dem kapitalistischen und sozialistischen Ausland besonders die Arbeiten der Westberliner „Holzkamp-Schule" eine immer größere Bedeutung gewinnen.
Gegenstand der kritischen Psychologie ist die Persönlichkeit, deren Wesen das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse ist. Das Erkenntnisinteresse zielt auf die vorwärtstreibenden bzw. hemmenden Momente der individuellen Entwicklung, auf die gesellschaftlichen Bedingungen der allseitigen Entfaltung. In diesem Rahmen untersucht die kritische Psychologie die Naturgeschichte des Psychischen und die menschliche Natur, das Verhältnis von Handlungen und Fähigkeiten, Probleme des individuellen Bewußtseins sowie des Sprachvermögens und umfassend die Gesetzmäßigkeit des sich zwischen Geburt und Tod konstituierenden Lebensprozesses.
Mit diesem thematischen Umriß ist die Aufgabe der neuen Reihe „Studien zur kritischen Psychologie" in doppelter Weise benannt: Einerseits soll sie Bestandteil der wissenschaftlichen Klärung relevanter Probleme sein; andererseits soll sie dem stark angewachsenen Interesse an der kritischen Psychologie durch Einführungen in allgemeine und besondere Fragestellungen gerecht werden.

Pahl-Rugenstein Verlag
Gottesweg 54, 5000 Köln 51

ARGUMENT-SONDERBÄNDE AS

Dezember 1977 erscheint:

AS 19 Projekt Automation und Qualifikation: Entwicklung der Arbeit: Theorie ihrer empirischen Analyse

Fortsetzung der Studie über die Ausbreitung der Automation in der BRD (Argument-Sonderband 7).

In Auseinandersetzung mit bisherigen industriesoziologischen Untersuchungen und Theorien enthält dieser Band den Methodenteil der umfangreichen empirischen Untersuchung von Tätigkeiten und Qualifikationen an automatischen Anlagen in der BRD. Die Entwicklung und Begründung der eigenen Methode stellt zugleich einen Beitrag dar zum aktuellen Problem des Verhältnisses von allgemeiner Theorie und Empirie. Dieses Problem, das sich auch für marxistische Theorie akut stellt, wird hier im besonderen Bereich der Erfassung von Arbeitstätigkeiten exemplarisch zu lösen versucht.

Die Übersetzung allgemeinster gesellschaftswissenschaftlicher und ökonomiekritischer Kategorien in Fragen, die faktische Vorgänge zu erfassen erlaubt, schließt mit der Präsentation des Fragebogens, mit dem das Projekt in den Betrieben gearbeitet hat. So gibt der Band zugleich einen umfassenden kritischen Literaturüberblick und eine Didaktik empirischer Methodologie.

1978 folgt die Auswertung der Untersuchung in 80 Betrieben der BRD und Westberlins.

Adressaten: Soziologen, Psychologen, Ökonomen, Arbeitswissenschaftler, Pädagogen, Techniker.

Argument-Verlag Postf. 210730 7500 Karlsruhe